

Leben heute: Mehr Frauen, mehr Freude, mehr Leben, neue Rubriken

Nummer 40 – 7. Oktober 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Ruhe in Frieden, James Bond

Er trotzte allen Bösewichten. Nun erledigt ihn der Zeitgeist.

Peter Wälty

Was China wirklich will

Die Ängste des Westens sind unbegründet. *Ian Buruma*

Ausländergewalt in der Schweiz

Zahlen und Fakten zu Waffendelikten und Jugendkriminalität.

Christoph Mörgeli

Menschen und Meinungen

Charlene von Monaco,
Marcel Niggli, Manny Pacquiao,
Madonna u. a. m.

4
706900 107761
07



Druck Blau Rot

Safran

Vichy Rot Blau

Marine

Azur

Terra

Streifen Blau

Karo Azur

Karo Terra

HEMD & TROYER
2 KAUFEN
 nur Fr. **99.⁹⁰**

Bestellen Sie Hemd und Troyer **oder**
2 Hemden oder 2 Troyer Ihrer Wahl
 und bezahlen Sie für beide zusammen
 nur Fr. 99.90. Sie sparen bis zu Fr. 80.-

WENN EINFACH ALLES PASST IHR PERFECT MATCH

Zip-Troyer Herbstlaub

Reine Baumwolle: leicht angeraut, weich & wärmend.

Unkompliziert: Der Pullover behält in der Waschmaschine seine Form.

Raffiniert: Die sanfte Zweifarbigkeit und der eingestrickte Kontraststreifen im Kragen runden den Look ab.

Verarbeitung: Troyer-Kragen mit Reißverschluss. Rippelastische Bündchen an allen Abschlüssen.

Material: 100% Baumwolle. Waschmaschinenfest und pflegeleicht.

Azur Nr. 23-3915-5
 Safran Nr. 23-3914-8

Größen: 48, 50, 52, 54, 56, 58/60, 62/64

Extraglatt-Hemd Herbstlaub

Schöne Farben und Muster: Das Hemd gefällt in sportlichen Dessins und gemustert.

Reine Baumwolle: gut zur Haut – und bügelfrei!

Regular Fit: unser gerader, modischer Schnitt für den Herrn.

So bequem: dank Walbusch-Kragen Button-down.

Verarbeitung: Walbusch-Kragen Button-down. Doppelte Rückenpasse. 1 Brusttasche. Verstellbare 2-Knopf-Manschetten. Abgerundeter Saum. Bequem weite Form.

Material: 100% Baumwolle. Waschmaschinenfest und bügelfrei.

Extraglatt-Hemd Herbstlaub

| Ärmellängen ca. | verkürzt 58 cm | normal 64 cm | extralang 69 cm |
|-----------------------|-------------------|------------------|--------------------|
| Kragenweiten | 38 bis 46 | 38 bis 46 | 39 bis 46 |
| Karo Azur | 13-6174-6 | 15-6174-4 | 16-6174-3 |
| Streifen Blau | – | 15-6171-3 | 16-6171-2 |
| Vichy Rot/Blau | 13-6172-2 | 15-6172-0 | – |
| Karo Terra | – | 15-6170-6 | 16-6170-5 |
| Druck Blau/Rot | – | 15-6173-7 | 16-6173-6 |

Kragenweiten: 38, 39/40, 41/42, 43/44, 45/46

BESTELLSERVICE

071 727 99 86 www.walbusch.ch/top22

5 Jahre Langzeit-Garantie • Kauf auf Rechnung. Unsere Preise enthalten die gesetzliche Schweizer Mehrwertsteuer. Sie gelten für Lieferung in der Schweiz bei Zahlung innerhalb von 30 Tagen ab Rechnungsdatum. Für Versandkosten, Porto und Verpackung berechnen wir lediglich eine Kostenpauschale von Fr. 6.95 pro Auftrag. Walbusch, Parkweg 2, 9443 Widnau SG



HW2.1/22.CH

Wehret den Anfängen!

Die Schweiz ist auf einer abschüssigen Bahn. Ich rede nicht vom Wohlstand. Der ist noch da. Es geht uns zu gut. Ich rede von der Freiheit. Wir sind im Begriff, die Freiheit abzuschaffen. Ohne es zu merken.

Es ist ein Skandal, wie die Minderheit der Ungeimpften in unserem Land behandelt wird. Der Staat grenzt sie aus, unterdrückt sie, beraubt sie fundamentaler Freiheitsrechte. Menschen zweiter Klasse, Heloten, Untermenschen?

Die Medien und viele Politiker jubeln mit, be rauschen sich auf Seiten der Mehrheit an diesem Akt der Unterdrückung einer Minderheit. Es ist widerlich. Hier zeigt sich, was mit Medien geschieht, die sich von den Regierenden durch Subventionen kaufen lassen. Ein trauriges Kapitel.

Der Bundesrat schafft den zertifizierten Schweizer. Angeborene Freiheitsrechte werden plötzlich an willkürliche Bedingungen geknüpft. Haben wir den Verstand verloren? Seit wann darf uns der Staat medizinische Behandlungen aufzwingen? Der faktische Impfwang ist nichts anderes.

Der Bundesrat regiert in unsere Körpersäfte hinein. Damit bricht er die Verfassung. Und er verlässt den Boden wissenschaftlicher Erkenntnis. Ungeimpfte sind für die Geimpften, die ja geschützt sind, keine Bedrohung. Wieso unterdrückt man sie?

Die Unterdrücker widersprechen. Der Ungeimpfte stelle für sich selber eine Bedrohung dar. Und jetzt? Der liberale Staat hat nicht die Aufgabe, seine Bürger daran zu hindern, krank zu werden. Macht er es trotzdem, reisst er eine Macht an sich, die ihm nicht zusteht.

Aber die Ungeimpften sind doch eine Gefahr für unser hochwohlheiligtes Gesundheitswesen! Sie nehmen anderen, «legitim» Kranken, die Spitalbetten weg, binden Kapazitäten, die anderswo gebraucht würden, weil die Ungeimpften selber schuld sind, wenn sie krank werden.

Was die Verfechter dieser Gesundheitsdespotie nicht sagen, aber meinen: Es gilt, den gesunden Volkskörper zu schützen vor den ungesunden Ungeimpften!

Merken die Fürsprecher der Gesundheits-tyrannie, der Minderheitenunterdrückung wirklich nicht, in welcher finsternen Vergangenheit sie sich hineinargumentieren?

Zu hart formuliert? Wenn die Mehrheit nicht hinschauen will, muss man die Dinge zur Kenntlichkeit entstellen.

Als die erste Aids-Welle unter den Schwulen und unter den Drogensüchtigen tobte, hat nie-

mand die Diskriminierung dieser Minderheiten gefordert. Zum Glück nicht! Niemand hat den Schwulen einen Kondomzwang befohlen oder die Drogensüchtigen auf Zwangsentzug gesetzt. Zu Recht!

Es gab keine Prämien für «Safer Sex», und niemand wäre auf die Idee gekommen, einen Heroinsüchtigen vom sozialen Leben, vom Kino- oder Restaurantbesuch auszuschliessen. Mit kaltblütiger Selbstverständlichkeit werden heute allerdings die Ungeimpften ausgegrenzt, obwohl sie nicht die geringste Bedrohung darstellen für alle anderen, die sich freiwillig haben impfen lassen.

Der Bundesrat behauptet, die Zertifizierung bringe die Freiheit zurück. Welch sprachpornografische Begriffsverdrehung. Freiheit, die auf der Unfreiheit von Minderheiten beruht, ist keine Freiheit, sondern Unfreiheit.

Und an alle, die sich mit der Feststellung beruhigen, es treffe ja nur die Ungeimpften: Immer beginnt die Abschaffung der Freiheit bei einer Minderheit. Diese wird verleumdet und verketzert, um sie der Verachtung und der Entrechtung preiszugeben.

Doch dann geht es weiter. Als Nächstes geraten die Personen ins Visier, die sich mit der diskriminierten Minderheit solidarisch zeigen.

Seit Wochen wird Bundesrat Ueli Maurer von den Medien wie ein Staatsfeind attackiert, nur weil er eine Kutte der Freiheitstrychler trug, die

mit ihren Treicheln für die Freiheit auf die Strasse gehen.

Die gleichen Medien wiederum stellen sich schützend vor einen Bundesrat wie Alain Berset, der die Staatsmacht zur Bereinigung seines Privatskandals missbraucht, Bodyguards der Macht.

Umdeutung der Begriffe auch hier: Wer heute für die Freiheit ist, kommt in den Medien dran als Feind der Freiheit, die eigentlich Unfreiheit ist, weil sie die Unterdrückung von Minderheiten voraussetzt. Unfreiheit breitet sich aus unter dem Decknamen der Freiheit, die keine ist.

George Orwell, übernehmen Sie!

Munter schreitet die Zerstörung der Freiheit durch den Staat und die mit ihm verbundenen Legionen voran.

In den USA sperren die grossen Networks Facebook und Youtube auf ihren Kanälen inzwischen Mediziner, die gegen das Impfen sind und der staatlichen Corona-Politik widersprechen. Dabei gehört zur Wissenschaft immer auch der Widerspruch wie die Skepsis, das Querdenken zur Demokratie. Bei Corona ist Widerspruch verboten.

Wissenschaft ohne Widerspruch aber ist das Gegenteil von Wissenschaft, Demokratie ohne Skepsis und Querdenken das Gegenteil von Demokratie.

Die internationalen neuen Medien, aber auch die immer mehr am Staatstropf hängenden herkömmlichen Verlagsorgane bilden ein Kartell der befohlenen Wahrheit, also der Unwahrheit. Sie legen fest, was gesagt werden darf und was nicht. Sie sind Verräter an sich selbst.

In Deutschland ist der Oppositionssender Russia Today soeben von Youtube verbannt worden, weil er auch Skeptikern der Corona-Politik Sendezeit einräumte. «Wir sind die einzige Quelle der Wahrheit», dröhnt Neuseelands Ministerpräsidentin Jacinda Ardern, die ihre Insel wie eine Gefängnisaufseherin regiert.

«Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Gewerkschaftler holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Gewerkschaftler. Als sie die Juden holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Jude. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.»

Die Worte des grossen deutschen Theologen Martin Niemöller haben ihre Dringlichkeit nicht verloren.

Zwischen der Freiheit und der Unfreiheit stehen nur wir, die heute lebenden Schweizer. Wehret den Anfängen! R. K.

Chirurgen mit Sinn fürs Schöne.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie

James Bond und Peter Wälty, Reportage aus Thüringen, Marcel Niggli, Dania Schiftan, Julie Burchill, Manuela Frey u. v. a. m.

Die *Weltwoche* verstärkt ihre digitalen Aktivitäten. Neu stösst als Head Digital der ausgewiesene Online-Spezialist Peter Wälty zu uns. Wälty verantwortet die redaktionelle und kommerzielle Weiterentwicklung des Weltwoche-Internetauftritts auf der Grundlage der schnell wachsenden Formate «*Weltwoche daily*» und «*Weltwoche daily Deutschland*». Wälty gehört in der Schweiz zu den führenden Exponenten seines Fachs: Er lancierte mit grossem Erfolg unter anderem *20 Minuten online*, baute dann das Tamedia-Newsnetz auf und war schliesslich als Digitalchef zuständig für die Online-Präsenz der Boulevardzeitung *Blick*. Abgesehen davon ist Peter Wälty mit Erfolg als Buchautor und Journalist tätig, eines seiner Spezialgebiete ist James Bond. So eröffnet er sein Wirken bei der *Weltwoche* gleich auch mit einer Titelgeschichte. Wir freuen uns sehr auf die Zusammenarbeit zur digitalen Weiterentwicklung unserer Traditionsmarke des unkonventionellen Journalismus – unabhängig, kritisch, gut gelaunt. **Seite 16**

Weiter vertieft die *Weltwoche* ihr journalistisches Angebot im Ressort «Leben heute». Wir gehen näher an die Leute heran, lassen Klassiker aufleben und bringen neues weibliches Feuer ins Blatt. In dieser Ausgabe erfahren Sie unter anderem, wer auf dem besten Weg ist, der nächste Spitzengoalie à la Yann Sommer zu werden («Menschen von morgen»), oder womit sich die erste Polizeikommandantin der Schweiz, Barbara E. Ludwig, heute beschäftigt («Was macht



Das indiskrete Interview:
Model Manuela Frey.

eigentlich?»). Neu bespricht die bekannte Autorin und Sexologin Dania Schiftan wöchentlich «alles, was Sie schon immer über Sex wissen wollten». Die traditionellen *Weltwoche*-Gesellschaftskolumnen funkeln natürlich weiterhin: Claudia Schumacher («Fast verliebt»), Linus Reichlin («Unten durch») und Mark van Huiseling («Wunderbare Welt») eröffnen wie gehabt den «Leben heute»-Teil. Auf die fachkundigen Einblicke und Kritiken aus der Welt des Genusses, des Zeitgeists und des Unternehmertums – «Essen», «Wein», «Auto», «Objekt der Woche», «Zeitzeichen», «Mittagessen mit...» – können Sie sich ebenfalls nach wie vor

verlassen. Mit den Rubriken «Frauen», «Bei den Leuten», «Häuser» und dem «Indiskreten Interview» (diesmal mit Model Manuela Frey) ganz am Schluss runden wir die Neuerungen ab. Die Kolumnen von Tamara Wernli, Andreas Thiel und Michael Bahnerth befinden sich neu im vorderen Teil des Blatts. Bahnerth weitet sein Themenfeld aus und widmet sich nach den «Sehnsuchtsorten» neu der «Education Sentimentale». **Seite 70**

Thüringen – wer die Zeitungen liest, könnte meinen, im kleinen Bundesland der ehemaligen DDR lebten mehr Nazis als Normalbürger. Wie ist die Lage wirklich? Warum wählen so viele Bürger Alternative für Deutschland (AfD), deren Namen sich kaum jemand auszusprechen traut? Wir haben uns umgesehen. **Seite 34**

Noch nie hat der Bundesrat in Friedenszeiten derart massiv in die Grundrechte eingegriffen wie während der Corona-Krise. Mit Verweis auf das Pandemiegesetz wurden einschneidende Verbote und Gebote dekretiert. Während sich die meisten Juristen in beredtes Schweigen hüllten, kritisierte der renommierte Rechtsprofessor Marcel Niggli die Massnahmen der Regierung schon sehr früh. Sowohl für die Masken- wie auch für die Zertifikatspflicht fehlt nach seiner Auffassung eine rechtliche Grundlage. Redaktor Alex Baur hat den aufmüpfigen Rechtsgelehrten in Freiburg besucht und seinen Werdegang nachgezeichnet. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

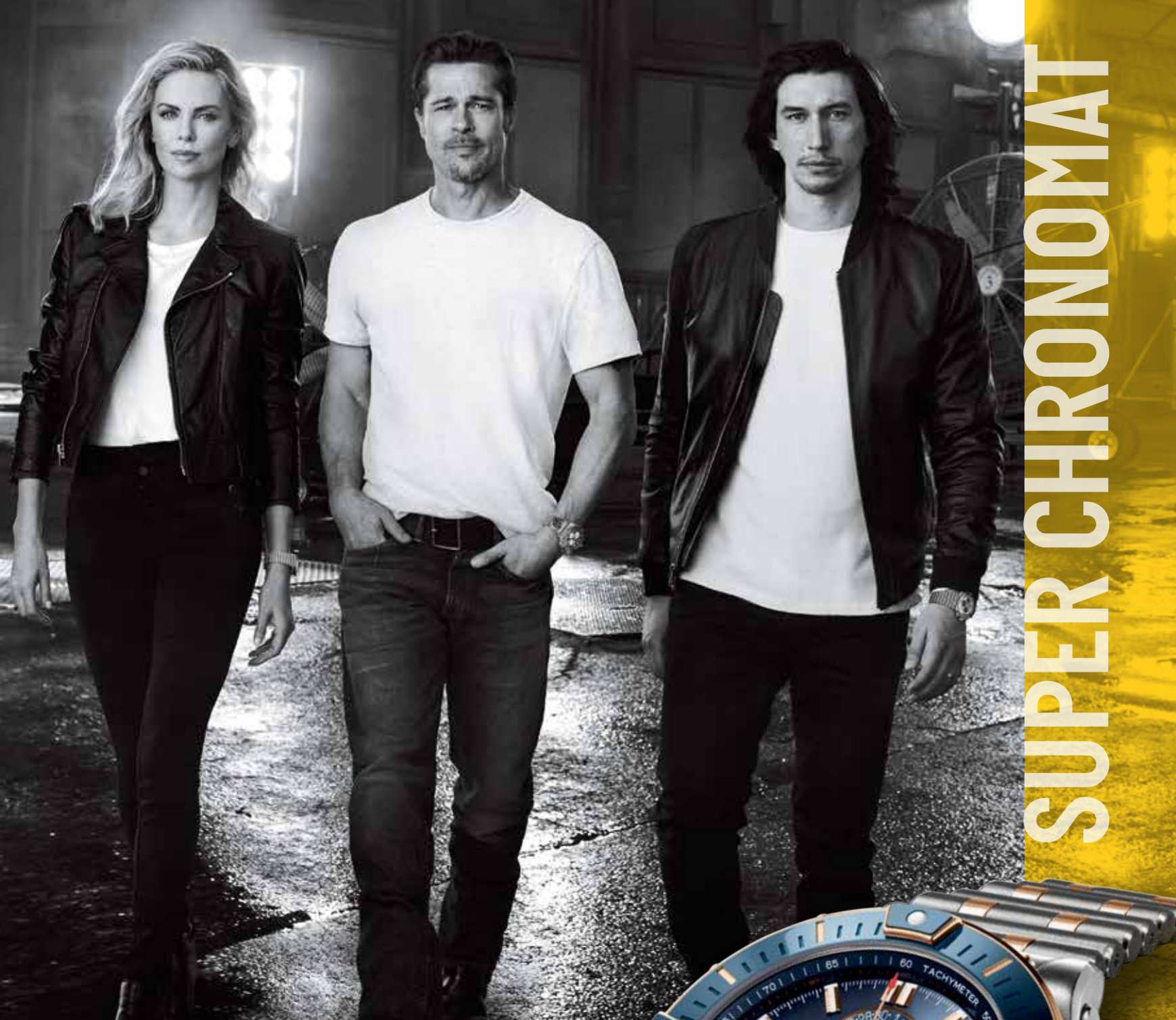
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die *Weltwoche* wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





Time to die: Daniel Craig. Seite 16



Chinas Weg: Xi Jinping. Seite 26



Importierte Gewalt: Seite 22

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Medienkartell für Steuerkartell
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Sandra Buchmann
- 10 Tagebuch Moritz Rinke
- 12 Education sentimentale
Flughöhe der Liebe
- 13 Bern Bundeshaus
Experten an der Macht
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Démontage royal
James Bond, erledigt vom Zeitgeist
- 18 Inside Washington
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli Unappetitlicher Hochsteuer-Filz
- 20 Verschwörung gegen Trump
Hillary Clintons «Russia-Gate»
- 21 Peter Bodenmann Kein Gas in der Birne
- 22 Ausländergewalt in der Schweiz
Gründe der beunruhigenden Entwicklung
- 24 Charlene von Monaco
Selbstfindung einer Frau
- 25 Thierry Burkart Der neue FDP-Präsident
verärgert die Bürgerlichen
- 26 Was China wirklich will
Die Ängste des Westens sind unbegründet
- 28 Armin Laschet
Houdini der deutschen Politik
- 29 Kurt W. Zimmermann
Fake News im Entengeschwader
- 30 Ballade von Madonna
Göttin, die nicht altern will
- 31 Thiel Stammtisch

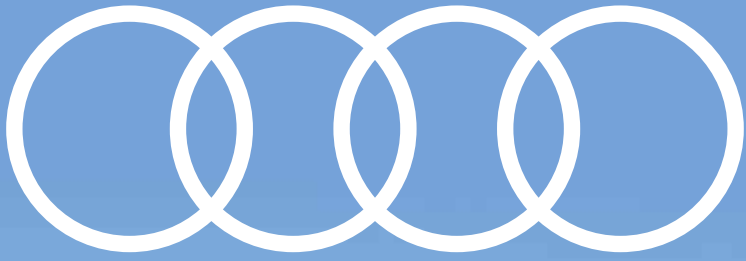
- 32 Narko-Staat an der Nordsee
Die Niederlande im Fadenkreuz
- 33 Tamara Wernli «Pimmelgate»
- 34 Wo die AfD eine Volkspartei ist
Reportage aus Thüringen
- 36 Elitetruppe «Tigris» Fragwürdiger
Einsatz gegen Bertschs Ex-Geliebte
- 37 Faust Gottes will Präsident werden
Manilas Boxlegende Manny Pacquiao
- 38 Wenn Recht zu Unrecht wird
Marcel Niggli Kritik am Corona-Regime
- 40 Sturm über Neuseeland
Jacinda Arderns unsanfte Landung
- 41 Rote Planeten
Linke Städte für die 99-Prozent-Initiative
- 42 Was von Angela Merkel bleibt
Gegenrede von Peter J. Brenner
- 45 Reales Geld für virtuelle Werke
Der letzte Schrei in der Kunstszene
- 46 Warum der *Blick* keine Zeitung mehr ist
Analyse von Mario Widmer
- 48 Italien Mussolinis Nachfolger
entdecken die Freiheit
- 49 Rache der Frau Annäherungstipps
- 50 Wer regiert Amerika?
Zweifel an Joe Biden
- 51 News Steuerkrieg statt Freihandel
- 52 News Neue Willkür im Fall Berger
- 52 Lob der Schweizer Milch
Nichts ersetzt den Muntermacher
- 53 Anabel Schunke
Die besseren Unterdrückten
- 54 Leserbrief
- 55 Nachrufe Bernard Tapie,
Robert Haussmann
- 56 Beat Gygi Wie der Staat
die Träume der Jungen zerstört

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Georges-Arthur Goldschmidt
Das eigene Schicksal durchexerziert
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 66 Serien «Neumatt»
- 67 Klassik Nikolaus Harnoncourt
- 68 Kunst Willi Forrer
- 69 Podcast Lanz & Precht
- 69 Jazz Kenny Garrett

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Greta Thunberg
- 72 Was macht eigentlich?
Barbara E. Ludwig
- 73 Häuser Villa Malaparte
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Menschen von morgen
Philipp Köhn, Torhüter
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ...
Rolf Studer, Chef der Uhrenmarke Oris
- 80 Bei den Leuten
Funkelnde Nacht des Films
- 82 Das indiskrete Interview
Manuela Frey, Model und Moderatorin



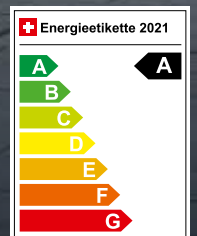
Formvollendete Zukunft.

Der neue, rein elektrische
Audi Q4 Sportback e-tron.



Future is an attitude

Audi Q4 Sportback 35 e-tron, 170 PS, 18,6 kWh/100 km, 0 g CO₂/km, Kat. A



Medienkartell für Steuerkartell

Die orchestrierte Kampagne um die «Pandora Papers» zeigt:
In Sachen Transparenz stehen die Finanzmärkte besser da als die Medien.

Alex Baur

Viel ist in diesen Tagen von Moral die Rede. «Ich denke, die wenigsten dieser Trusts werden illegal sein», räumte SRF-Wirtschaftsexpertin Charlotte Jacquemart ein, «diese Papers zeigen nichts, was wir nicht wussten.» Trotzdem sei die Kampagne um die «Pandora Papers» wichtig. Durch das Anprangern könne man den «Steuroptimierern» bewusst machen, dass sie der Gesellschaft schaden, und die Politiker auch mal unter Druck setzen.

Seit Anfang Woche steht das SRF-Publikum unter Dauerberieselung mit vermeintlichen News, die im Grunde keine sind. Leider vergisst der gebührenfinanzierte Schweizer Rundfunk jeweils, zu erwähnen, dass er Teil eines weltweiten Konglomerats von Medienschaffenden und Verlagen ist, das die Kampagne um die «Pandora Papers» seit Monaten sorgfältig geplant und orchestriert hat. Hier liegt jedoch das Hauptproblem der Geschichte: Auf den Offshore-Finanzplätzen mag vieles intransparent sein, noch viel undurchsichtiger sind die Klüngeleien der Medien, die über sie richten.

Kriminelle Datenbeschaffung

Das International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) ist nach eigenen Angaben ein Netz von 600 Journalisten aus den weltweit namhaftesten Redaktionen. Dank grosszügiger Unterstützung durch Multimilliardär George Soros kann sich das Konsortium 36 festangestellte Rechercheure leisten, die Hälfte von ihnen in den USA. Sie steuern die Kampagnen, indem sie wohlgesinnte Redaktionen mit vertraulichen Daten füttern, die bei einem Treuhänder gestohlen, von einem Anwalt oder einem Banker verkauft wurden.

Alle paar Jahre lanciert das ICIJ eine globale Kampagne, um die angeblichen Finanzverbrechen der Reichen und Mächtigen zu denunzieren. Ob «Swiss Papers», «Paradise Papers» oder «Panama Papers», nicht nur die Slogans ähneln sich, auch der Inhalt ist stets derselbe. Man erfährt, wessen Name in irgendwelchen Firmen erscheint. Doch nirgends wird dargetan, was der Betreffende genau verbrochen haben soll. Sicher illegal ist jeweils nur die Beschaffung der Daten.

Vor allem wissen wir nie, wer diese Daten gestohlen und dem ICIJ zugespielt hat. Das können Konkurrenten sein, Nachrichtendienste, vielleicht auch nur korrupte Angestellte. Wir wissen nicht, welche Interessen sie verfolgen, wer allenfalls vom Pranger verschont oder gar erpresst wurde. Es fällt nur auf, dass US-Offshore-Plätze wie Delaware oder auch Liechtenstein kaum erwähnt werden. Verglichen mit der journalistischen Heimlichtuerei, ist das Bankgeheimnis löchrig wie ein Sieb.

Weil das System ICIJ die weltweit wichtigsten Leitmedien zu einem kartellartigen Verbund vereint, muss es sich kaum vor Kritik fürchten. Kleinere Redaktionen, die sich keinen eigenen «Recherche-Desk» leisten können, hecheln den fabrizierten Nachrichten hilflos nach. Nichts ist

Zur Bekämpfung der Geldwäscherei trägt der mediale Pranger für Promis und Politiker kaum bei.

überprüfbar. Tatsächlich kochen auch die Grossen nur mit Wasser. Was grossartig als «Recherche» verkauft wird, ist in der Regel nicht mehr als eine Indiskretion. Aber man weiss natürlich nie, was sie noch in der Hinterhand haben. Also bleibt man vorsichtig.



„Okay! Und jetzt alle wieder die Ideen mit-schreiben...“

Neben der Schweiz geraten Panama und die bekannten Offshore-Finanzplätze in der Karibik regelmässig ins Visier des ICIJ. Es wird dabei insinuiert, dass der einzige Zweck einer Sitzgesellschaft auf den Virgin Islands oder den Cayman Islands Geldwäscherei und Steuerhinterziehung sei. Doch dieser Eindruck ist falsch. Wer beispielsweise in Entwicklungsländer mit einer hohen Rechtsunsicherheit investiert, tut gut daran, eine Offshore-Gesellschaft dazwischenschalten. Wer anstelle einer Villa in der Provence die Firma kauft, welche diese besitzt, erspart sich viel Bürokratie.

Passend zu den Bestrebungen der OECD

Offshore-Firmen haben eine lange Tradition. So verlegte Nestlé den Hauptsitz während des Zweiten Weltkriegs vorübergehend nach Panama – nicht, um Steuern zu sparen, sondern um die internationale Firma während gefährlicher Zeiten in einem neutralen Hafen zu beschützen. Der Steuersatz ist nur einer von vielen Faktoren für eine Standortwahl. Sonst würden alle Firmen in der Schweiz ihren Sitz nach Zug oder Schwyz verlegen, oder, warum nicht, auf die Bahamas.

Jede internationale Banktransaktion im Betrag von über 10 000 Dollar wird heute in den meisten Ländern kontrolliert, sie muss begründet und dokumentiert werden. Eine Briefkastenfirma auf einer anrühigen Karibikinsel ist dabei eher ein Hindernis als ein Vorteil. Zur Bekämpfung der Geldwäscherei trägt der mediale Pranger für wohlhabende Promis und Politiker kaum bei.

Die «Pandora»-Kampagne passt hingegen zu den Bestrebungen der OECD, die Steuersätze weltweit zu vereinheitlichen. Die Länder können die Steuerschrauben nur anziehen, wenn ein Ausweichen nicht mehr möglich ist. In erster Linie sind davon nicht die illegalen, sondern die legalen Geschäfte betroffen. Ein weltweites Steuerkartell soll den Wettbewerb um steuerliche Standortvorteile unterbinden. Und das weltweite Medienkartell liefert ihm dabei nützliche Dienste.

Liebe Sandra Buchmann

Sie sind Leiterin der Sekundarschule Neftenbach ZH und machen Schlagzeilen, weil Sie bei Anstellungsgesprächen mit neuen Lehrpersonen die Schüler und Schülerinnen mitreden lassen. Diese sollen dabei zum Beispiel herausfinden, «ob die Lehrperson gut auf die Schüler eingehen kann». Gefragt wird dann auch, ob die Schüler etwa bei privaten Problemen Hilfe beim Lehrer erhalten könnten.

Kurz: Die Schülerinnen sollen sagen, ob die Lehrperson ihnen gefällt.

Ich finde den Ansatz völlig falsch. Hilfe vom Lehrer bei privaten Problemen ist problematisch, wenn nicht sogar brandgefährlich. Wenn in den Schulen, die ich besucht habe, nur die netten Lehrpersonen angestellt worden wären, hätten wir vielleicht freundliche Nannys gewonnen, aber der Lehrstoff wäre auf der Strecke geblieben.

Unsere besten Lehrer hatten treffende Übernamen. Der eine hiess «Schloch» (wir liessen



Keine warme Dusche: Pädagogin Buchmann.

den A... weg), der andere «Järi», weil er jähzornig werden konnte. Beide unterrichteten gut, verschafften sich Respekt und haben von uns etwas gefordert.

Ein mittelmässiger Lehrer, der mit uns nach der Schule noch abhängte und wirklich ein lieber Kerl war, kriegte von uns null

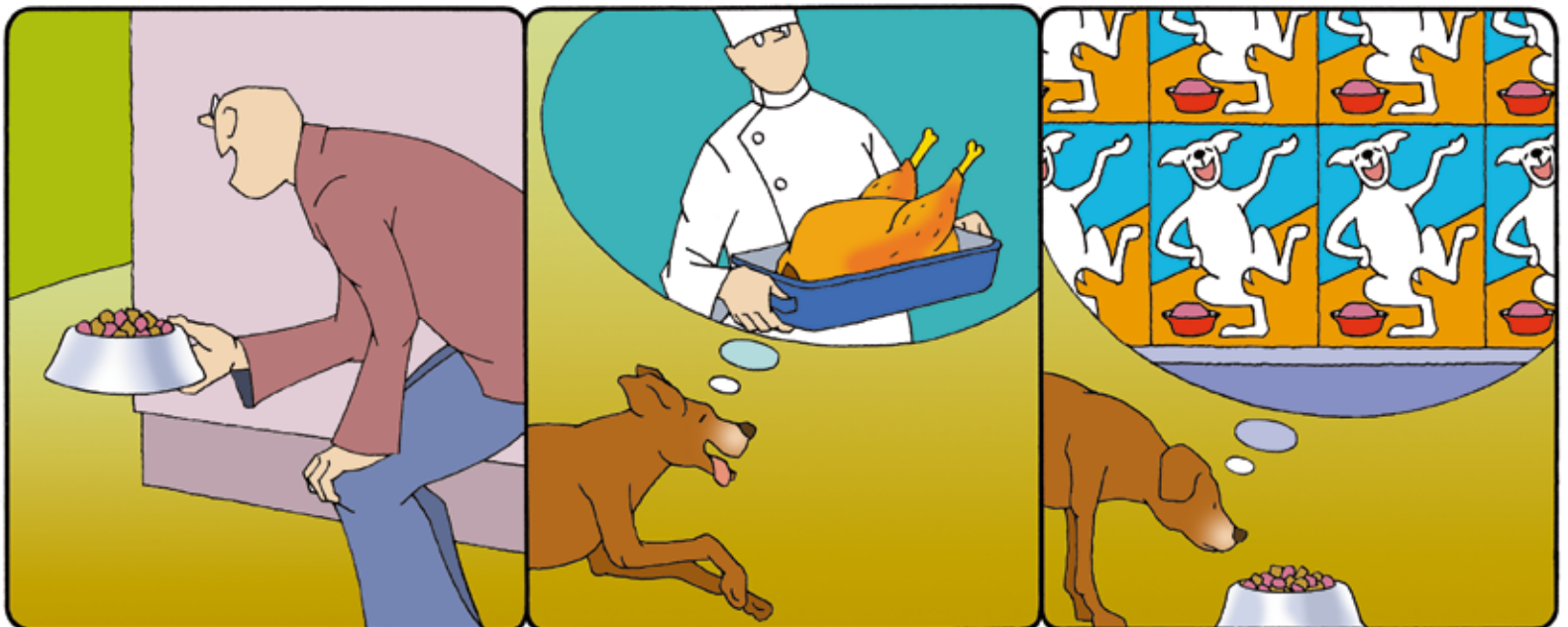
Respekt. Wir hätten ihn aber sofort angestellt, denke ich.

Wenn ich heute sehe, wie gut respektive schlecht Schulabgänger schreiben und rechnen können, selbst Gymnasiasten, muss ich annehmen, dass die Lehrer im Umgang mit den Kindern sehr nett und verständnisvoll sind. Die Schüler erhalten durch dieses Mitspracherecht «noch mehr Wichtigkeit», sagen Sie. Ich denke, es ist an der Zeit, dass endlich der Lehrstoff wieder die Wichtigkeit erhält, die er verdient.

Die Schule ist keine warme Dusche, sie soll junge Menschen dazu befähigen, selbst zu lernen. Und zu lernen, wie man arbeitet. Dazu braucht es Respektspersonen, die auch streng sein können und nicht gleich ins Burn-out fliehen, wenn sie von den Schülern nicht sonderlich geliebt werden.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Moritz Rinke



Als Angela Merkel noch nicht Bundeskanzlerin war, hatte ich eine Lesung im Kanzleramt. Das war unter der SPD gute Tradition, und Bundeskanzler Gerhard Schröder lud erst Günter Grass für die Literatur und dann mich für das Theater ein. Ich bereitete eine szenische Lesung meines Stücks «Republik Vineta» vor, in dem es viel um grosse Visionen und männliche Macht geht und wie Letztere die Visionen begräbt. Das Stück passte gut ins Kanzleramt, und es war ein Wunder, wie man mir das Stück durchgehen liess.

Danach galt ich bei der Presse dennoch als SPD-Schriftsteller, sogar als Kanzlerliebling. Bei allen folgenden Wahlen wurde ich als SPD-Wähler ausgerufen, obwohl ich immer die Grünen wählte.

Bei dieser Wahl hatte ich schon vorher verkündet, dass ich die Grünen wähle. «Echter Klimaschutz, jenseits von Lippenbekenntnissen», hiess es in dem Aufruf, den ich unterschrieb. (Tatsächlich haben wir schon lange so eine Art «Unterschriftstellertum» in Deutschland, ich kenne Autoren, die schreiben gar nicht mehr so viel, aber sie geben Unterschriften.) Aber jetzt fand ich die Unterschrift wirklich wichtig: Echter Klimaschutz, was sollte wichtiger sein?

Kurz vor der Wahl bekam ich eine Postkarte. «Hallo. Ich finde es gut, dass Sie Frau Baerbock unterstützen. Bitte fahren Sie ab sofort mit der Bahn in den Urlaub! MfG ...» Mehr stand da nicht. Eine Leserin, die eine Kolumne von mir gelesen hatte, schrieb: «Bringen Sie Ihren Sohn mit dem Rad zur Schule!» Ohne eine Einleitung und Begrüssung, sie bezog sich mit ihrer Frage nur auf eine Szene, in der ich mich mit mei-

nem Sohn an der Ampel im Auto über die Wahlkampfplakate unterhalten hatte.

Ich überlegte, zu antworten, dass es in Berlin nicht so einfach sei, ich müsste ungefähr eine Stunde mit dem Jungen Fahrrad fahren, hin und zurück zwei Stunden, vielleicht müsste man einfach abwägen zwischen dem Benutzen des Autos zur Schule und anderen Fahrten, bei denen man stattdessen auf das Auto verzichtet?

Dem Postkartenschreiber wollte ich antworten, dass die Schwiegereltern leider in Antalya leben. Wenn ich da mit der Bahn hinfahren würde, käme ich nie an, das gelingt schon fast nicht mehr mit der Bundesbahn in Deutschland.

Ich bekam eine Einladung von den Grünen zu einem Beuys-Abend, den Brief schickte mir der Parteivorsitzende Robert Habeck. Er schrieb: «Liebe*r Moritz Rinke...» Ich war kurz davor, zu antworten, dass seine Anrede zwar keinen Rückschluss auf mein Geschlecht zuliesse, er aber doch eigentlich wissen müsste, dass es sich in meinem Fall um einen «Lieber» ohne Sternchen handeln würde, alles andere hätte ihm doch auffallen müssen. Ich war, offen gestanden, etwas genervt, dass ausgerechnet von den Grünen das Überkorrekte vor dem Persönlichen kam, und dann auch noch bei einem Beuys-Abend! Es wirkte beflissentlich, sogar spiessig.

Innerlich tendierte ich plötzlich zur SPD. Zur unaufgeregten Art von Kanzlerkandidat Olaf Scholz, ohne Sternchen. Aber ich hatte Gewissensbisse: Kann ich jahrelang als SPD-Wähler gelten, jedoch immer grün wählen und dann erstmals öffentlich für die Grünen eine Unterschrift leisten, plötzlich aber heimlich SPD wählen?

Am Wahlsonntag stand ich dann in einer der unendlichen Berliner Schlangen, es war eine ab-

solute Chaoswahl. «Wer noch will, kann reinkommen und wählen, was noch übrig ist», erklärte ein Wahlhelfer im Wahllokal, der nur noch ein Teilsortiment an Stimmzetteln führte. Beherzte Wahlhelfer setzten sich auf Fahrräder, um sogar vertauschte Stimmzettel in die richtigen Bezirke zu bringen, aber sie kamen wegen des Marathons nicht durch, der unbedingt gleichzeitig stattzufinden hatte. In manchen Bezirken kam es an Querungstellen zu Kollisionen von Wählerinnen und Wählern mit Marathonläufern: Die einen wollten wählen, die anderen laufen, am Ende brauchte man Sanitäter.

Ich stand um 18.35 Uhr noch immer in der Wahlschlange. Seit Tagen, seit Wochen zermarterte ich mir den Kopf, was ich wählen soll, und dann gibt es womöglich keine Stimmzettel mehr?! Auf meinem Smartphone leuchtete schon die erste Hochrechnung.

«Det biegen wir jetzt noch um!», schrie einer in der Schlange und ballte die Faust. Andere Wählerinnen und Wähler traten aus der Schlange und gingen weg.

Nicht zu fassen!, dachte ich, das hat ein rotrot-grüner Senat in Berlin zu verantworten! Ausgerechnet Rot-Rot-Grün! Ich war nun kurz davor, erstmals die Freien Liberalen zu wählen, gelb! Gott sei Dank war es an dem Wahlabend erneut so ungewöhnlich warm, dass ich mich dann bis zur Wahlurne doch wieder an das Klima erinnerte.

Moritz Rinke lebt als Schriftsteller und Dramaturg in Berlin. Kürzlich erschien von ihm der Roman «Der längste Tag im Leben des Pedro Fernández García» bei Kiepenheuer & Witsch.



Leserangebot: «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis Und ewig lockt das Fernweh

Direkt an der wunderschönen Promenade des Vierwaldstättersees gelegen, empfängt Sie das charmante 4-Sterne-Hotel zu einem unvergesslichen Aufenthalt. Das «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis bietet Ruhe, Genuss und Erholung sowie ein einzigartiges See- und Bergpanorama. Nicht ohne Grund wird das Kleinod am Fuss der berühmten Rigi als «Riviera der Zentralschweiz» bezeichnet.

Wenn das Fernweh ruft und Sie trotzdem nicht weit verreisen wollen, dann ist Weggis die perfekte Destination. Im «Hotel Rössli Gourmet & Spa» können Sie den Alltag hinter sich lassen und neue Kräfte tanken. Am Morgen steht ein reichhaltiges Frühstücksbuffet für Sie bereit, und am Abend geniessen Sie im Fine-Dining-Restaurant «Equo 1706» die exquisite, marktfrische Küche mit einer Selektion an erlesenen Weinen.

Das Herzstück zum Relaxen ist der 900 m² grosse Spa-Bereich «Equilibrium». Dieser bietet verschiedene Dampfbäder und Saunen, ein Solebad unter freiem Himmel sowie einen Ruheraum mit Himalaja-Salzwand und Sole-Nebel. Im modernen Floating-Tank erleben Sie die Schwerelosigkeit wie im Toten Meer. Ergänzt wird das Wellness-Angebot durch einen Fitnessraum

mit Trainingsgeräten der neuesten Generation.

Auf Wunsch können Sie Ihren Aufenthalt verlängern. Für jede Zusatznacht gewähren wir 15 Prozent Rabatt auf die Tagespreise.



Platin-Club-Spezialangebot

«Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Deluxe Room
- Regionales Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü an einem Abend
- 1 Flasche Prosecco auf dem Zimmer
- 40 Minuten Floating 1x p. P.
- 15 Minuten auf der Massageliege 1x p. P.
- Nutzung Beauty & Spa inkl. Fitness
- 20 % Rabatt auf die Rigi-Bahnen
- Gratis Eintritt Strand- und Hallenbad Lido

Preise:

Zwei Personen: Fr. 640.– (statt Fr. 781.–)
Einzelbelegung: Fr. 550.– (statt Fr. 692.–)

Reservation:

Buchbar bis 19. Dezember 2021
unter dem Stichwort «Weltwoche»
an mail@roessli.ch oder
per Telefon +41 41 392 27 27.
Kostenfreie Stornierung bis 48 Stunden
vor Anreise.

Veranstalter:

«Hotel Rössli Gourmet & Spa»
www.roessli.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Flughöhe der Liebe

Liebe ist die folgenschwerste Gefühlswelt, die der Mensch hervorgebracht hat. Neid, Missgunst und Hass sind viel simpler, trotzdem führt an der Liebe kein Weg vorbei.



Inseln im Meer der Hormone: «L'Homme qui aimait les femmes» von François Truffaut (1977).

Von all den Gefühlswelten auf der Welt scheint die Liebe die am schwersten zu lebende. Neid, Missgunst und Hass sind viel simpler, und vielleicht auch deshalb wird und wurde die Liebe zum Gralshüter alles Menschlichen, zu einer Erlösungsstrategie. Liebe ist die folgenschwerste Gefühlswelt, die der Mensch hervorgebracht hat; da so wärmend wie ein Ofen in einer Winternacht, dort von der Zerstörungskraft einer Atombombe.

Schwer zu sagen, wann die Liebe in die Welt kam. Vielleicht vor 70 000 Jahren, als der Homo sapiens die anderen halbwegs menschlichen Daseinsformen ziemlich lieblos verdrängte. Als sein Gehirn eine Evolutionsstufe erreicht hatte, das ihn in die Lage versetzte, Bewusstsein zu schaffen. Als er merkte, dass es klüger war, seinen Nachbarn wenigstens rudimentär zu lieben, also zu mögen; dass Kinder besser gedeihen, wenn sich ein Mann und eine Frau gemeinsam mit liebevoller Hand um sie kümmern; dass Liebe verbindet und dass, theoretisch zumindest, immer ein Sexualpartner vorhanden ist.

Liebe als Überlebensbündnis

Liebe war damals natürlich noch nicht das, was sie heute in der Einbildung vieler und nach der romantischen Revolution vor 250 Jahren mit ihrem Romeo-und-Julia-Ideal ist; die Rettung seiner selbst und auch der Welt. Liebe war ein Überlebensbündnis, war praktisch, ein relativ simples Werkzeug dafür, der unendlich

menschlichen Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit und Fortpflanzung wenigstens in der Weltabgeschiedenheit einer Höhle oder kleinen Hütte einen Raum zu bieten. Und so, weil ihre Vorteile offenbar ihre Nachteile in Form von Gewöhnung, Reizverlust, Langeweile überwogen, blieb sie mit zunehmendem Facettenreichtum in der Welt.

Als Mann ist es schwer, das Wesen der Liebe zu erfassen. Frauen sind viel besser darin, jedenfalls kommt jeder Mann irgendwann zu diesem Schluss, weil Frauen ihn oft im Namen der Liebe mit in Schuldgefühle führenden Vorwürfen zudecken; all dieses «Du liebst mich zu wenig, du liebst mich nicht, was ist denn das für eine Liebe?» lässt ihn vermuten, dass seine Frau weiss, was Liebe ist, er aber zu doof dafür ist.

Natürlich können Männer lieben, aber es ist kompliziert, obwohl es simpel klingen mag. Männer können Olivenbäume lieben, Autos, sich selbst, Briefmarken, Gott, Golf, Einsamkeit; nur die Liebe zur eigenen Frau scheint ihnen schwerer zu fallen als alle andern Liebesformen. Ich kann dieses Dilemma nicht erklären. Vielleicht liegt diese Unfähigkeit daran, dass Männer viel mehr fürs Verliebtsein gemacht sind, dass viele in diesen weichgespülten Zeiten ewige Jünglinge bleiben, die Luftschlösser bauen können, die nur vielversprechend aussehen und in sich zusammenfallen wie eine Fata Morgana, wenn sie bewohnt werden sollen. Vielleicht ist dies das grösste Defizit des Mannes.

Und dann ist der Dopaminrausch zu Ende, weil länger als das Verliebtsein dauert eine Zigarette, die Frau bleibt, aber neue Hormone kommen, Oxytocin vor allem, das offenbar Frauen in die Gefühlswelten des Positiven wandeln lässt, Männer eher weniger. Frauen fühlen sich dann getragen auf diesen zärtlichen Inseln im Meer der Hormone und streifen feenhaft durch die Landschaft. Männer sitzen rum, werfen Steine ins Meer und fangen an zu nörgeln, die Frauen daraufhin an zu gängeln, und das war's dann, aus Liebespaaren werden solche, die sich für immer schmerzvoll verloren haben.

Ewiges Straucheln

Was dann bleibt, ist beiderseitiger Überdruß, er hat einen Namen, Coolidge-Effekt, und er soll sich dann einstellen, wenn ein Individuum immer wieder nur mit demselben Paarungspartner kopuliert. Das ist eine wirkliche Tragödie, weil ausgerechnet die Sexualität die Liebe bestraft. Zwei Wissenschaftler sperrten 1956 ein Rattenmännchen zusammen mit vier Rattenweibchen ein. Das Männchen paarte sich bis zum Umfallen. Dann nichts mehr, das Männchen war platt. Ein neues Weibchen kam in den Käfig, und der Rattenmann gab wieder alles. Ein Versuch mit einer Hamsterdame und vier Hamstermännchen zeigte ein ähnliches Resultat.

Das sind die Hürden der Liebe, an denen wir straucheln. Und immer straucheln werden, weil dann doch kein Weg an der Liebe vorbeiführt.

Experten an der Macht

Ein schwacher Bundesrat liess die Corona-Task-Force gewähren.
Nun kommen Wissenschaftler aus anderen Disziplinen auf den Geschmack.

Klimaforscher und Physiker Reto Knutti preschte im *Sonntagsblick* nach vorne: Der Wissenschaftler, der mit fast religiösem Eifer an der Weltrettung arbeitet, forderte eine Klima-Task-Force, die sich in der Öffentlichkeit positionieren und in die Debatte einbringen kann. Ansonsten sei es für die Politik zu einfach, die Ratschläge der Wissenschaft zu ignorieren.

Den Klimarettern reicht es also nicht mehr, wie bisher als Berater des Bundesrats im Hintergrund ihre Meinung einzubringen. Die Klimaforscher drängen ins Rampenlicht. Gerade ein Wissenschaftler wie Knutti, der förmlich nach Öffentlichkeit giert, was sich unschwer an seinem Twitter-Verkehr und den Medienauftritten ablesen lässt, kam wohl durch unzählige Auftritte der Corona-Task-Force und deren Einfluss bei der Pandemiebekämpfung auf den Geschmack.

Ohne demokratische Legitimation

Doch wenn man eine Erkenntnis aus den vergangenen bald zwei Corona-Jahren ziehen kann, dann vor allem diese, dass es kein intransparent operierendes Gremium braucht, das mit wissenschaftlichen Halbwahrheiten die Öffentlichkeit permanent aufschreckt und politische Entscheide konterkariert. Der eigentliche Coup der Corona-Task-Force bestand darin, dass sie sich nach Ausbruch der Covid-19-Pandemie selber konstituierte und sich dem Bundesrat, den Kantonen und der Bundesverwaltung als Beratungsorgan aufdrängte. Nur blieb es eben nicht bei der Beratung.

Die Task-Force-Mitglieder drängten an die Öffentlichkeit. Meistens ging es darum, ein bedrohliches Bild der Situation zu zeichnen, die von den Behörden verordneten Massnahmen zu kritisieren und weitere Verschärfungen zu fordern. Im Parlament hagelte es deswegen fast laufend Kritik. SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi (ZG) sprach von «Expertenblindheit», als die Wissenschaftler Anfang 2021 ein düsteres Bild der Pandemieentwicklung zeichneten und es dann ganz anders herauskam. Seine Partei verlangte die Auflösung der Task-Force. Die Nationalräte Marcel Dobler (FDP, TG) und Phi-



Drängt ins Rampenlicht:
Klimaforscher Knutti.

lipp Matthias Bregy (Die Mitte, VS) versuchten, das Gremium ins stille Kämmerlein verbannen.

Der Bundesrat, der von Gesundheitsminister Alain Berset beim Corona-Dossier am Gängelband geführt wurde, fand jedoch bis heute nicht die Kraft, die Forscher in die Schran-

Es ist kein Zufall, dass die Experten bei den Linken und Grünen höchste Akzeptanz geniessen.

ken zu weisen. Als die Kritik laut und lauter wurde, gab Berset in einem Fernsehinterview zwar zu, dass er «am Anfang die Wissenschaft zu wenig hinterfragt» habe. Geändert hat sich danach aber nichts. Das zentrale Problem der Task-Force war und ist, dass sie keine demokratische Legitimation besitzt.

Wie heikel darum die öffentlichen Auftritte dieser Expertenrunde sind, hat *Medinside*, das Portal für die Gesundheitsbranche, in einem vielbeachteten Beitrag vor einigen Monaten ausgeleuchtet. Die Aussagen von Task-Force-Mitgliedern würden jeweils Schlagzeilen machen. Sobald sie von anderen Medien aufgegriffen werden, würden diese dann zu «Fakten», die Ängste und Spannungen schüren und am Ende die Führungskräfte beeinflussen. Dabei handelte es sich um ein nicht gewähltes, nicht repräsentatives Gremium.

Avantgarde integrier Technokraten

Es ist kein Zufall, dass diese Experten besonders bei den Linken und Grünen im Parlament die höchste Akzeptanz geniessen, bei jenen Kreisen also, die sich selber als gebildete Weltbürger abfeiern und ihr eigentlich egoistisches Verhalten für moralisch überlegen halten. Weil die normalen Menschen den hohen moralischen Standards nicht genügen, soll eine Avantgarde integrier Technokraten den Staat leiten – so viel zur Theorie hinter den Plänen und Überlegungen der linken Elite.

Die Corona-Task-Force war gewissermassen der Pilotversuch. Nun soll ein ähnliches Gremium für den Klimaschutz installiert werden. Im Hintergrund laufen ausserdem Bestrebungen, die Einmischung solcher wissenschaftlichen Akteure ins politische Tagesgeschäft zu institutionalisieren. So hat Sabine Süssstrunk, Präsidentin des Schweizerischen Wissenschaftsrats, in einem Interview mit der Hauszeitung einer PR-Agentur zu verstehen gegeben, es müsse ein Gefäss geschaffen werden, dass man im Notfall mit den richtigen Experten füllen könne.

Nichts gegen Wissenschaftler. Aber was wir nicht brauchen, sind Task-Forces auf Halde, die uns den Weltuntergang predigen, wenn es im Sommer ein paar Tage heisser ist als sonst. Wir brauchen einen starken Bundesrat, der die Expertenratschläge in einen Zusammenhang stellt und nicht einfach deren Positionen übernimmt – wie wir das bei der Bewältigung der Corona-Pandemie erlebt haben.

WELTWOCHEN

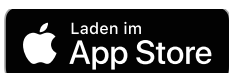
daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

BLICK IN DIE ZEIT

Hanspeter Born



Man kann das Alter nicht überlisten. Einmal ist Schluss. Keine Angst, Federer lassen wir aus dem Spiel. Die Rede ist vom «Hai von Messina». «Lo squalo» Vincenzo Nibali, geboren im Orwell-Jahr 1984, und ein paar andern.

Der Giro di Sicilia, eine fast vierzig Jahre lang eingeschlafene Traditionsrundfahrt, zieht die erste Garde der Rennfahrer nicht mehr an. Immerhin starteten letzte Woche Chris Froome, Alejandro Valverde und eben Nibali, trainingshalber dachte man, oder um zu zeigen, dass es sie noch gibt. Am Donnerstag übersprintet nun der 41-jährige Ex-Weltmeister Valverde, der vor sechs Wochen das Schlüsselbein brach, seine Konkurrenten auf der Zielrampe und streift das Leadertrikot über. Am nächsten Tag reisst Froome aus. Was du kannst, kann ich auch. Er wird geschnappt. Gegen den Schluss ein langer Berg, die Favoriten, Valverde natürlich, alle dabei. Nibali greift an. Auch ihn werden sie holen, aber nein, er überquert den Hügel mit einem Dutzend Sekunden Vorsprung und sticht in die Tiefe. Als einer der weltbesten Abfahrer kurvt er millimetergenau durch enge sizilianische Dorf-gässchen und gewinnt. 26 Monate war der Campionissimo ohne Sieg geblieben. Die italienischen Reporter überschlagen sich: «Grande impresa!» Nibali, der zurückhaltende Sizilianer, wird von Gefühlen überwältigt, versteckt aber das weinende Gesicht im dargereichten Handtuch. Erstmals in seiner langen Laufbahn gewinnt er ein Rennen in der Heimat, *a casa!* «Incredibile», stammelt er.

Sie werden denken, der Verfasser dieser Zeilen sei selbst alt und «fäne» (italienisch

tifare) deshalb für die Alten. Falsch. Schon als Bub, der seine ersten Fussballspiele auf dem Berner Neufeld sah, galt meine Gunst den Spielern, die eigentlich über den Berg waren. Ob-schon wir die Zürcher zu hassen hatten, liebte ich den Grasshopper Fredy Bickel (das Original, nicht den gleichnamigen Manager), der 1938 als Zwanzigjähriger beim sensationellen WM-Sieg gegen Grossdeutschland das entscheidende Ausgleichstor geschossen hatte. Er war mittlerweile über dreissig Jahre alt und dick, wirklich dick. Geduldig wartete dieser behäbige Bickel als stationärer linker Flügel auf den Ball, um

Schon als Bub galt meine Gunst den Spielern, die eigentlich über den Berg waren.

dann mit einmaligen *Tricklis* seinen Bewacher zu narren, bevor er eine Traumflanke in den Strafraum zirkelte – Dinge, die heute jeder talentierte Junior gleich gut kann, aber damals staunte man.

Im Wirrknäuel meines Gedächtnisses tauchen weitere alte Sportgrössen auf, die live zu sehen mir vergönnt war: Stanley Matthews – Sir Stanley Matthews, zu einer Zeit, als höchstens Cricket-Spieler den Ritterschlag erhielten. Im denkwürdigsten aller FA-Cup-Finals lag Blackpool zwanzig Minuten vor Schluss gegen Bolton Wanderers 1:3 im Rückstand. Darauf drehte Matthews fast im Alleingang das Spiel und gab in der Schlussminute die Vorlage zum 4:3-Sieg. Dies war 1953, ich sah Matthews im April 1961, als er im Highbury sein letztes Spiel für Blackpool bestritt. Jedesmal, wenn der Ball zu ihm kam, ahte und ohte das Publikum. Der 46-Jährige (Rückennummer 7 wie CR7) zeig-

te ein paar seiner Kunststücklein, aber war bei der 1:0-Niederlage von Blackpool wenig wirksam.

Noch ein betagter Weltstar, den ich 1980 in Washington sehen durfte, war die 51-jährige kanadische Eishockey-Legende Gordie Howe, der zusammen mit seinen beiden Söhnen die erste Angriffslinie der Hartford Whalers bildete. Fragen Sie mich nicht über das Resultat und den Namen des Gegners, ich weiss nur noch, dass ich Howe leibhaft sah.

Präsenter ist mir Pancho González, der zehn Jahre lang als Profi von den Grand-Slam-Turnieren ausgeschlossen gewesen war, jetzt, 1969, als 41-Jähriger wieder den heiligen Wimbledon-Rasen betreten durfte. Ich las in der Zeitung, dass González, nach dem mit 22:24 verlorenen ersten Satz, den zweiten mit 1:6 seinem viel jüngeren Gegner, dem Puerto-Ricaner Charlie Pasarell, überliess und schliesslich wegen anbrechender Dunkelheit den Schiedsrichter zum Spielunterbruch bewog.

Obwohl das Spiel am nächsten Tag eine Formalität sein würde, wollte ich den letzten Satz des berühmten Pancho mit eigenen Augen sehen und zahlte meine paar Schilling für einen Stehplatz. González gewinnt den dritten Satz mühsam mit 16:14 – bravo! –, den vierten mit 6:3. Es wird spannend. Pancho ist müde. Man erträgt es kaum, zuzusehen. Sieben Matchbälle wehrt der Alte ab, zweimal kommt er von 0:40 zurück. Nach 5 Stunden 12 Minuten gewinnt er den letzten Satz mit 11:9. Es war damals das längste Tennisspiel aller Zeiten. Am nächsten Tag kaufte ich *L'Equipe*, die eine dicke Schlagzeile und die Titelseite dem Match widmet.

Démontage royal

James Bond trotzte während Jahrzehnten allen Bösewichten und Gefahren. Nun erledigt ihn der Zeitgeist.

Peter Wälty

Es heisst, Fünfzig sei das neue Dreissig. Stimmt das? Mit Sicherheit gilt der Schlachtruf der Anti-Aging-Bewegung nicht für Daniel Craig. Bei ihm – zum Drehzeitpunkt von «No Time to Die» gerade mal 51 Jahre alt – müsste es eher heissen: Fünfzig ist das neue Siebzig. Der Schauspieler, der seinen letzten Auftritt als James Bond hat, besitzt zwar immer noch die Physis eines Russendisko-Türstehers, aber er sieht alt, müde und runtergeritten aus. Vielleicht das Resultat eines Vaterschaftsurlaubs. Ein halbes Jahr vor Drehbeginn gebar seine Partnerin Rachel Weisz die gemeinsame Tochter. Wahrscheinlich aber ist der vorzeitig eingeleitete Alterungsprozess beabsichtigt. Regisseur Cary Joji Fukunaga präsentiert uns das Auslaufmodell des Homo sapiens sapiens und gibt ihn zum Abschluss frei: den alten weissen Mann. James Bond stirbt.

Und das Feuilleton, das seine tiefe Abneigung gegen diese Figur noch nie verstecken konnte, jubelt. Endlich kriegt er sein Fett weg, dieser hedonistische, heteronormative, sexistische Kampfgorilla. Dieses Monument alles Ewiggestrigen. Dabei sind es nicht die eigene publizistische Leistung und auch nicht ein Shitstorm auf Twitter, die ihn aus dem Verkehr ziehen. Nein, er wird durch Regie und Drehbuch quasi aus den eigenen Reihen erledigt. Das können viele Fans den Autoren nicht nachsehen. In den einschlägigen Chat-Foren der internationalen Bond-Community ist die Rede von Fassungslosigkeit, Wut, Tabubruch, Verrat.

Alles ist vergänglich

«No Time to Die», der 25. Bond-Film, bietet tatsächlich Anlass für Kritik. Die Farbpalette besteht aus schmutzigen, kalten, kraftlosen Grau- und Brauntönen. Als hätte man den Streifen durch einen alten Ölfilter gepresst. Ein Farbtonfächer der Endzeit. Dazu passend der gleichnamige Titelsong. Die geniale Komposition von Billie Eilish und deren Bruder verbreitet die düstere Melancholie, die das eigentliche Markenzeichen des Films ist. Im Unterschied zu Adeles «Skyfall» gibt es jedoch keinen Refrain, der am Horizont einen Silber-

streifen erahnen lässt. Alles ist vergänglich, deshalb nichtig und vergeblich.

Letztlich ist dieses Memento-mori-Motiv eine stilistische Entscheidung und somit Geschmackssache. Richtig in Schiefelage gerät die düstere Grundstimmung daher erst, wenn sie durch vermeintlich muntere One-Liner kontrariert wird. Das nächste Problem: Die Jokes sind nie wirklich witzig, nein, sie sind im Fall von James Bonds Sidekick Nomi – die MI6-Agentin hat während Bonds fünfjähriger Auszeit dessen Nummer 007 erhalten – teils so platt («You know what time it is? Time to die!»), krud (Zu Bond: «You get in my way, I will put a bullet in your knee, the one that works») oder unappetitlich («I got to wear gloves» in Anspielung auf eine

Die Dialoge sind ein Ärgernis. Am schlimmsten sind ausgerechnet die beiden Schlüsselkonversationen.

Rektaluntersuchung bei Blofeld), dass die Figur einem leidtun kann. Sie sollen aus der Feder der Drehbuchautorin Phoebe Waller-Bridge stammen, die von Craig extra engagiert wurde, um den weiblichen Figuren mehr Tiefe zu verleihen.

Überhaupt sind die Dialoge ein Ärgernis. Am schlimmsten sind ausgerechnet die beiden Schlüsselkonversationen. Bei der Begegnung zwischen Bond und Blofeld (Christopher Waltz) im Hochsicherheitstrakt von Prison Belmarsh ist Waltz – wie immer – brillant, aber Craig versaut das Aufeinandertreffen der beiden Erbfeinde durch eine seltsam laienhaft-gehemmte Darbietung. Das Mission-Statement von Safin (Rami Malek) auf seiner Giftinsel ist hingegen eine Art Dada-Text. Die hochbezahlten Autoren haben schlicht vergessen, Safin erklären zu lassen, wieso er grosse Teile der Menschheit mit dem Killer-Gen ausrotten will.

Safin ist mit Rami Malek eine Fehlbesetzung, da helfen auch sein Vorname Lyutsifer und das Pockennarben-Make-up nichts. Das Problem mit dem vollkommen harmlosen Malek, der mit seinem Freddie Mercury 2018 einen Oscar gewann, besteht darin, dass man ständig das Gefühl hat,

er singe jetzt «Galileo, Galileo». Und zu Safin als handelnde Figur: Da taucht ein Superschurke aus dem Nichts auf und erledigt kurzerhand die gesamte Organisation Spectre inklusive Blofeld, nur um am Schluss von Bond fast beiläufig mit drei Kopfschüssen erledigt zu werden. Es ist auch nicht klar, welche Funktion Safin hat. Genauso hätte man Blofeld (wie schon Raoul Silva in «Skyfall») aus dem Hochsicherheitstrakt entfliehen lassen und das grosse Finale zwischen ihm und Bond aufziehen können.

Gespräch über Periodenschmerzen

Dann die Sache mit den Kindern. Dass James Bond eine Tochter hat, ist dabei nicht einmal störend. Überraschend ist eher, dass es nur eine einzige ist, denn im Verlauf der letzten sechzig Jahre hat er seine Spermien sehr grosszügig verteilt. Vielmehr mutet es seltsam an, wenn das Script ein Kind (die junge Madeleine Swann) mit Waffen hantieren und Menschen umbringen lässt. Da will man wegschauen. Genauso bei den unzähligen Situationen, in denen in Anwesenheit von Bonds Tochter Mathilde reihenweise Menschen aufs brutalste verprügelt oder zu Tode gebracht werden. Eine der peinlichsten Szenen ist der Moment, in dem Bond dem Mädchen Frühstück zubereitet. Die Absicht ist klar, es soll gezeigt werden, wie ungewohnt der Umgang mit einem Kind für den Killer ist. Craig scheitert jedoch grandios beim Versuch, eben diese ungewohnte Rolle mit einer glaubwürdigen Sperrigkeit zu spielen.

Im Vorfeld wurden allenthalben Bedenken geäussert, der Film könnte vor dem durch Wokeness und #MeToo geprägten Zeitgeist einknicken. Befeuert wurden derlei Befürchtungen durch einzelne Interviews, die Cary Fukunaga oder Lashana Lynch gegeben hatten. Fukunaga beispielsweise bezeichnete Bond als Vergewaltiger und als Figur, die dringend modernisiert werden müsse. Lashana Lynch wusste über Kreativsitzungen mit Waller-Bridge zu berichten, an denen diskutiert wurde, wie man der Figur Nomi mehr weibliche Nahbarkeit geben könnte. Unter den Ideen war beispielsweise ein Gespräch über Periodenschmerzen oder eine



Toxischer Goldesel: Meister-Spion Daniel Craig alias 007 mit Ana de Armas.

Szene, wo Nomi aus der Toilette kommt und lässig einen gebrauchten Tampon in den Abfall schnippt.

Ausgerechnet die von der Diversity-Hoffnungsträgerin Lynch gespielte Nomi ist die unnötigste Figur im ganzen Film. Nicht weil dominante Frauenrollen in einem Bond-Streifen keinen Platz haben, sondern weil die Drehbuchautoren es nicht geschafft haben, der «Irgendwie, aber dann doch nicht»-Nachfolgerin von Bond eine nachvollziehbare Notwendigkeit in der Handlung zu verleihen. Sie wird als schwarze Frau nur allzu offensichtlich zu einem Feigenblatt der Political Correctness degradiert.

Inkarnation alles Unkorrekten

Der Film macht also Konzessionen an den Zeitgeist. Aber ist das denn so schlimm? Bond habe sich schon immer geopolitischen, gesellschaftlichen und modischen Strömungen unterworfen, wird man hier entgegen. Ja, dieser Wandlungsfähigkeit sei sogar sein Überleben

zu verdanken. Das ist richtig, man denke nur an die Installation von Judi Dench als Bonds neuer Chefin («You are a sexist, misogynist dinosaur. A relic of the Cold War») in «Golden Eye» (1995).

Aber hat man Bond in den sechziger Jahren in Jeans und Fransenjacke an der Ecke Haight und Ashbury Street gesehen? Oder wie er in den Achtzigern seinen Kaviar im Dritte-Welt-Laden einkauft? Oder zehn Jahre später auf Ecstasy an einem Rave tanzt? Adaptionen an eine sich verändernde Welt passierten in aller Regel im Rahmen des Gestaltungsspielraums, den eine solche Figur bietet, ohne sie zu zerstören.

Und genau das macht der Film. Denn Bond ist ein Killer. Und zwar die schlimmste Sorte des Killers – einer, der hinter den feindlichen Linien operiert und den Gegner wenn immer möglich aus dem Hinterhalt überrascht. Der Spion ist die Inkarnation alles Unkorrekten und muss deshalb ausgelöscht werden. Hier reden wir nicht mehr von Konzessionen an den Zeitgeist, sondern von Cancel-Culture in ihrer radikalsten

Form. Dass er quasi im *friendly fire* stirbt, setzt dem Ganzen noch die Krone auf.

Remix aus Bond-Samples

Man kann es aber auch differenzierter betrachten. Im Grunde ist Bonds Tod die logische Konsequenz der methodischen Herangehensweise an den Stoff. Seit dem ersten Craig-Film («Casino Royale», 2006) wurde das gesamte Bond-Inventar in seine Einzelteile zerlegt und neu zusammengesetzt: die Bücher, die Filme, die Waffen, die Kleider, die Gadgets, die Figuren. Die Craig-Filme waren schon immer ein Remix aus gesampelten Versatzstücken der

«James Bond will be back», heisst's im Abspann. Wird er nach seiner Zerstörung neu zusammengesetzt?

Franchise. Die Methode der Dekonstruktion macht in «No Time to Die» auch vor James Bond nicht halt. Er selbst wird zum Schluss durch ein Sperrfeuer von Marschflugkörpern der Royal Navy, in der er den Rang eines Commanders bekleidet, in seine einzelnen Atome zerlegt. *Démontage royal*.

«James Bond will be back», so heisst's im Abspann. Wird er nach seiner Zerstörung also neu zusammengesetzt? Das ist sehr zu vermuten. Auch hierbei kann man sich am bestehenden Inventar bedienen. Der Schlussteil von «No Time to Die» lehnt sich stark an Ian Flemings elften Bond-Roman, «You Only Live Twice», an. Dort gelingt Bond die Flucht von der Insel, jedoch erleidet er eine Kopfverletzung und weiss nicht mehr, dass er James Bond ist. Er wird von einer japanischen Fischerin gerettet, die sich in ihn verliebt und von ihm schwanger wird. Zu Hause erklärt ihn der MI6 für tot. Sein Nachruf, in dem wir auch einiges über seinen Lebenslauf erfahren, beispielsweise, dass seine Mutter Schweizerin war, erscheint in der Londoner *Times*.

Auch betriebswirtschaftlich ist es undenkbar, dass die Produktionsfirma Eon den toxischen Goldesel sterben lässt. Denn wo *box office*-Umsatz anfängt, hört wohlfeile Wokeness auf. Experten haben vorgerechnet, dass «No Time to Die» aufgrund der pandemiebedingten Verzögerungen und eines 50-50-Splits zwischen den von Amazon erworbenen MGM-Studios und den Kinos rund 900 Millionen Dollar einspielen muss, damit die Kosten amortisiert werden können. «Spectre» (2015) machte 881 Millionen. Den Break-even mit dem wohl untypischsten Bond-Film der gesamten Reihe ausgerechnet in einem Corona-Jahr zu erreichen, dürfte eher schwierig werden. Der wiederauferstandene James Bond wird's wohl richten müssen.

Steffen Appel und Peter Waelty:
The Goldfinger Files. Steidl. 190 S., Fr. 49.90
James Bond und die Frauen: Seite 64



INSIDE WASHINGTON

Bidens Abschied vom Anstand

Glaukt man Präsident Joe Biden, gehört es in der Politik einfach dazu, einer Frau in eine öffentliche Toilette zu folgen, sie dort in der Kabine zu filmen und dann das Video dieser Belästigung zu veröffentlichen. Am Wochenende haben Einwanderungsaktivisten auf diese Weise die Privatsphäre der demokratischen US-Senatorin Kyrsten Sinema nach einer ihrer Vorlesungen an der Arizona State University verletzt.

Unter normalen Umständen könnte solches Verhalten zu einer Strafanzeige führen und als Form von sexueller Nötigung angesehen werden. Aber im Amerika von heute ist es Sinema, die das Verbrechen begangen hat – weil sie sich weigert, Bidens 3,5 Billionen Dollar schweren Ausgabenplan zu unterstützen.

Problemsohn Hunter

Das *New York Magazine* nannte die Aktivistinnen «erfinderisch» und deren Taktik eine «Lernerfahrung» für die zentristische Demokratinnen: «Wenn Sie die transformative, progressive Politik Ihrer eigenen Partei blockieren, werden die Leute irgendwann sauer auf Sie sein», schrieb das Blatt der Politikerin ins Stammbuch.

Während seiner Pressekonferenz am Montag im Weissen Haus wurde Biden gefragt, ob er den Vorfall verurteile. Der Präsident, der sich seit langem als Feminist outet, zuckte mit den Schultern. Es könne jedem passieren, beim Benutzen der Toilette gefilmt zu werden, behauptete er kühn.

Das mag auf die Websites zu treffen, auf denen Bidens Problemsohn Hunter gerne surft. Aber eine Senatorin auf der Toilette zu filmen, ist ein beunruhigender, neuer Tiefpunkt in Zeiten der Hashtag-Politik, wo Einschüchterung und Anprangerung Anstand und Menschenwürde ersetzt haben.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Badran, Maurer, Wagenknecht, Walpen, Fiala, Gössi, Hättenschwiler, Nordmann, Prezioso, Le Maire, Romanow, Bettarini, Prigoschin



Selbstgerecht: Jacqueline Badran.



Grüne Kernkraft: Bruno Le Maire.

Jacqueline Badran, Sittenwächterin, sucht den Applaus ihrer linken Klientel. Die Zürcher SP-Nationalrätin, der das Feingefühl zuweilen abgeht, hat **Ueli Maurer** (SVP) eine DVD der Gotthelf-Verfilmung «Anne Bäbi Jowäger» geschenkt. Der tiefere Sinn dieses Werks bestand darin, die Schweizer im 19. Jahrhundert für die Pockenimpfung zu sensibilisieren. Wieso sich der Finanzminister den alten Streifen anschauen soll, weiss man aber nicht, ist er doch gegen Corona geimpft. Badran können wir umgekehrt «Die Selbstgerechten» von **Sahra Wagenknecht** empfehlen. Das gibt es zwar nur als Buch. Trotzdem: «Luegs aa.» (hmo)

Armin Walpen, Lover, beweist, was Liebe anstellen kann. Der Oberwalliser CVP-Mann und ehemalige Generaldirektor der SRG begleitete seine freisinnige Partnerin **Doris Fiala** am Wochenende an ihre Delegiertenversammlung in Biel. Der Ex-Medienmanager nahm sogar zusammen mit seiner Nationalrätin unter den Parteivertretern Platz. Was der gewiefte Taktiker, der seine Karriere nicht zuletzt der CVP verdankt, aber nicht machte: abstimmen. Womit klar ist, dass der 72-Jährige seiner Partei die Treue hält und nicht zu den Freisinnigen gewechselt ist. Allem verliebten Herumgeturtel zum Trotz: So viel Loyalität muss sein. (odm)

Petra Gössi, Abgängerin, kann es in nächster Zeit ruhiger angehen. Ihren stressigen Posten als FDP-Parteipräsidentin gab sie kürzlich ab. Jemand, der sich sicher darauf freut, dass der Terminkalender der Schwyzer Nationalrätin künftig etwas weniger voll ist, dürfte **Joe Hättenschwiler** sein. Der Zürcher Psychiater tauchte auf jeden Fall bereits am Samstag an der Parteiversammlung in Biel auf und applaudierte kräftig, als die Freisinnigen ihre Chefin mit

Standing Ovationen verabschiedeten. Doch ganz aus den Augen lassen sollte der Depressionspezialist die FDP nicht. Denn unabhängig von der Führung: Das Potenzial für Melancholie und Verzweiflung bleibt bei den Freisinnigen weiterhin akut bestehen. (odm)

Roger Nordmann, Kommunistenschreck, teilt aus. Diesmal gegen Nationalrätin **Stéfanie Prezioso** von der am linken Rand politisierenden Genfer Bewegung Solidarités. Prezioso hat die Förderung erneuerbarer Energien bei der Schlussabstimmung abgelehnt, worauf SP-Nordmann giftete: Die Genferin sei als Kommunistin wohl noch der Atomwirtschaft der Sowjetunion verbunden. Prezioso konterte: Nordmann sei als Kommunistenhasser nicht imstande, die politischen Strömungen links von ihm zu unterscheiden. Ob Kommunistin oder nicht: Preziosos Nein zur Förderung alternativer Energien beweist gesunden Menschenverstand. (hmo)

Bruno Le Maire, Spielverderber, legt die Lunte an einen explosiven Sprengsatz. Frankreichs Finanzminister fordert die EU auf, Kernkraft als grüne Energie zu definieren und zu finanzieren. Dies sei angesichts der drohenden Energiekrise notwendig. Viel Spass, wenn demnächst eine deutsche Regierung mit starker grüner Beteiligung in Brüssel antanzelt. (ky)

Georgi Romanow, Prätendent, hat den Glanz des alten Russlands heimgebracht. Der Nachfolger der Zaren heiratete in St. Petersburg die Italienerin **Rebecca Bettarini** – die erste royale Hochzeit seit der Oktoberrevolution. Die Ringe waren von Fabergé, die Tiara der Braut von Napoleons Hofjuwelier Chaumet und das Catering für die 1500 Gäste von «Putins Koch», dem Gastronomen **Jewgeni Prigoschin**. (ky)



Medizin und Wissenschaft für Verhältnismässigkeit

Guten Tag Herr Berset

Seit 19 Monaten drangsaliieren Sie das Schweizer Volk mit menschenrechtswidrigen Massnahmen, und es wird immer absurder. Das COVID-Zertifikat wurde mit unseriösen Argumenten eingeführt. Es basiert auf keiner wissenschaftlich, medizinisch und epidemiologisch nachvollziehbaren Grundlage. Eine rechtliche Analyse kommt eindeutig zum Schluss, dass die COVID-Zertifikatspflicht ein schwerer Eingriff in die Grundrechte darstellt und dass die gesetzlichen Grundlagen und die Verhältnismässigkeit fehlen.⁽¹⁾

Wir forderten in unserer Medienkonferenz vom 28. Mai 2021⁽²⁾ sofort weiteren physischen und psychischen Schaden von der Bevölkerung abzuwenden und zu medizinischer und wissenschaftlicher Verhältnismässigkeit zurückzukehren. Hier die wichtigsten Punkte unserer 10 Forderungen:

- Testen nur von wirklich Kranken und unter korrekter Auswahl und Anwendung von Tests
- Unwirksame Massnahmen und Impfkampagne sofort beenden
- Entlassung der Task-Force und Wiedereinsetzung der zuständigen Pandemiekommission
- Transparente Politik und Einsatz einer ausserparlamentarischen Untersuchungskommission

Am 8. Juli 2021 forderte ALETHEIA Swissmedic in einem Offenen Brief dazu auf, die Zulassung der COVID-«Impfstoffe» zu sistieren, da wir nach einer fundierten Analyse zum Schluss gekommen sind, dass diese Impfstoffe unwirksam, unsicher und unnötig sind.⁽³⁾ Aktuelle Daten aus Ländern mit hohen Impfraten wie Israel belegen, dass die Impfung nicht schützt und somit nur bekannte und unbekannt Risiken birgt. Swissmedic konnte unsere Analyse bis heute faktisch nicht widerlegen.

Das COVID-Zertifikat hat sich in Israel als nutzlose Massnahme erwiesen. Aktuell sorgt seine Einführung in der Schweiz für eine weitere Spaltung der Gesellschaft und unter anderem dazu, dass massenweise Mitarbeiter im Gesundheitswesen künden oder gekündigt werden. In den nächsten Monaten wird diese sinnlose Eskalation dazu führen, dass zum ersten Mal seit Beginn der «Corona-Krise» ein ernsthafter Engpass im Gesundheitswesen entstehen wird.

Somit werden Sie, Herr Berset, persönlich aktiv eine Situation herbeigeführt haben, die Sie seit 19 Monaten vorgeben, bekämpfen zu wollen. Sie werden diesen Umstand vor dem Stimmvolk am 28. November kaum verbergen können.

Wir fordern Sie hiermit auf, alle Massnahmen sofort zu stoppen oder aber unverzüglich wissenschaftlich evidenzbasierte Belege für Ihr Handeln vorzulegen. Es ist höchste Zeit, den eingeschlagenen Irrweg zu verlassen.

Freundliche Grüsse
ALETHEIA – Medizin und Wissenschaft für Verhältnismässigkeit

Quellen:

(1) <https://wirfuereuch.ch/informationen/rechtliche-analyse>

(2) <https://aletheia-scimed.ch/Aufzeichnung-der-ALETHEIA-Medienkonferenz-vom-28-05-2021>

(3) <https://aletheia-scimed.ch/Offener-Brief-an-Swissmedic-ALETHEIA-fordert-sofortige-Sistierung-der>

MÖRGELI

Unappetitlicher Hochsteuer-Filz

Unsere Medien platzen vor Stolz über ein «Internationales Konsortium investigativer Journalisten». Dabei wäre Misstrauen gegenüber Journalisten angebracht, die sich als «investigativ» bezeichnen. Wer wirklich Missstände enthüllt und aufdeckt, hat es nicht nötig, sich den Ehrentitel «Investigativjournalist» zuzulegen. Ein Rechtsanwalt schreibt auch nicht zusätzlich «gesetzeskundig» auf sein Messingschild. Und ein Pfarrer wird kaum das Beiwort «gottgläubig» auf seine Visitenkarte drucken.

Jetzt bediente das famose Investigativ-Team Hundertschaften von Journalisten in über hundert Ländern mit gestohlenen Daten, den «Pandora Papers». All die namen- und gesichtslosen Journalisten haben nicht die geringste investigative Leistung erbracht. Sie schwatzen und schreiben einander einfach ab. Kriminell sind nicht die angeprangerten Prominenten, sondern die Datenklauer. Was als «Leak» verharmlost wird, ist ein Verbrechen. Wer seinem Chef tausend Franken aus dem Portemonnaie stiehlt, kommt vor Gericht auch nicht mit dem Schlagwort «Finanzausgleich» durch.

Legale Steueroptimierer werden als «Kriminelle» verunglimpft – ohne jede Verurteilung. Einen Schweizer Politiker hat der investigative Medienverbund nicht an den Pranger stellen können. Dass auch der Sozialdemokrat Tony Blair seine Steuern optimiert, mag den einstigen Gegner von Steuerschlupflöchern als Heuchler enttarnen – illegal hat Blair nicht gehandelt, nicht einmal Steuern hinterzogen.

Ein unappetitlicher Filz von Radio und Fernsehen SRF, *Tages-Anzeiger* und SP führt eine linke Neidkampagne gegen «Steueroasen» und «Superreiche». Gemeinsam machen sie Druck für noch mehr Regulierung. Noch mehr Steuerdruck. Noch mehr Staat. Die Helden unserer Tage sind Klima-Demonstranten und Sozialhilfeempfänger. Aufstiegswillige und Leistungsträger gelten als Soziopathen. Die Steuerzahler sind die einzigen Lebewesen, denen man das Fell mehrmals über die Ohren ziehen kann. In unseren aufgeschlossenen Zeiten gibt's abartige Veranlagungen nur noch bei den Steuerämtern.

Christoph Mörgeli

Verschwörung gegen Trump

Die Indizien häufen sich: Hillary Clinton steckt hinter Russia-Gate.

Urs Gehrig

Russia-Gate hing wie ein dunkler Schatten über Donald Trumps Präsidentschaft. Die Demokraten liessen nichts unversucht, Trump als geheimen Verbündeten Putins zu diffamieren. Um seinen Wahlsieg zu sichern, habe er sich mit den Russen abgesprochen. Zweieinhalb Jahre lang hatte Sonderermittler Robert Mueller diesen Vorwurf untersucht. Am Schluss blieb nicht der Hauch einer «Collusion» übrig.

Nun gibt es neue Indizien, die darauf hindeuten, wie stark Trumps Rivalin Hillary Clinton und ihr Team in die Schmutzkampagne involviert waren. Die Indizien stammen von Sonderermittler John Durham, der den Auftrag hat, den Drahtziehern der fabrizierten Affäre auf den Grund zu gehen. Durham hat den Clinton-Anwalt Michael Sussmann angeklagt. Sussmann habe dem FBI angebliche «Beweise» für einen Pakt zwischen Trump und Russland übergeben und dabei verschwiegen, dass er im Sold von Clintons Wahlkampfteam stand. Stattdessen habe er sich als «aufrechter Bürger» ausgegeben.

Bemerkenswert ist Durhams 27-seitige Begleitschrift zur Anklage. Sie lässt darauf schliessen, dass die Vorwürfe gegen Trump im Wesentlichen von Clintons Wahlkampfteam in die Welt gesetzt wurden. Eine Schlüsselrolle spielte demnach Perkins Coie, die Anwaltskanzlei der damaligen Präsidentschaftskandidatin.

Die Kanzlei lancierte zwei Kampagnen, um Trump in den Dreck zu ziehen. Die eine gipfelte im «Steele-Dossier». Christopher Steele, ehemaliger Spion des britischen MI6, erhob mehrere Anschuldigungen. Die bizarrste lautete, Trump habe sich 2013 – noch als Geschäftsmann – in Moskau zwischen pinkelnden Prostituierten ausgetobt. Der russische Geheimdienst habe ein Video davon. Clintons Mitarbeiter leiteten das Dokument an das Justizministerium, das FBI und die Presse. Längst steht fest, dass es haltlos war und Steele vom Demokratischen Nationalkomitee bezahlt wurde.

Eine zweite Kampagne lief über den nun angeklagten Sussmann. Der Clinton-Anwalt kontaktierte im September 2016 kurz vor den Wahlen das FBI mit der Behauptung, er habe Beweise für Verbindungen zwischen der russischen Alfa

Bank und Trumps Wahlkampfteam. Die Anschuldigungen waren so unglaublich, dass selbst die FBI-Akteure, die Trump unbedingt schaden wollten, die Finger davon liessen.

Das Gros der Medien hat die Gerüchte über Trumps Kollaboration mit Russland jahrelang unkritisch ventiliert. *New York Times* und *Washington Post* wurden sogar mit Pulitzerpreisen für ihre «Recherchen» geehrt. Kein Journalist hat sich bis dato für sein Verhalten entschuldigt. Im Gegenteil, die neusten Anklagen Durhams werden ignoriert oder heruntergespielt.

Es wird erwartet, dass Durham weitere Anklagen erhebt, bevor er den Schlussbericht vorlegen wird. Unklar ist indes, ob das Biden-Justizministerium die Veröffentlichung zulässt. Schlüsselfiguren aus Bidens Regierung waren federführend in Clintons Wahlkampfteam engagiert, allen voran sein Sicherheitsberater Jake Sullivan, der laut Anklageschrift die Schmutzkampagne mit Sussmann koordiniert haben soll.



Kein Gas in der Birne

Fredy Gantner will uns teure Gaskraftwerke auf das Auge drücken, doch es fehlen die Gasspeicher.



Das Pech klebt Fredy Gantner wie ein Kaugummi an den Sohlen. Eben erst hat er uns empfohlen, Gaskraftwerke zu bauen. Und die Erstellung solcher jährlich mit mehr als 400 Millionen Franken zu subventionieren.

Und jetzt explodieren die Gaspreise. Weltweit herrscht Gasmangel. Japan bezahlt für eine Kilowattstunde Flüssiggas bereits 10 Rappen. Die grossen Gasspeicher in Deutschland sind gegenwärtig nur zu 65 Prozent gefüllt, obwohl die Russen vertragsgemäss liefern. Und jetzt fordern US-amerikanische Unternehmen von Biden, der die Fertigstellung von Nord Stream 2 verhindern wollte, die Reduktion der amerikanischen Flüssiggaslieferungen nach Europa. Im Gegensatz zu Trump ist dies Biden zuzutrauen.

Die Schweiz hat den ältesten Atomkraftwerkpark der Welt. Eher früher denn später wird unsere Aufsichtsbehörde Ensi – trotz einseitiger Zusammensetzung – ein Atomkraftwerk nach dem anderen abstellen müssen.

Das heisst, wir haben mit oder ohne Rahmenabkommen ein Stromloch im Winter von 25 Milliarden Kilowattstunden. Und was schlägt uns die zuständige Bundesrätin vor? Sie will neue Staumauern bauen lassen. Im Oberwallis, am Fusse des Matterhorns. Und im Oberaletsch, im Unesco-Weltnaturerbe. Mitten in den landschaftlichen Herzkammern der touristischen Wertschöpfung. Super. Mit ein Grund ist das Bundesamt für Energie. Direktor ist der Unterwalliser Benoît Revaz. Vize-direktor der Oberwalliser Pascal Previdoli.

Die neueste Empfehlung aus der Sommaruga-Funkzentrale: Alle Unternehmen sollten selbst für Strom sorgen.

Als erster Parlamentarier hat ausgerechnet der weit rechts stehende Oberwalliser Ständerat Beat Rieder begriffen, dass nur der Alpenraum unser Problem lösen kann. Nachhilfe brauchen, neben der zuständigen Bundesrätin, die SP, die Grünen und die Grünliberalen.

Nachhilfe 1 — «Dunkelflaute» bedeutet: Der Wind bläst nicht, und die Sonne versteckt sich hinter den Wolken. Die Schweizer Wasserkraft speichert in ihren Speicherseen 7 Milliarden Kilowattstunden Strom. Das reicht, um einen

Die Alpenkantone können 40 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren.

Monat Dunkelflaute zu überstehen, wenn man die Bewirtschaftung der Speicher zentral steuert. Wir brauchen hier mehr Staat.

Nachhilfe 2 — Die Preise für Batterien sind im freien Fall. Catl, der weltweit grösste Hersteller von Batterien, verspricht dank Preussisch-Blau Batterien auf den Markt zu bringen, die pro gespeicherte Kilowattstunde Strom nurmehr 30 Fränkli kosten sollen. Damit kann man ab 2023 zu einem Spottpreis die Solarenergie geglättet in das Netz einspeisen. Flatterstrom war gestern. *Weltwoche*-Energieexperte Alex Baur kann wieder ruhig schlafen.

Nachhilfe 3 — Wer auch immer in Deutschland regieren wird, zwei Dinge werden Bestandteile jedes Regierungsprogrammes sein. Erstens müssen alle Bundesländer 2 Prozent ihrer Flächen für neue erneuerbare Energien freischaufeln.

Und zweitens müssen die Bewilligungsverfahren innert sechs Monaten erledigt sein. Raimund Rodewald für den Naturschutz und Roger Nordmann für die Solarwirtschaft haben einen Vertrag abgeschlossen, der Schweizer Freiflächenanlagen bisher verhindert hat. Ende Jahr wird diese private Abmachung dank Deutschland Makulatur sein.

Nachhilfe 4 — Bifaziale alpine Solarfelder liefern im Winter gleich viel Strom wie im Sommer. Nachweislich. Die gleiche Solarzelle produziert in den Alpen viermal so viel Winterstrom wie im Mittelland. Und somit viermal günstiger. Die viereinhalb Alpenkantone – Graubünden, Tessin, Uri, Wallis und Berner Oberland – können auf 2 Prozent ihrer dünn besiedelten Flächen von 18 000 Quadratkilometern 40 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren. 15 Milliarden davon kann die Stromdrehscheibe Schweiz locker exportieren. Auf der restlichen Fläche der Schweiz leben auf 33 000 Quadratkilometern fast 90 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer. Sie könnten, ohne Windräder und ohne ihre Dächer mit Solaranlagen zu verunstalten, dank günstigem Alpenstrom das Leben geniessen.

Solarenergie ist weder links noch rechts. Dies belegt das Beispiel des neuen, rechten Solarpapstes Beat Rieder. Sein Credo: Man muss dort investieren, wo man für das gleiche Geld viermal mehr Winterstrom ernten kann. Wer das nicht begreift...

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Ausländergewalt in der Schweiz

Bei der Kriminalität stösst die vielbeschworene Integration an Grenzen. Vor allem die Gewaltverbrechen von kulturfremden Männern beunruhigen.

Christoph Mörgeli

Die St.Galler Kantonspolizei schlägt Alarm. Denn die Gewaltkriminalität in der Region häuft sich besorgniserregend. In den letzten Wochen starb in der Stadt St. Gallen ein Dominikaner, nachdem ihn mehrere Täter tödlich verletzt hatten. In Flawil erlag ein 57-Jähriger nach einem Angriff durch einen Kosovaren und einen Spanier seiner Hirnblutung. Drei junge Männer wurden nach einer Auseinandersetzung in der Stadt durch unbekannte Täter schwer verletzt, wobei einer an den Folgen verstarb. Ein fünfzehnjähriger Libanese verletzte in der St. Galler Innenstadt sein achtzehnjähriges Opfer, von dem er Geld verlangte, durch heftige Schläge. Ein 36-jähriger Spanier wurde Opfer einer Messerattacke. Überhaupt tragen Männer im Ausgang zunehmend Messer auf sich – vorgeblich zum eigenen Schutz. Der St. Galler Polizeisprecher ist überzeugt: «Zurzeit deutet leider alles darauf hin, dass die Zahl der Gewaltdelikte gestiegen ist.»

Diesen Eindruck bestätigen auch andere Schlagzeilen der letzten Tage. In Glarus kam es kürzlich zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen drei Jugendlichen; zwei von ihnen hatten zuvor an der Wohnungstüre des 24-jährigen Opfers geklingelt. In Bern wurde ein Mann mit einem Messer bedroht, zur Herausgabe von Bargeld gezwungen und spitalreif verletzt. Der etwa achtzehnjährige Täter hatte «einen dunklen Teint und gekrauste Haare». Mitten am Tag, kurz vor zwei Uhr nachmittags, schlug ein dreissigjähriger Türke in einem Intercity-Zug vor Winterthur grundlos auf einen 63-jährigen Schweizer Rollstuhlfahrer ein. Dieser erlitt Verletzungen im Gesicht. Gleichentags kam es in Winterthur zu einem Streit zweier Männer, wobei sich beide bei Messerattacken an den Händen verletzten.

Immer wieder Messer

In Lausanne wurde im Rahmen einer Auseinandersetzung zweier verfeindeter Jugendbanden ein junger Kongolese getötet, ein Portugiese schwer verletzt. Für die meisten Schlagzeilen sorgte eine heftige Auseinandersetzung an der Avia-Tankstelle im luzernischen



Ziemlich genau die Hälfte der Gewaltdelikte werden durch Ausländer verübt.

Geuensee. Dort ging eine grössere Gruppe von Männern mit Messern, Steinen und Eisenstangen aufeinander los. Sie stammen unter anderem aus Syrien, dem Irak und dem Kosovo. Ein zwanzigjähriger Kosovo-Albaner erlag seinen Verletzungen, mehrere andere mussten in Spitalpflege gebracht werden. In der Basler Steinenvorstadt wurde nach einer handgreiflichen Auseinandersetzung ein Unbekannter in unansprechbarem Zustand ins Spital eingeliefert. Gesucht wird nach einem «38-jährigen Mann mit bosnisch-herzegowinischer Staatsbürgerschaft». Kurz davor hatte an der Klybeckstrasse in Basel ein 39-jähriger Türke einen 48-jährigen mit einem Messer schwer verletzt.

In Sitten schleuderten fünf junge Männer einen Siebzigjährigen zweimal so schwer zu Boden, dass er im Spital seinen Verletzungen erlag. In Wollerau endete eine «Aussprache» zwischen einem Dutzend Jugendlicher mit dem Spitaleintritt zweier Beteiligter mit Stichwunden. Die Staatsanwaltschaft Brugg beantragt zwanzig Jahre Freiheitsstrafe für einen Iraker, der nach einem Familienstreit seine vier-

jährige Tochter zweimal kopfvoran mit voller Wucht auf den Boden geschleudert hat. Das Bezirksgericht Meilen verhandelte eben erst über einen 48-jährigen, wegen vielfacher Gewaltdelikte vorbestraften Polen, der seine trennungswillige Partnerin mutmasslich mit Schlägen und Tritten umgebracht hat.

Laut einer Untersuchung der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) von 2018 glauben 61 Prozent der Befragten, die Kriminalität in der Schweiz habe in den letzten zehn Jahren zugenommen. 68 Prozent sind der Meinung, dass Ausländer immer mehr Straftaten begehen. Die Umfrage zeigte auch auf, dass immerhin 2,6 Prozent in den letzten zwölf Monaten Opfer einer Körperverletzung geworden sind. Doch der Leiter der Studie wiegelte ab: «Je rechter die Befragten eingestellt sind, desto eher sind sie der Meinung, dass Kriminalität ein Problem ist.» Auch der offiziöse internationale Informationskanal Swissinfo beruhigt: Die Zahl der schweren Gewaltdelikte sei «insgesamt stabil». Richtig ist: Die Einbrüche sind seit 2012 zurückgegangen, was aber nicht zuletzt an der

milliardenteuren Aufrüstung von Staat und Privaten bei Wachpersonal, Schliesssystemen, Einbruchschutz, Alarmvorrichtungen und Videoüberwachung liegt. Diebstähle im Zusammenhang mit Fahrzeugen und insbesondere E-Bikes haben indessen enorm zugenommen.

Beruhigungspillen der Statistiker

Auch das Bundesamt für Statistik (Bfs) im Innendepartement von Alain Berset (SP) sendet regelmässig beruhigende Signale aus. Die Bundesstatistiker hatten schon in ihren Berichten über «Ausländerinnen und Ausländer» von 2005 und 2008 die Ausländerkriminalität vollständig ausgeklammert. Sie veröffentlichten lieber Statistiken über Diskriminierung, Rassismus und Integration oder Jubelbotschaften wie: «So wenig Inhaftierte in der Schweiz wie seit 2011 nicht mehr». Die Medienmeldung bringt sogar das Kunststück fertig, im Zusammenhang mit den 6316 Inhaftierten von Anfang 2021 das Wort «Ausländer» sorgfältig zu vermeiden. Dabei ist längst bekannt, dass bestimmte Ausländergruppen unsere Gefängnisse zu drei Vierteln füllen – Eingebürgerte nicht mitgezählt. Auch dürften die Zellen nach Aufhebung der Covid-Massnahmen rasch wieder voll belegt sein. Doch wie steht es um die angeblich «stabilen» Gewaltdelikte?

Im Jahr 2020 registrierte die Polizei 47 vollendete Tötungsdelikte (2019: 46), wobei 28 davon im häuslichen Bereich verübt wurden. Ein anonymen Zürcher Stadtpolizist beteuert, dass die zahlreichen Einsätze wegen häuslicher Gewalt meistens Migrantenfamilien betreffen. Insgesamt wurden im letzten Jahr 1668 schwere Gewaltstraftaten verzeigt; das sind 137 Straftaten beziehungsweise 8,9 Prozent mehr als 2019. Der Anstieg ist insbesondere auf die Zunahme der versuchten Tötungsdelikte (plus 45 Straftaten), der Vergewaltigung (plus 34) und der schweren Körperverletzung (plus 32) zurückzuführen.

Die polizeiliche Kriminalstatistik für 2020 ergibt ein deutliches Bild: Ziemlich genau die Hälfte der Gewaltdelikte werden durch Ausländer verübt. Die erst vor kurzem Eingebürgerten werden nicht separat erfasst, sondern gelten – genau wie in den Polizeimeldungen – als «Schweizer». Bei der angewandten schweren Gewalt stehen 916 Ausländer 685 Schweizern gegenüber. Bei der schweren Körperverletzung zählte man 395 Ausländer gegenüber 318 Schweizern, bei den Vergewaltigungen kamen 361 Ausländer auf 268 Schweizer. Beim Einsatz von Schneid- und Stichwaffen bei Tötungsdelikten beträgt der Ausländeranteil 72 Prozent, bei den Schlag- und Hieb Waffen 64 Prozent. Im Bereich schwere Körperverletzungen griffen zu 72 Prozent Ausländer zu Schneid- und Stichwaffen, bei den Schlag- und Hieb Waffen waren es 66 Prozent.

Speziell stossend erscheint, dass 4 Prozent aller Vergehen gegen das Strafgesetzbuch im Jahr 2020 Asylbewerber betrafen. Die «Rangliste» der



Beschuldigten im Asylprozess lautet so: 487 Afghanen, 444 Algerier, 403 Eritreer, 220 Syrer, 197 Somalier, 170 Iraker, 162 Marokkaner, 112 Georgier, 78 Iraner, 71 Libyer sowie 49 Äthiopier. Die Verurteilungsrate von Asylbewerbern lag schon 2001 zehnmal höher als jene der Schweizer. Da

*2011 gab es in der Schweiz
16 758 Polizisten,
2019 waren es bereits 18 802.*

mag bei den Betreffenden viel Frust mitspielen, dass sie als «Flüchtlinge» hierzulande nicht auf derart paradiesische Zustände stossen, wie ihnen von den Schleppern verheissen wurde. Nicht weniger als 893 Asylbewerber verstiessten gegen das Betäubungsmittelgesetz, spricht: Sie handelten mit Drogen. All diese Zahlen führen unser Asylwesen ad absurdum, das laut Verfassung und Gesetz lediglich den an Leib, Leben und Psyche bedrohten Menschen Zuflucht gewähren dürfte.

Jugendkriminalität im Migrationsmilieu

Diese Kriminalität ist zweifellos eine auch finanziell unerfreuliche Schattenseite der hierzulande betriebenen Ausländer- und Asylpolitik. Die so gern beschworene Integrationskraft der Schweiz stösst an Grenzen. Im Jahr 1975 waren die hiesigen Ausländer noch weniger kriminell als die Schweizer. Doch 1997 ist der Anteil der Schweizer an den strafrechtlichen Verurteilungen auf unter 50 Prozent gesunken – bei einem damaligen Anteil von 80 Prozent der Wohnbevölkerung. 2001 erschien der Bericht der vom Justiz- und Polizeidepartement beauftragten Arbeitsgruppe «Ausländerkriminalität». Diese kam zum Schluss, dass die Verurteilungsrate von Ausländern mit Aufenthaltsbewilligung etwa doppelt so hoch war wie jene der Schweizer. Insgesamt wurden damals die höchsten Ausländeranteile bei Ver-

urteilungen wegen Gewaltdelikten wie Raufhandel und Angriff (80 Prozent), Betäubungsmittelhandel (80 Prozent) und Einbruch (64 Prozent) ausgewiesen.

Der Anteil der polizeilich angezeigten Tatverdächtigen hat sich seit 1982 mehr als verdoppelt, während jener der Schweizer um ein Drittel gesunken ist. Der Bericht rügte, dass es in der Schweiz keine nach Aufenthaltsort differenzierte und umfassende statistische Analyse der Ausländerkriminalität gab. Der Präsident des Verbandes Schweizerischer Polizei-Beamter kommentierte 2010 die polizeiliche Kriminalstatistik so: «Wir beobachten seit Jahren, dass es Bevölkerungsgruppen gibt, die mit dem Vorsatz in die Schweiz kommen, hier zu delinquieren.» Übrigens gab es 2011 in der Schweiz 16 758 Polizisten, 2019 waren es bereits 18 802.

Seit 2015 hat die hiesige Jugendkriminalität um ein Drittel zugenommen. Die Nachwuchsverbrecher stammen ganz überwiegend aus dem Migrationsmilieu. Immer lauter und selbstbewusster auftretende Banden in den Agglomerationen verherrlichen offen die Gewalt und kriminelles Verhalten. Es gibt mittlerweile auch linke Experten wie den Strafrechtler Martin Killias (SP), die Klartext sprechen: «Seit vielen Jahren sind ausländische Männer in den Kriminalstatistiken übervertreten.» Doch die Kriminalität von Ausländern in der Schweiz werde tabuisiert und kleingeredet: «Das hat fatale Folgen.» Sein Partei- und Berufskollege Daniel Jositsch hingegen attackiert jene, die behaupten, «dass Ausländer krimineller sind als Schweizer». Entgegen allen Statistiken behauptet der SP-Politiker: «Aber das ist falsch.» Der Abstreiter kommt beim linken Wahlvolk besser an als der Warner: 2015 verpasste Killias die Wahl in den Nationalrat. Jositsch schaffte es sogar in den Ständerat.

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank bietet
Stabilität – auch
in schwierigen
Zeiten.»

Philippe Deecke,
LGT Kunde seit 2007



Private
Banking

lgt.ch/values

Küsst ein fröhliches Mädchen einen Prinzen

Die Geschichte von Charlene Wittstock, heutige Fürstin von Monaco, ist alles andere als ein Märchen.

Bettina de Cosnac

Es ist eine alte Mär: Ein hässlicher Frosch, den eine Frau mitleidig küsst, wird zum charmanten Märchenprinzen. Die Realität ist grausam anders: Ein hübsches, fröhliches Mädchen, das einen Prinzen küsst, wird eine unglückliche Prinzessin.

Zehn Jahre sind Fürst Albert II. und Charlene von Monaco verheiratet – und wieder einmal getrennt. Seit Mai weilt die Prinzessin in ihrer Heimat Südafrika. Im Fürstentum zeigte sie sich zuletzt mit halb kahrlasiertem Schädel und frechem Che-Guevara-Käppchen. Dann reiste sie unvermittelt ab. Medizinische Gründe, so der Palast, verhindern seitdem ihre Rückkehr ins Fürstentum. Ihr Instagram-Account spricht von «Sehnsucht nach Mann und Kindern».

Gerne barfuss

Aus der Ferne betrachtet, scheint es eine Quarantäne zu sein, die auch der Selbstfindung einer destabilisierten Frau, fast Mitte vierzig, dient: verheiratet, zwei Kinder, die sie gerne in Micky-Maus-Shirts steckt, eher volksnahen Fun als das Scheinwerferlicht suchend. Der in Simbabwe mit «sehr defavorisierten» Kindern aufgewachsenen Charlene Wittstock scheint der Spagat von einer freien Unterprivilegierten zu einer eingebundenen Prinzessin in völlig anderem Kultur- und Gesellschaftskreis nicht zu gelingen. Selten bot sie den Kameras atemberaubenden Glamour, eher einen traurigen (An-)Blick. Nicht das, was ein steuerzahlender Untertan für finanzierte Apanagen erwartet beziehungsweise erwarten kann.

Wohlvollende Medien vergleichen Monacos Fürstin bereits mit Volksikone Diana, die sich mit britischem Königshaus und untreuem Ehemann nicht abfinden konnte. Der Unterschied: Die schüchterne, wohlerzogene, pflichtbewusste Diana hatte das Volk hinter sich. Die Monegasen schweigen.

Es waren Jahre des Zauderns und einiger Trennungen, bis die im Fürstentum bei einem Schwimmwettbewerb begonnene Romanze zwischen Albert von Monaco und Charlene Wittstock zur Hochzeit reifte. Aber die sympathische junge Frau glaubte fest an ihren Traum-

prinzen. Wie steinig ihr steiler Weg bis in den Palast hoch oben auf dem *rocher* sein würde, wie kalt der Wind in solcher Höhe weht, schien sie nicht zu realisieren. Nach der Hochzeit 2011, bei der ihre erste Träne floss, trat sie in die eleganten Fussabdrücke einer Fürstin mit Charisma und Hollywood-Aura. Ein schweres Erbe, zumal sie gegen eine Vision und Legende statt gegen eine reale Person antreten musste. Die edlen Schu-



Selbstfindung einer Frau:
Charlene mit Sohn Jacques.

he passten der gerne barfuss Laufenden nicht. Und Charlene von Monaco kannte zwar verdienstvolle Siegerpodien, wirkte aber im Gala-Rampenlicht oft verkrampft und wie verloren auf weiter Flur.

Herzlich, witzig, spontan

Parallelen und Vorbilder finden sich bei ihrer Freundin, Alberts jüngerer Schwester Prinzessin Stéphanie. Auch diese meidet gerne Monacos Zeremonien, findet ihren Sinn anderswo – mit Kranken und Tieren. Ihr folgend, kümmerte sich Charlene von Monaco erstmals um bedrohte Tiere ihrer Heimat und schien glücklich.

Fürstin Charlenes Passion ist zweifelsohne – guter – Sport. Dafür schlägt ihr Herz. Noch 2020 sammelte sie in maritimer Eigenleistung Spen-

den für ihre Princess Charlene of Monaco Foundation, die Kinder durch Schwimmunterricht vor dem Ertrinken bewahrt. Hierfür trainierte die Prinzessin alleine auf Korsika, zeigte Willen und Disziplin und strahlte selbstbewusst in die Kameras. Doch Sport ist leider nur ein Minimalteil fürstlichen Lebens, selbst in einem Land mit Grand Prix und einem Olympioniken als Regenten und Ehemann.

Der Rest ist Charity-Arbeit, diskrete Einflussnahme und liebenswürdige Repräsentation. Ein Korsett für jemanden wie Charlene von Monaco, die, herzlich, witzig, spontan, freie Entfaltung sucht. So ändert sie Hof-Usancen, um sich in einem routinierten Gefüge als eigenständig zu behaupten. Ein Beispiel: Angeheiratete Familien bleiben auf Dauer unsichtbar, Charlene von Monaco zeigt sich stets mit einem Wittstock im Schlepptau. Bei der Umwelt-Gala 2021 stand ihr Lieblingsbruder Gareth Wittstock nebst Frau auf der Bühne, durch welchen Verdienst auch immer, neben Fürst, Hollywoodstar Sharon Stone und Ihrer Hoheit Caroline von Hannover, die die Fehlende im Fürstentum vertritt und sich mit um deren Kinder kümmert.

Galanter Feminismus

Ein Blick auf andere europäische Monarchien des 21. Jahrhunderts zeigt: Es geht auch glücklicher. Die Selbstaufgabe als Frau an der Seite ist längst kein Muss. Die Emanzipation findet statt, auch der Feminismus für andere Frauen, aber er wird galanter vollzogen. Es bedarf weder eines hinausposaunten Selbstmitleids à la Meghan Markle noch krasser Rebellion, um ein Herrscherhaus zu modernisieren. Mit dem Goodwill aller Beteiligten, der Königsfamilie, der Betroffenen, des Volkes werden tradierte Gebrauchsanweisungen für nichtregierende Fürstinnen und Königinnen modernen Zeiten angepasst, wie etwa in Luxemburg, Spanien, Norwegen und Schweden.

Wo das Märchen versagt, hilft vielleicht ein Sprichwort: Schuster, bleib bei deinen Leisten. Bei der Umwelt-Gala in Monaco gedachte man der Unglücksfürstin – eine rührende Minute lang.

Burkart verärgert die Bürgerlichen

Der neue FDP-Präsident grenzt sich scharf von SVP und Mitte ab. Deren Chefs reagieren verschnupft.

Marcel Odermatt

Biel

Ob beim Erhalt der Mehrheit von FDP und SVP im Bundesrat, bei der Abwehr von Linken-Anliegen wie jüngst der 99-Prozent-Initiative oder beim umstrittenen Kauf des amerikanischen Kampffjets: Eine Zusammenarbeit und womöglich ein Schulterchluss des Freisinns mit der Volkspartei schienen selten so angebracht wie heute.

Es erstaunt deshalb nicht, dass viele Bürgerliche grosse Hoffnungen in den neuen FDP-Präsidenten Thierry Burkart setzen. Der Aargauer Ständerat politisiert seit Beginn seiner Karriere am rechten Flügel und zeichnet sich dadurch aus, dass er – anders als viele in seiner Partei – keine Berührungängste gegenüber der SVP hat.

Hort von Ewiggestrigen?

Viele Bürgerliche erwarteten oder malten sich aus, dass der neue Chef gleich bei seinem Start signalisiert, dass ihm das Verbindende wichtiger ist als das Trennende. Ein Neustart für die Kooperation im Mitte-rechts-Lager. Das hätte man als wichtiges Zeichen für die Arbeit im Parlament und bei den kommenden Volksabstimmungen gewertet.

Diese Erwartungen wurden beim ersten Auftritt von Burkart an der Delegiertenversammlung in Biel am Wochenende jedoch arg enttäuscht. Der neue FDP-Leader drängte die Konkurrenz in die Schmutzdecke. Er wolle keine Schweiz «à la SVP, die sich ins Réduit zurückzieht und mit Corona-Leugnern sowie Verschwörungstheoretikern flirtet, nur um ein paar Wählerstimmen für sich einzuheimsen». Der wichtigste Partner der FDP in der Wirtschafts-, Sozial- und Sicherheitspolitik als Hort von ewiggestrigen Isolationisten und obskuren Pandemiekritikern?

In der SVP-Spitze macht sich nach dieser Darbietung bereits Konsternation breit: «Thierry Burkart musste die Linksfreisinnigen beruhigen und den linken Medien gefallen», sagt Parteipräsident Marco Chiesa. Dabei stehe Burkart eigentlich für den bürgerlichen Freisinn. «Dass er jetzt so billige Anti-SVP-Rhetorik von sich



«Petra, ich verneige dich vor mir»: FDP-Chef Burkart, Vorgängerin Gössi.

gibt, das ist nur ein Fauxpas», so der Tessiner Ständerat. Er hoffe, bei Burkart laufe es nicht so wie bei seinen Vorgängern Philipp Müller und Petra Gössi. «Ich hoffe, er bleibt bürgerlich.»

Trotz des Ärgers bleibt Chiesa für eine Zusammenarbeit offen – realistischerweise bleibt ihm auch nicht viel anderes übrig: «Es braucht eine bürgerliche Allianz gegen den links-grünen Trend.» Und SVP und FDP stünden eigentlich für das Erfolgsmodell Schweiz: mehr Freiheit und weniger Staat.

Doch Burkart teilte nicht nur gegen die Volkspartei aus. Wenig zimperlich ging er auch mit seinem anderen potenziellen Partner – der

Wenn sich die Bürgerlichen nicht zusammenraufen gibt es nur einen Sieger: die Linken.

Mitte – um. Auch auf diese ist der neue FDP-Übungsleiter angewiesen, wenn er erfolgreich politisieren will. Trotzdem bekam die Mitte ebenfalls ihr Fett ab. Er wolle kein «Land des Stillstands und der Reformunfähigkeit, wie es die undefinierte Mittepartei praktiziert, aus Angst, dass sie irgendwo bei irgendwem irgendwann ein wenig anecken könnte.»

Auf Anfrage gibt sich Mitte-Präsident Gerhard Pfister einigermaßen diplomatisch: «Die Zusammenarbeit mit Petra Gössi war sehr gut.

Es wäre schön, wenn der neue Parteipräsident das weiterführt.»

Unter dem Strich bleibt der Eindruck haften: Die Linksfreisinnigen machten sich wohl zu Unrecht Sorgen, als Burkart seine Kandidatur bekanntgab. Sein erster Auftritt deutet darauf hin, dass Burkart nicht zum Brückenbauer im rechten Lager werden will.

Grund zum Schmunzeln

Damit ist er beim Freisinn in bester Tradition. Sein Vor-Vorgänger – Philipp Müller – verantwortete die sogenannte 18-Prozent-Initiative. Das Anliegen, das den Ausländeranteil begrenzen wollte, machte ihn zu einem Liebling bei SVP-Anhängern. Als Parteichef mutierte er dann im Nu zu einem der schärfsten Kritiker der gleichen Partei.

Wenn schon nicht für die SVP und die Mitte, so gab es für die FDP-Delegierten einen Grund zum Schmunzeln. «Petra, ich verneige dich vor mir», erklärte Burkart, als er in seiner Rede vor seinen Parteifreunden seine Salbungen an seine Vorgängerin abgeschlossen hatte. Wahrscheinlich meinte er wohl eher, dass er sich vor der Schwyzer Nationalrätin verneige.

Wie auch immer: Wenn sich die Bürgerlichen nicht zusammenraufen können und sich stattdessen mit Vorwürfen zudecken, gibt es in der Schweizer Politik nur einen Sieger, vor dem man sich verneigen kann: die Linken.

Was China wirklich will

Die Ängste des Westens sind unbegründet. Die Machthaber in Peking planen keine Eroberungen. Sie versuchen, den nationalen Zusammenhalt zu sichern.

Ian Buruma

New York

Es scheint heute lange her zu sein, dass ein paar Kongressabgeordnete vor dem Kapitol in Washington japanische Transistorradios zertrümmerten. Doch 1987 befürchteten viele Menschen, dass Japan die Welt erobern werde – nicht durch militärische Gewalt, sondern durch den Export von Radios, Fernsehgeräten, Videorecordern und Autos. Sogar die meisten Amerikaner kauften lieber einen Toyota als einen Buick oder Chevrolet.

In den späten achtziger Jahren wurde in zahlreichen Bestsellern vor der grossen Gefahr gewarnt, die Japan darstellte. Die japanische Wirtschaft, gestützt auf Armeen von Büro-Samurais in grauem Anzug und gelenkt von einer protektionistischen Bürokratie, galt als unbezwingbar. Bald, so erfuhren wir, würden weite Teile von New York, die meisten Hollywoodstudios und die wichtigsten europäischen Industrien in japanischer Hand sein.

Nun ja, es kam anders. Der japanische Immobilienmarkt kollabierte, die Wirtschaftsblase platzte, Unternehmen und Banken gingen bankrott, japanische Auslandsvermögen mussten mit Verlust abgestossen werden, die Wirtschaft versank in einer langen Periode relativer Stagnation, und niemand schrieb mehr Bestseller über die japanische Weltherrschaft.

Wilhelm II. und Donald Trump

Heute ist es China, das vielerorts Anlass zur Sorge vor einer neuen asiatischen Gefahr bietet. Präsident Joe Biden versprach, dass sich die «freie Welt» unter seiner Führung der chinesischen Tyrannei widersetzen werde. Ein neues Militärbündnis mit Australien und Grossbritannien wurde in der ausdrücklichen Absicht geschlossen, chinesische Expansionsbestrebungen im Indopazifik abzuwehren. In Washington wird befürchtet, dass China eine Bedrohung nicht nur für die eigene Bevölkerung oder die Taiwanesen darstellt, sondern auch für die gesamte demokratische Welt.

Die Angst vor einem starken Asien oder der «gelben Gefahr», wie man einst sagte, ist alt. Kaiser Wilhelm II. fürchtete sich so sehr vor



Nationalismus statt Kommunismus.

einer potenziellen chinesischen Bedrohung, dass er die europäischen Mächte beschwor, China anzugreifen und zu unterwerfen. Den Sieg Japans im Russisch-Japanischen Krieg 1905 betrachtete er als Wegbereiter einer asiatischen Vorherrschaft über den Westen. Diese Paranoia hatte eher mit rassistischen Vorstellungen als mit geopolitischen Realitäten zu tun. Im 19. Jahrhundert schrieben amerikanische Zeitungen über Chinesen in der gleichen Sprache, in der Donald Trump die Mexikaner beschrieb – als dreckige, unkultivierte, drogensüchtige, kriminelle Barbaren.

Diese Einstellung dürfte nicht völlig verschwunden sein, aber sie ist nicht der Grund, weshalb China heutzutage gefürchtet wird und Präsident Biden so entschlossen ist, den Westen auf eine antichinesische Allianz einzu-

schwören. Ihm schwebt vermutlich eine Eindämmung der Art vor, wie sie George Kennan 1947 mit Blick auf die Sowjetunion empfahl. Doch es wird sehr viel schwieriger sein als im Fall der Sowjetunion und als in den dreissiger Jahren, als es um Japan ging. Der Wohlstand der westlichen Welt hing weder von der Sowjetunion noch von Japan ab. Heute sind Deutschland, Japan, Europa und in geringerem Umfang auch die USA auf Handel mit China, auf chinesische Produktionsstätten und chinesisches Kapital angewiesen.

Ordnung, Wohlstand, nationale Grösse

Einige Kommentatoren haben der US-Regierung geraten, die amerikanische Wirtschaft von der chinesischen abzukoppeln, als ob das noch möglich wäre – ausser es käme zu einem

Krieg, was für alle Beteiligten eine Katastrophe wäre. Aufstrebende Mächte isolieren zu wollen, ist riskant. Genau das haben westliche Staaten gegenüber Japan in den dreissiger Jahren praktiziert, indem sie das Land von lebenswichtigen Rohstoffen wie Öl und Eisen abschnitten. Die Antwort bestand in dem Angriff auf Pearl Harbor 1941 und einem Krieg, der Millionen Tote forderte.

Wenn es um die China-Politik des Westens geht, sollte man zuallererst fragen, was China vorhat – genauer gesagt, was die kommunistische Führung vorhat. Klar ist: Sie will an der Macht bleiben. Allein durch Repression wird das nicht funktionieren, so verlockend dieser Weg auch erscheinen mag. Die chinesische KP muss ihr Machtmonopol rechtfertigen, und dafür reicht der Marxismus-Leninismus ebenso wenig aus wie der Maoismus. Die meisten Chinesen glauben nicht mehr an diese Ideologien, nicht einmal die meisten Parteimitglieder. Die Partei gründet ihre Macht daher auf die drei Säulen Ordnung, Wohlstand und nationale Grösse.

Nutzloser Kulturkampf

Nach Jahrzehnten maoistischer Gewalt und Misswirtschaft fürchten sich die meisten Chinesen, zumal die gebildeten urbanen Eliten, vor neuerlichem Chaos und Unruhen. Selbst wenn sie Ordnung mit politischer Unfreiheit bezahlen müssen, so sind viele Chinesen doch bereit, dies zu akzeptieren, solange sie am steigenden Wohlstand teilhaben können. Dies bringt die Partei in eine schwierige Lage, denn ihre politische Legitimität hängt von stetigem Wirtschaftswachstum ab, auf das bekanntlich kein Verlass ist.

Sodann das Versprechen nationaler Grösse. Seit sich die Volksrepublik nach dem Tod des Vorsitzenden Mao einem staatlich kontrollierten Kapitalismus verschrieben hat, hat sich das ideologische Fundament des Staats verändert – weg vom Marxismus-Leninismus, hin zu mehr Nationalismus. Es ist ein heikler Nationalismus, der bewusst kollektive Empfindlichkeiten instrumentalisiert. In den achtziger Jahren wurde eine «patriotische Erziehung» in Museen und Gedenkstätten eingeführt, die an historische Verbrechen fremder Mächte am chinesischen Volk erinnern sollen.

Manche Gedenkorte erinnern an die Opiumkriege der 1840er Jahre, als das Reich von den militärisch überlegenen Briten gedemütigt wurde. Andere erinnern an die Besetzung der Mandschurei durch Japan 1931, und es gibt ein gigantisches Museum in Nanjing, der einstigen Hauptstadt von Tschiang Kai-schek, wo japanische Soldaten 1937 ein Massaker verübten (offiziell wird von 300 000 Toten gesprochen).

Die Botschaft all dieser Orte ist die gleiche: Nur die feste Führung der Kommunistischen Partei wird China so gross machen, dass es

nie wieder von Ausländern gedemütigt werden kann. Ein derart aufgeladener Nationalismus ist gefährlich. Er nährt das Bedürfnis, Vergeltung an alten Feinden zu üben. Präsident Bidens anti-chinesische Rhetorik wird chinesische Empfindlichkeiten viel stärker anstacheln als marxistische oder maoistische Kampfpapieren.

Einen Kulturkampf mit China herbeizuführen, ist nicht nur gefährlich, sondern auch nutzlos. Die Repression in China und die Menschenrechtsverletzungen, unter denen vor

Die meisten Chinesen glauben nicht mehr an Maoismus und Marxismus-Leninismus.

allem Uiguren und Tibeter zu leiden haben, sind haarsträubend. Aber westliche Demokratien können wenig dagegen unternehmen.

Der Westen kann China nicht verändern. Er kann nur versuchen, sich von China nicht verändern zu lassen. Die Annahme, China werde seine wachsende militärische Macht zur Eroberung des Westens einsetzen, ist abwegig. Eher geht es China darum, Ost- und Südostasien zu dominieren, nicht unbedingt durch militärische Intervention, sondern indem man kleinere Staaten zwingt, respektvoll mit China umzugehen und chinesische Interessen zu achten.

Eine Art politische Religion

Der chinesische Nationalismus hat aber auch ein kulturelles Element. China, diese uralte Zivilisation, war immer schon ein Staatswesen, in dem Politik, Religion, Moral und Ideologie zusammengehen. Dem Kaiserreich lag

der Konfuzianismus zugrunde, eine Art politische Religion, die von Nachbarn wie Vietnam, Korea und Japan in unterschiedlicher Ausprägung übernommen wurde. Heute ist die politische Religion in China eine eigentümliche Mischung aus Marxismus, Staatskapitalismus und Resten konfuzianischen Obrigkeitendenkens.

Die Stärke dieses Systems liegt darin, dass es (anders als das kommunistische Modell der Sowjetunion) funktioniert, zumindest in materieller Hinsicht. In China werden viele Menschen sehr viel schneller reich als anderswo auf der Welt. Die chinesischen Flughäfen und Eisenbahnen sind deutlich moderner und leistungsfähiger als die in den USA.

Das muss nicht immer so bleiben. Eine Wirtschaftskrise könnte schwerwiegende politische Auswirkungen haben. Aber solange dieses System fortbesteht, dürfte es für viele in der Welt ein attraktives Modell sein, verglichen mit dem beklagenswerten Zustand, in dem sich westliche Demokratien befinden.

Die Gefahr, die von Chinas zunehmender Macht ausgeht, ist also nicht militärischer Natur. Es ist seine potenzielle Attraktivität – nicht nur für autoritäre Politiker, sondern für alle, die der Ansicht sind, dass liberale Demokratien ausgedient haben. Wir begegnen dieser Attraktivität am besten, indem wir China nicht mit Boykott oder Flugzeugträgern drohen, sondern indem wir unsere eigenen Institutionen stärken und dafür sorgen, dass sie besser funktionieren.

Ian Buruma ist ein niederländischer Autor mit dem Spezialgebiet Asien. Er war Professor für Menschenrechte und Journalismus am Bard College in New York und Chefredaktor der *New York Review of Books*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Gibt es etwas Schöneres, als Zeit geschenkt zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum selbstbestimmten Leben



Houdini der deutschen Politik

Armin Laschet muss Kanzler werden. In diesem Punkt hat Roger Köppel recht. Aber was die direkte Demokratie angeht, liegt der *Weltwoche*-Chef leider falsch.

Paul Badde

Ein Ticken wie von einem Metronom geht durch Deutschland, mit dem die Stunden gezählt werden, die Armin Laschet als Kanzleranwärter der CDU/CSU noch verbleiben. Nach dem Shitstorm der Medien haben nun auch die Fliehkräfte der Union unter Führung ihrer zaghaften Meuchelmörder einen Tsunami gegen Laschet entfesselt, den kein Damm mehr zu halten vermag. Bald ist Laschet weg. Das Urteil ist einstimmig, der Stab gebrochen.

Da ist schon die Erinnerung an Ihren Auftritt am 27. September eine Wohltat, werter Roger Köppel, als Sie in Ihrem «Studio der reinen Vernunft» in Berlin den Ausgang der deutschen Schicksalswahl «unabhängig, kritisch und gutgelaunt» kommentierten und keinen Zweifel daran liessen, dass Laschet «ganz klar der mit Abstand beste und substanzreichste Kandidat» ist. Er sei auch «der mit dem besten Leistungsausweis als Ministerpräsident eines der wichtigsten Bundesländer der Bundesrepublik», der selbst in seiner Fehlerhaftigkeit «menschlich» sei, ohne jede «Aufplusterungsherrlichkeit deutscher Alphapolitiker».

Schüler Adenauers und Schumans

Sie sprachen mir aus der Seele, wie Sie den furchtlosesten Politiker nördlich der Alpen gegen seine zahllosen Widersacher und hinterfotzigsten Parteifreunde verteidigten, und es bleibt nur noch zu ergänzen: Laschet ist ein Mann ohne Falsch. Im karolingischen Aachen ist er mit dem hilfreichen Migrationshintergrund seiner Familie aus dem deutschsprachigen Belgien seit seiner Geburt als ein Ausnahmeeuropäer herangereift.

Es gibt in Deutschland keinen bedeutenderen Schüler Konrad Adenauers und Robert Schumans, der beiden Gründerväter Europas aus dem Rheinland und Luxemburg. Und Laschet hat die ruhige Hand, als deutscher Bundeskanzler für Europa noch das zu werden, was der Einheitskanzler Kohl für Deutschland wurde – wenn die Liberalen und Grünen es denn zu-

lassen. Er ist der geschickteste Anwalt europäischer Einheit in allen Verschiebungen des Kräftegefüges der globalen Welt. Er weiss zu verbinden. Er hat wie keiner sonst eine Mission, was auch seine rätselhafte Schmerzlosigkeit im Martyrium erklärt.

Denn – und das sollten auch all seine Möchtegern-Totengräber wissen: Laschet ist der Houdini der deutschen Politikerklasse! Er



Ausnahmeeuropäer: CDU-Chef Laschet.

ist ein Entfesselungskünstler aus schier aussichtslosen Fallen, ein Genie des Überlebens, mit einer Vision und den Nerven, dafür Niederlagen durchzustehen, wie sie nur wahre Sieger haben. Was aber könnte Deutschland und Europa mehr gebrauchen?

Doch dann fragten Sie vor einer Woche unter Punkt neun Ihrer Elf-Punkte-Analyse: «Warum in Deutschland nicht mehr direkte Demokratie wagen nach Schweizer Vorbild? Das wäre doch etwas! Deutschland hätte es längst verdient.» Um Himmels willen, nein!, sage ich da nur,

und: Einspruch, lieber Herr Köppel! Mehr direkte Demokratie hätte uns in den letzten Monaten Markus Söder als «Kandidaten der Herzen» beschert, den nur unsere parlamentarische Demokratie zuverlässig verhindern konnte, doch leider nicht, dass der Kronprinz der CSU der CDU und Deutschland geschadet hat wie kein Zweiter in diesem Wahlkampf.

Denn auch in Deutschland ist das Volk der Souverän, nicht weniger als in der Schweiz. Doch nach den völkischen Exzessen ihrer grossen Volksverführer haben sich die Deutschen 1949 in erstaunlicher Weisheit für die Vorzüge der parlamentarischen Demokratie entschieden.

Wir wählen keine Führer mehr

Und bis heute Morgen jedenfalls ist diese deutsche Form der Volksherrschaft immer noch die letzte Barriere gegen jeden Umfrageterror, mit dem Laschet täglich neu geopfert werden soll, der jedoch immer noch steht und nicht zurückweicht und keine Sekunde vor einem möglichen Meuchelmord das Besteck fallen lässt.

Wenn Laschet nun aber durchhält, was er sowieso tut, und «gegen jede Wette» ins Kanzleramt einzieht, wird er den Deutschen damit eine der wichtigsten Geschichtsstunden nach dem Krieg überhaupt erteilt haben, die die ganze Welt interessieren sollte: Wir wählen keine Führer mehr, wir wählen das Parlament. Das ist der Bundestag. Und der Bundestag wählt den Kanzler – und nicht die Kollegen in den Hamburger und Berliner Redaktionen, über die die Diktatur der Volksverführer quasi durch die Hintertür der Vierten Gewalt der Medien wieder zurück in alle demokratischen Systeme dringt, inzwischen auch über die Heere ferngesteuerter Trolle, die die sozialen und asozialen Medien mit dem Gift ihrer postsowjetischen Demagogen für die Sozies fluten.

Paul Badde ist Journalist, Sachbuchautor und Filmemacher.

Fake News im Entengeschwader

Ihre Fake News über den Rücktritt von Ueli Maurer waren ein politisches Harakiri für die Presse.



Wenn eine einzelne Ente sich im Flug verirrt, kann das vorkommen. Wenn aber ein ganzes Entengeschwader in die falsche Richtung fliegt, ist das eine ornithologische Untersuchung wert.

Unsere Vogelkunde dreht sich um die Zeitungsentente, dass Bundesrat Ueli Maurer am letzten Freitag zurücktreten würde. Bemerkenswert daran war, dass das gesamte Geschwader der Presse die Falschmeldung geschlossen verbreitete – mit einer Ausnahme, auf die wir noch zurückkommen werden.

Ich kann mich nicht erinnern, unsere Journalisten jemals in einem Zustand solch vereinigter Betrunktheit erlebt zu haben, gemeinsam halluzinierend über den Abgang eines Politikers. Es war Fake News als Massenpsychose.

Es lohnt sich denn, die Geschichte der Fake News im Fall Maurer aufzurollen. Wie alle Fake News hat sie einen ideologischen Hintergrund.

Als Erster lancierte der Journalist Francesco Benini von der *Aargauer Zeitung* die Story. Am letzten Donnerstag, um 17.30 Uhr, haute er online die Schlagzeile raus: «Aufregung in Bundesbern: Erklärt Ueli Maurer am Freitag seinen Rücktritt?» Benini orakelte, die Bundesratssitzung vom nächsten Tag werde einen unerwartet-spektakulären Verlauf nehmen. Unter seinen Quellen, sagte er mir, waren ein Nationalrat und ein Bundesbeamter.

Nun war kein Halten mehr. Schon nach wenigen Minuten waren sich die Journalisten einig, dass Maurer «kä Luscht» (*Blick*) mehr habe und der Rücktritt beschlossene Sache sei. Maurer war weg, das war nun definitive Tatsache, und man konnte sich darum schon auf

das Thema konzentrieren, wer denn sein Nachfolger würde.

Gerade mal eine Stunde nach dem Rücktrittsgerücht publizierten die *Tages-Anzeiger*-Redaktoren Markus Häfliger und Philipp Loser bereits einen ellenlangen Artikel, wer aus der SVP nun Maurer in der Landesregierung nachfolgen könnte. Sie taten es mit dem typischen Gender-Vibrato, das bei ihrem Blatt üblich ist. Headline: «Die Nachfolger von Ueli Maurer stehen schon bereit – es sind fast alles Männer.»

Bei den Kollegen auf den anderen Redaktionen tönte es genauso überzeugt, dass Maurers Rücktritt bereits endgültige Tatsache war.

Sie sahen die Chance, von ihrem angeschossenen Genossen Alain Berset abzulenken.

«Diese Namen könnte die SVP ins Rennen um die Nachfolge schicken», titelte *20 Minuten*, «Wer folgt auf Ueli Maurer im Bundesrat?», titelte die *Basler Zeitung*.

Damit wären wir bei der Ausnahme. In der NZZ stand über den erfundenen Rücktritt Maurers kein Wort. Warum bewahrte wieder einmal nur die ach so konservative Tante die Gelassenheit, wenn all ihre ach so fortschrittlichen Verwandten in hitzige Aufregung gerieten?

Der Grund für die Schwarmdummheit im Entengeschwader liegt darin, dass die grosse Mehrheit unserer Journalisten ein inniges Verhältnis zu linken Politikern hat. Besonders gut zeigte sich das beim *Tages-Anzeiger*.

Seine beiden Journalisten Häfliger und Loser hatten schon früher den Plan gefasst, ein Stück über einen möglichen Rücktritt von Bundesrat Maurer in die Welt zu setzen. Dazu gingen sie letzte Woche diverse Parlamentarier an, die während der Herbstsession in der Wandelhalle des Bundeshauses aufzugreifen waren.

Vor allem die Politiker aus der SP reagierten entzückt auf die Journalistenfrage nach einem eventuellen Maurer-Rücktritt. Sie sahen darin die Chance, von ihrem angeschossenen Genossen Alain Berset abzulenken. Berset war kurz zuvor mit einer Sex-Affäre aufgefliegen, bei der er die Bundesratslimousine genutzt und Bundesbeamte wie Bundespolizei für seine Privatsache eingesetzt hatte. Lieber Maurer-Schlagzeilen statt Berset-Storys, sagten sich die Linken.

Statt solchen Zusammenhang aufzuzeigen, setzte der *Tages-Anzeiger* auf die Fake-News-Schiene. «Die Nachfolger von Ueli Maurer stehen schon bereit – es sind fast alles Männer.»

Was bleibt aus diesem kollektiven Irrflug einer ganzen Gattung? Es dürfte ein politisches Problem werden. In wenigen Monaten wird über das neue Mediengesetz abgestimmt. Es will zusätzliche 130 Millionen an Staatssubventionen über die Verlage ausschütten.

Wenn ich mir die kommenden Podiums- und TV-Diskussionen zum Mediengesetz vorstelle, dann wird das Entengeschwader im Fall Maurer ein hübsches Thema werden. Auf die zentrale Frage dabei dürfte die Verlagsbranche keine gute Antwort finden.

Die zentrale Frage lautet: Warum soll der Staat die Produzenten von Fake News finanziell unterstützen?

Ballade von Madonna

Von einer Göttin, die sich als junge Frau der Welt verschenkte,
und von einer Welt, die ihrer Göttin die Vergänglichkeit übelnimmt.

Michael Bahnerth

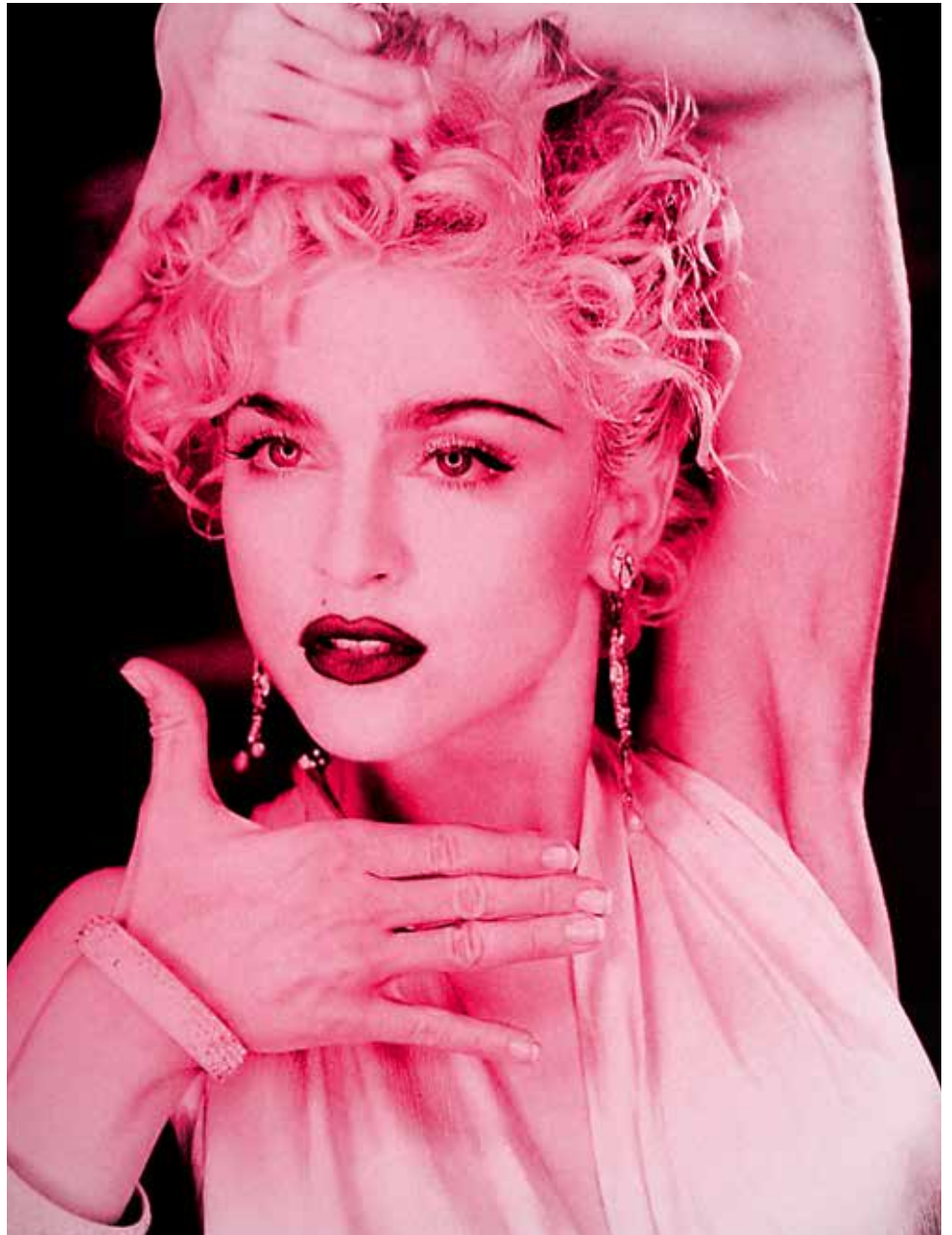
Sie war das Dynamit und der Dünger der Popkultur. Sie sprengte all die letzten Fesseln dieser ewigen Jugendbewegung, sie war die Symphonie, die all den Feldern der Musik Melodien gab, sie wurde zur unsterblichen «Queen of Pop»; Madonna Louise Chiccone. Vor ein paar Wochen ist sie 63 Jahre alt geworden, einen Monat später trat sie natürlich als Super-Special-Stargast für gute neunzig Sekunden zum vierzigsten Geburtstag von MTV auf, jenem Sender, der sie in die hintersten Winkel der Welt trug. Und sie ihn.

Sie trug zuerst einen Trenchcoat, lief auf Stöckelschuhen höher als ein hoher Ton ans Mikrofon, entblösste sich auf Exhibitionistenart und stand dann in Lack und Leder dort wie eine dieser sehr reifen Milf-Dominas, die nachts auf billigen TV-Sendern Aufmerksamkeit einfordern. Sie sagte ein bisschen «Happy Birthday», und all die neuen Stars und Sternchen jubelten, die Stimmung war wie bei den alten Römern in einer Arena; eine Mischung aus Freude, Grausamkeit und Tod.

Es scheint bis heute nicht ganz klar, welch ein Wesen da auf der Bühne stand, was genau sich da entblösste. War es eine alternde Diva, die in ihrem Leben stets nur jung sein konnte? Oder war es eine alte Frau, die einen Scheiss auf alles gab? War sie Täterin, indem sie als Domina den Jugendwahn zähmen wollte, oder war sie ein Opfer des Jugendwahns? War sie immer noch eine helle Sonne am Pop-Firmament oder nur noch ein Neutronenstern?

Narben des Widerstands

Ich, als Ausschussware der Popkultur, gehöre zu jenen, die ihren Auftritt grossartig fanden. Die Lady ist 63 Jahre alt und hat einen Hammerbody, wenn auch da und dort der Hintern und die Brüste etwas aus dem engen Leder quollen. Ihre Beine jedoch sind bis zum Oberschenkelhals immer noch erstklassig, ihr Bauch flach wie der Korpus einer Gitarre, ihren Hals, dieser unbestechliche Verräter des Alters, sah man wegen des steifen Lederkragens nicht, und ihr Gesicht war Porzellan, in Dutzenden von Arbeitsschritten moduliert,



Momente der Zeitlosigkeit: Madonna, 1990.

wie eine kunstvolle Plastik sah es aus mit all der Schminke, unter der die feinen Narben ihres Widerstandes und ihrer Angst vor dem Altwerden spannen.

Dennoch stand für mich nicht der Schatten ihres einstigen fast schon galaktischen Selbsts auf der Bühne, keine verwelkende Blume, keine faulende Paradiesfrucht, sondern eine Diva, die

Patina angelegt hat und die sagte: «Fuck you.» Die tat, was sie immer tat, Dynamit in die kleinen Schrebergärten des Bigotten zu werfen und neue Felder zu düngen.

Natürlich war es auch ein tragischer Moment, weil Altern grundsätzlich tragisch ist. Weil sichtbar wird, was Vergänglichkeit mit einem Menschen veranstaltet, wie sie ihn bedrängt und verunstaltet da und dort, am Körper zuerst, und manche auch an der Seele. Die Welt fordert dann von den immer gebrechlicher werdenden so etwas wie ein altersgerechtes Benehmen, also ein bisschen wallende Kleider, ein bisschen Weisheit, eine Portion Demut und Humor, ein angepasstes Leben im Schatten der Scheinwerfer. Menschen, die ihre Form verlierenden Körper in Kostüme zwingen, die schon für viele Dreissigjährige problematisch sein können, Menschen, die aus vielleicht neurotischen oder pathologischen Beweggründen das Vergängliche nicht akzeptieren können, Menschen, die sich immer nur projizierten und diese Selbstprojektion fatalerweise für das eigentliche Selbst hielten, sind tragisch, ja, aber sie sind immer noch sympathischer und lebensnaher als diese alten Knacker, die aufgehört haben zu leben und nur noch rummeckern.

Was soll Madonna denn tun, diese Frau, die ihr eigener Superstar im eigenen Universum war, die sich mit jeder ihrer vierzehn LPs oder CDs neu erschuf und doch stets sich selbst blieb, die ein kleines Mädchen war auf der Suche nach ein wenig ungeheucheltem Leben, die den Katholizismus in sich exorzieren musste, die ein *boy toy* sein wollte, eine Domina, eine Sklavin, eine Göttin, Jungfrau, Hure. Und die all das auch war. Diesen Mut, sich öffentlich so zu offenbaren, muss einer erst aufbringen,

Dieses Sein wird zur Sucht, und Madonna ist nicht bereit zum Entzug.

diesen unaufhörlichen Exhibitionismus als Mittel der Selbstfindung, und dann all das in seinem Bewusstsein noch zusammenhalten zu können, das ist Schwerstarbeit. Und dann liebt einen die ganze Welt dafür, oder fast, die eigene Projektion, dieses Zurschaustellen eigener innerer Blumen und Dämonen wird zur Projektionsfläche von Abermillionen. Dieses Sein wird zur Sucht, und Madonna ist nicht bereit zum Entzug. Das ist alles.

1991, auf dem, wie man so sagt, Höhepunkt ihrer Karriere, kam die Dokumentation «In Bed with Madonna» auf den Markt, ein Dokumentationsstück im Grunde, Madonna als Mutter der Kompanie, als Matriarchin, als Monster und als Mädchen, knallhart und doch von yogahafter Esoterik. Der Schauspieler Warren Beatty war damals ihr Freund, er lächelt den ganzen Film über bloss, auch in der Schlüssel-

szene, als Madonnas Arzt nicht vor der Kamera mit ihr sprechen möchte, Madonna das aber ablehnt, sagt Beatty: «Sie will nicht <off-camera> leben, weil es ohne Kamera nichts zu sagen gibt.» Vielleicht ist das der tiefe Grund, weshalb Madonna das Altern nicht kann. Weil Altern ein langsames Ankommen im immer Dunkleren ist, und eine Kamera kann nur dort einfangen, wo Licht ist. Vielleicht deshalb stellt sie sich auf die Bühne mit 63 und tut so, als ob sie ewig dreissig wäre. Weil sie weiss, dass, solange sie provoziert, eine Kamera auf sie gerichtet sein wird.

Dennoch verblasst ihr Stern, weil jeder Stern irgendwann sein Licht verliert. Noch kämpft sie, die Frau, die der Welt Bilder und Balladen, Tänze und Tollheiten geschenkt hat, die einen immer noch forttragen, die Gefühlswelten tanzen oder weinen oder träumen lassen, Songs, bei denen jeder Ton ein altersloser, ein unsterblicher ist, Schönheit, Sex und Skandale und hier und da auch einen kleinen Scheiss, als sie etwa unbedingt Zwillinge in Malawi kaufen musste.

Aber immer noch, so scheint mir trotz all der kleinbürgerlichen Schelte in den Feuilletons dieser Welt nach ihrem doch grandiosen Auftritt vor ein paar Wochen, ist sie, was sie nebst all dem existenziellen Bling-Bling, der Selbstvermarktung und der Selbstausbeutung, auch immer war; eine Göttin der Inspiration auf dem schmalen Grad einer Borderline, eine unverwechselbare Stimme, die einen vom Gedöns der Welt befreien konnte.

Auf einer Strasse in Griechenland

Ohne ihr Wirken und ihren Wahnsinn gäbe es keine Lady Gaga, keine Britney Spears, keine Miley Cyrus. Und es gäbe auch nicht diese zwei unvergesslichen Madonna-Momente in meinem Leben. Der eine war das Erscheinen des Bildbandes «Sex». An das bisschen Text erinnere ich mich nicht mehr, nur noch verbläsend an die ersten Worte: «Das ist ein Buch über Sex. Sex ist nicht Liebe. Liebe ist nicht Sex. Aber es ist wie im siebten Himmel, wenn eines zum andern kommt.» *Yeah*, Madonna, dachte ich damals, *let's meet*. Und dann waren da diese Bilder, wie sie als zügellose und doch verletzte Femme fatale die Männerwelt sich untertan machen wollte oder ihre Untertanin sein wollte. Oh, Mann.

Der zweite war auf einer Strasse in Griechenland, mit meinem Bruder und meiner Tochter, wir schauten schweigend aus den Autofenstern, dann kam «Like a Prayer» im Autoradio, und da war es wieder, das Dynamit und der Dünger, ein altersloser Moment der Zeitlosigkeit, wir hüpfen auf unseren Sitzen, liessen die Scheiben runter und sangen uns in die Unvergesslichkeit der Erinnerung: «Just like a prayer, your voice can take me there, just like a muse to me, you are a mystery, just like a dream, you are not what you seem.»



THIEL

Stammtisch

Hinz: Wozu zahlen wir unseren Bundesräten und den anderen Staatsangestellten überhaupt noch einen Lohn? Wir sind längst keine Demokraten mehr, sondern nur noch ein Volk von Masochisten.

Kunz: Hinz hat recht. Die staatliche Subventionierung der Politik muss aufhören.

Hinz: Welches Rudervolk macht den Auspeitscher zum Häuptling?

Kunz: Welcher Samariterverein wählt Henker und Folterknechte ins Präsidium?

Hinz: Wie oft haben wir die Türkei belächelt, wenn die Armee eine unfähige Regierung wegputschte? Heute wünschen wir, wir hätten selber mehr Türken im Generalstab.

Kunz: Gegen das, was wir heute erleben, war der Surrealismus der Biedermeier des 20. Jahrhunderts.

Hinz: Kunz hat recht. Aus heutiger Perspektive ist der Surrealismus nur noch naive Kunst.

Kunz: Seit der Bundesrat per Notrecht die Verfassung aushebelte, ist unsere Gesundheitspolitik so unfehlbar wie der Papst, so nachhaltig wie das Tausendjährige Reich, so sicher wie die «Titanic» und sind die Nebenwirkungen so ungeplant wie die Berliner Mauer.

Hinz: Da stinken ein paar staatliche Funktionäre an internationalen Konferenzen ein bisschen mit ihren dicken Windeln rum, und schon macht die halbe Welt in die Hose.

Kunz: Wie wird man unsere Epoche in den Geschichtsbüchern wohl dereinst benennen? Impfsozialismus? Gesundheitsfaschismus? Pharmakapitalismus?

Hinz: Asozialismus.

Kunz: Es ist nicht gerade das Gelbe vom Ei. Aber reden wir doch über etwas anderes.

Hinz: Habt ihr gewusst, dass im Eigelb mehr Eiweiss drin ist als im Eiweiss?

Andreas Thiel

Narko-Staat an der Nordsee

Die Niederlande entwickeln sich zum Mexiko Europas.
Sogar Ministerpräsident Mark Rutte ist im Fadenkreuz der Drogen-Mafia.

Christian Huber

Von den europäischen Nachbarn – mit Ausnahme des teilweise mitbetroffenen Belgien – weitgehend unbemerkt und im Land selbst während langer Zeit schön-geredet, sind die Niederlande zum Narko-Staat geworden. Das Land der fröhlichen Niederländer, der malerischen Grachten und der putzigen Häuschen wird durch die organisierte Kriminalität in einer Weise herausgefordert, die den Rechtsstaat in den Grundfesten erschüttert.

Generation der Herumhänger

Es ist der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung, die vor Jahrzehnten mit der faktischen Legalisierung von Cannabis begann und durch eine lasche Migrations- sowie eine ebenso lasche Strafjustiz gefördert wurde. Die «Coffee-Shops» bewegten sich von Anfang an in einer rechtlichen Grauzone, was dazu führte, dass nicht nur Cannabis, sondern unter der Hand auch das deutlich profitablere Kokain gehandelt wurde. Das hat auch geografische Gründe, denn der Hafen von Rotterdam (und das benachbarte belgische Antwerpen) ist ein praktisch nicht zu kontrollierendes Einfallstor für Kokainlieferungen im Tonnenbereich, gut versteckt in Schiffscontainern.

Wo sehr viel Geld zu verdienen ist, ist auch die organisierte Kriminalität zur Stelle. Sie stammt in diesem Fall aus dem Milieu marokkanischer Einwanderer. Zur zweiten Generation gehören die «hangjongeren», die Herumhänger. Als einer der Köpfe der sogenannten Moco-Mafia gilt der marokkanische Einwanderer Ridouan Taghi, für die Polizei ein Spitzenkrimineller.

Anfänglich waren die «hangjongeren» für Belästigungen verantwortlich – und für Kleinkriminalität, die dank einer traditionell überaus milden Strafjustiz sehr bald aus dem Ruder lief. Aus diesen Nachwuchskriminellen rekrutiert heute die Moco-Mafia ihre Soldaten.

Ein Hotspot der Drogenkriminalität ist Utrecht. Hier regiert der internationale Kokainhandel. Die Polizei zählt nicht weniger als 150 kriminelle Organisationen, vielfach mit einer mafiösen Familienstruktur. Bürgermeister Sharon Dijksma ist zu einer etwas späten Einsicht

gelangt: «Wir müssen endlich entschlossen auftreten, anstatt uns wegzuducken.»

Ridouan Taghi und seinen Komplizen, Mitläufern und Handlangern wird die Verantwortung für eine neue Qualität der Kriminalität zugeschrieben. Ähnlich wie in Schweden, das lange eine offene Migrationspolitik betrieben hat, gehören Auftragsmorde, Liquidationen, Schiessereien und Sprengstoffanschläge auf Konkurrenten in den Niederlanden mittlerweile zum Alltag. Trifft es einmal den Falschen, so ist

Offensichtliches Ziel ist die Destabilisierung der niederländischen Gesellschaft.

von einem «vergismoord» die Rede, also einem irrtümlichen Mord. Bemächtigt sich eine Bande der für eine andere Bande bestimmten Kokainlieferung, hat dies regelmässig eine Kette von Morden zur Folge.

Die Köpfe der organisierten Kriminalität fühlen sich so sicher, dass sie offen den Rechtsstaat herausfordern. So wurden der Bruder des

Kronzeugen gegen Ridouan Taghi, Nabil B., ermordet, ebenso dessen Anwalt und – am hellheiteren Tag auf offener Strasse – ein Vertrauter des Kronzeugen, der bekannte Kriminalreporter Peter R. de Vries. Diese Morde laufen nach einem ähnlichen Schema ab. Das Opfer wird durch Nachwuchskriminelle, durch «spotters», während längerer Zeit ausspioniert. Die Tat selbst wird dann von ebenso jugendlichen Auftragsmördern, den «hitters», ausgeführt.

Der erwähnte Peter R. de Vries wusste um seine Gefährdung, verzichtete aber auf Personenschutz. Einen solchen benötigen Richter, Staatsanwälte, Anwälte, Journalisten und ihre Familien. Offensichtliches Ziel ist die Destabilisierung der niederländischen Gesellschaft.

Die Moco-Mafia macht offenbar selbst vor Ministerpräsident Mark Rutte nicht halt. Der Premier auf seinem «fiets», dem Velo, auf dem Weg ins «torentje», das Türmchen, sein Büro im Regierungsviertel, ist oder, besser, war in Den Haag ein gewohnter Anblick. Seit die Sicherheitsdienste und der Inlandgeheimdienst Hinweise erhalten haben, dass ein Anschlag auf den Premier oder dessen Entführung geplant ist, wird Mark Rutte vom Sicherheitsdienst für das Königshaus und den politisch-diplomatischen Führungsbereich (DKDB) beschützt.

«Dschihadistisches Gedankengut»

Die vermuteten, offiziell aber nicht bestätigten Anschlagpläne der organisierten Kriminalität in Bezug auf den Premier haben die Politik wachgerüttelt. Damit nicht genug: Die Polizei hat vor wenigen Tagen neun niederländische Staatsangehörige, acht von ihnen mit «mediterranem Hintergrund», der neunte geborener Afghane, verhaftet. Sie sollen, unabhängig von der organisierten Kriminalität, Anschläge auf Mark Rutte sowie die islamkritischen Politiker Thierry Baudet und Geert Wilders geplant haben. Die Staatsanwaltschaft spricht von «dschihadistischem Gedankengut».

Von links bis rechts herrscht Einigkeit, dass der Rechtsstaat diesen Gefahren mit Entschiedenheit entgegentreten muss. Die Frage ist, ob es dazu nicht schon zu spät ist.



„Hoffentlich verstehen sie den Imbiss nicht falsch...“

«Pimmelgate»

Wenn harmlose Beleidigungen Razzien auslösen, geht es uns allen sehr gut.



Zur Abwechslung greife ich heute mal ein tief-sinniges Thema auf. Es hat sich vor etwa vier Wochen in Hamburg ereignet: «Pimmelgate». Das Wort «Pimmel» bewirkte eine Hausdurchsuchung; und obwohl man dem «Cabaret» keine existenzielle Bedeutung beimessen sollte, möchte ich «Pimmel» etwas vertiefen, denn ich halte das Wort für viel zu negativ besetzt.

«Du bist so 1 Pimmel», hatte ein anonym User bei Twitter geschrieben, adressiert an den Hamburger Innensenator Andy Grote (SPD). Grund: Der Politiker hatte Partygänger «ignorant» genannt, obwohl er selbst schon gegen die Corona-Auflagen verstossen hatte. Ein Polizist erstattete dann wegen der Pimmel-Kränkung Anzeige – und Grote stellte einen Strafantrag. Laut Hamburger Staatsanwaltschaft reicht das Wort «Pimmel» für den Tatbestand der Beleidigung aus. Das Amtsgericht ordnete eine Hausdurchsuchung an, um zu klären, wer Zugriff auf den Twitter-Account hatte. Während der folgenden Tage debattierte halb Deutschland darüber, ob der Einsatz verhältnismässig war oder ob dem Innensenator eine Extrabehandlung zugestanden wurde, zumal im Netz viel gröbere Beleidigungen zirkulieren, aber häufig nicht verfolgt werden.

Ich sehe es so: Selbstverständlich kann man seinem Ego gestatten, wegen «Pimmel» kurz mal einen Strafantrag zu stellen, und auch Richter und Staatsanwaltschaft haben jedes Recht zur Überreaktion. Nur ist das halt in beiden Fällen ein Zeichen dafür, dass einem eine gewisse Souveränität abgeht.

Was bedeutet «Pimmel»? Nach Tamara-Duden: Pimmel, der, Substantiv, maskulin. Umgangssprachlicher Kinderausdruck für männliches Geschlechtsteil, wird meist verwendet für Personen, die anstrengend und/oder hypersensibel sind. Unter den Kränkungsbegriffen

beansprucht «Pimmel» eine gewisse Originalität für sich. Es ist zwar ein beleidigendes, aber nicht bedrohliches Wort und eher komisch als böse konnotiert. Aus «Du bist so ein Pimmel» spricht nicht tiefste Verachtung wie aus «Du bist so ein Arschloch» – ein grobschlächtiges Schimpfwort, das man ausspuckt wie einen Schleimpfropf –, sondern harmlose, amüsante Missbilligung. Bei mir löst es das Bild aus vom Schulhof, auf dem ein Neunjähriger dem anderen «Du bist so ein Pimmel!» zuruft und der warnend zurückschreit: «Hey, sag das noch maaal!» Womit die Sache meistens gütlich abgeschlossen wäre, ausser ein Weltbild ist so erschüttert, dass man zum nächsten Polizeiposten rennt.

«Pimmel» ist vergleichbar mit «Horst», und ich plädiere dafür, «Pimmel» nicht in die *hate speech*-Schublade zu verfrachten; als Softie-Begriff für Personen, die umgangssprachlich als *pain in the ass* bezeichnet werden, eignet er sich ganz gut – Doppeldeutigkeit nicht beabsichtigt! Man muss ja nicht immer seinen kultivierten Intellekt zur Schau stellen. Nein, halt, ich nehme das zurück, es liegt mir natürlich fern, respektlose Kommunikation zu promoten; die beste Reaktion auf pimmelige Zeitgenossen ist politisch korrektes Schweigen.

Grundsätzlich muss man «Pimmelgate» auch im Kontext von Social Media betrachten. Auf Twitter, dem Hauptreservoir für Beleidigung und Diffamierung, schreiben User ihren politischen Gegnern in den meisten Fällen keine Liebesgedichte. Es ist aber auch etwas anderes, unbedeutender, als wenn ein Redner an einer *real life*-Podiumsdiskussion dem anderen sagt, «Sie sind ein Pimmel» – wobei das tatsächlich für Lacher im Saal sorgen würde. Podiumsdiskussionen gehören ja zu der Art Veranstaltungen, an denen kaum einer eine gute

Zeit hat, weil jeder Redner krampfhaft damit beschäftigt ist, nichts Substanzielles zu sagen, um die Harmonie nicht zu beschädigen, aber trotzdem einen bleibenden Eindruck hinterlassen will. Menschen, die sich an Podien wohlfühlen, sind wahrscheinlich die gleichen, die Strafanträge wegen des Wortes «Pimmel» einreichen.

Aber ich schweife ab. Was ich sagen will, stellen Sie sich mal die Szene vor: Da stürmt ein Swat-Trupp Ihre Hütte, und völlig perplex fragen Sie, worum es denn geht. «Sie haben das Wort «Pimmel» gesagt!» Ich kenne ja wirklich alle «Medical Detectives»-Folgen auswendig, jedoch kann ich mich an keinen Fall erinnern, bei dem das Aufspüren des Begriffs «Pimmel» auf der Festplatte eines Verdächtigen zur Aufklärung eines Verbrechens beigetragen hätte. Aber ich bin auch keine Staatsanwältin. Und wäre ich eine, hätte ich dem SPD-Grote gesagt, er solle sich mal zusammenreissen. «Holen Sie doch nicht den Primarschulhof der Neunziger zurück», so hätte ich das umrissen.

In unserer Gesellschaft sprechen wir über alles Mögliche, über Gendersternchen, Lastenräder und Diversity, aber vielleicht wäre es gar nicht so schlecht, den Fokus auch mal auf Personen zu legen, die alles anzeigen, was sie als unzumutbar empfinden. Man könnte sich fragen, was Beamte bei Polizei und Staatsanwaltschaft, die in Pimmel- und ähnlich gelagerter Monumentalkriminalität involviert sind, in dem Zeitraum alles erledigen könnten.

«Wir arbeiten gerade an dem Kinderschändering, wir haben die bald eingekreist!» – «Gute Arbeit, aber wir müssen erst die Pimmel-Situation lösen, die hat Priorität.» – «Da hat einer wirklich Pimmel gesagt?! Swat-Team, bereithalten!»

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lächeln im Gesicht: Landeshauptstadt Erfurt.

Wo die AfD eine Volkspartei ist

Jeder vierte Thüringer hat bei der Bundestagswahl die Alternative für Deutschland gewählt. Sind die Einwohner wirklich «immer rechtsradikaler», wie die Medien behaupten?

Roman Zeller

Erfurt, Hauptbahnhof», ertönt die Zugdurchsage. Noch vor dem Aussteigen rechnen wir mit dem Schlimmsten. Nur zwei Fahrstunden südlich von Berlin entfernt, befinden wir uns jetzt im «radikalisierten Teil Deutschlands» – «immer rechtsradikaler, ausländerfeindlicher, rassistischer». So schreiben es zumindest deutsche Zeitungen.

Wer die Berichte liest, könnte meinen, in Thüringen lebten mehr Nazis als Normalbürger – oder jedenfalls 24 Prozent der Bevölkerung: So viele wählten die Alternative für Deutschland (AfD), neuerdings die stärkste Kraft in Thüringen, eine Volkspartei.

Nur interessiert diese Tatsache niemanden: Die Medien schweigen den Grossefolg tot. Die Partei, deren Namen man sich kaum zu nennen traut, wird mit Nazis und Verschwörungstheoretikern in Verbindung gebracht – wenn überhaupt. Warum aber wählen so viele Thüringer diese angeblich rechtsextreme Partei? Und: Was für Köpfe führen die AfD, die Deutschland an den Rand der Verzweiflung treibt?

Um es vorwegzunehmen: Auf unserer Reise durch Thüringen finden wir keine Nazis – zu-

mindest keine erkennbaren. Die Erfurter Altstadt erstrahlt wolkenfrei, die Menschen fahren Fahrrad, manche tragen Bio-Gemüse in Jutesäcken und ein Lächeln im Gesicht.

Über Weimar und Jena nach Gera

«Nazis? Da müssen Sie lange suchen», sagt ein Bauarbeiter und lacht. Eher treffe man auf Arbeitslose, eines der Hauptprobleme hier. In Erfurt, 213 000 Einwohner, finden 6,2 Prozent keinen Job. Er habe Glück, sei nicht betroffen, sagt der Mann. Ihn treffe aber die stetige Teuerung, Benzinpreiserhöhungen etwa. «An der Tanke traf mich wieder einmal fast der Schlag.»

Geradeheraus erklärt er, die AfD gewählt zu haben – wie viele in seinem Umfeld. Die Übrigen hielten der SPD die Stange – mit 25 Prozent Erfurts stärkste Partei. Er verfolge die Politik aber kaum. «Was soll's?»

Weniger gleichgültig reden zwei Frauen im Café wenige Schritte weiter. Ein Mann, der am Arm ein Regenbogenband trägt, serviert Tee, während die Studentinnen über die Politik wettern, vor allem gegen die CDU, die Partei ihrer Eltern. Beide wählten AfD. «Klar kann ich das sagen», erklärt die eine. Die andere sagt: «Was in

Berlin entschieden wird, geht mich alles nichts an.» Wichtig sei ihr, nicht ständig für alles mehr bezahlen zu müssen.

In Thüringen wird entspannt über die AfD gesprochen, ganz anders als in Berlin. Das bestätigt sich auf der weiteren Reise. Über Weimar und Jena gelangen wir mit dem Zug nach Gera, wo

Es ist diese freiheitliche Eigenart, die Thüringern anhaftet – im positiven Sinn.

die Arbeitslosigkeit 8 Prozent beträgt. Bei den Jugendlichen ist sie noch höher. Fast jeder Dritte setzte hier das Kreuz bei der AfD.

Nicht so das Rentnerpaar, das auf einer Parkbank vor dem Bahnhof sitzt. Beide stehen treu zur SPD, seit es die SED, die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, nicht mehr gibt. «Aus Tradition», wie der ehemalige Textilarbeiter erklärt. Auch er ist unzufrieden mit der Politik. Wenn er im Stadtzentrum Tram fahre, komme es ihm vor wie in der «Syrischen Bundesrepublik Deutschland», erzählt der SPD-Wähler. Der Ausländeranteil in Gera beträgt 7 Prozent, im Zent-



rum ist er doppelt so hoch. Die AfD-Positionen bezeichnet der Thüringer als «vernünftig», «nicht verwerflich».

Weiter nach Saalfeld, südwestlich von Gera, und von dort nach Rudolstadt. Wen auch immer wir unterwegs fragen: Niemand findet die AfD gefährlich, bedrohlich. Die beiden Unternehmer, denen wir in Rudolstadt begegnen, sprechen von einem «Korsett an Regeln», das sie einengen. Es gelte, sich davon zu befreien.

Kein Eiferer, kein Extremist

Es ist diese freiheitliche Eigenart, die Thüringern anhaftet – im positiven Sinn. Die einstigen Fürsten- und Herzogtümer, die das heutige Bundesland bilden, gehörten nie zu Preussen. Später zählte Thüringen zur DDR. Als 1989 die Revolution gegen das SED-Regime startete, war das sächsische Leipzig das Zentrum des Widerstandes – und Thüringen stand ihm nicht nach.

Thüringen, so erklärt es Michael Kaufmann, habe immer Wert auf seine Unabhängigkeit gelegt. «Man kann heute von einem Widerstand 2.0 sprechen», fügt der AfD-Politiker an und nippt an seinem Weisswein.

Wir sitzen in einem Restaurant in Rudolstadt, das zum Wahlkreis Kaufmanns gehört. Der Vizepräsident des Thüringer Landtags wurde mit 29,3 Prozent zum Bundestagsabgeordneten gewählt. Sein Vorsprung auf die Konkurrenz von SPD und CDU betrug zehn Prozentpunkte.

Kaufmann ist ein «AfD-Urgestein», wie er sagt, seit 2013 dabei, weil ihn die Euro-Rettungspolitik der FDP ärgerte. Im März 2015 war er Mitunterzeichner der Erfurter Resolution. Die Urkunde galt später als Konstitution des sogenannten Flügels, der vom Bundesverfassungsschutz als tendenziell «rechtsextrem» gebrandmarkt wird. Kaufmann, seelenruhig: «Den

Flügel gibt es nicht mehr, da war aber auch nichts anstössig.»

Er ist Professor für Mess-, Steuerungs- und Regelungstechnik an einer Hochschule, zweifacher Vater und versprüht einen gewissen Reihenhaus-Charme. Das heisst, er wirkt wie ein freundlicher Nachbar. Er ist der Typ Kumpel, der lieber lacht, als dass er jemanden zum Lachen bringt – kein Eiferer, kein Extremist.

Auf die Probleme Deutschlands angesprochen, nennt Kaufmann die Stromversorgung. Die Energiewende sei ein «Fehlweg». Ähnlich sanft spricht er über das «Hauptproblem unserer Zeit», die «Ideologisierung». Man rede sich die Welt schön. Kanzlerin Angela Merkel – die Lieblingsgegnerin der AfD – lobt er für ihr «politisches Geschick». Klingt so ein verrückter Rechter?

Manche Gegner sehen es offenbar so. Sein Büro in Saalfeld wurde mehrfach beschädigt und beschmiert. Beruflich seien ihm bisher –



Durchaus witzig: AfD-Mann Höcke.



«AfD-Urgestein»: Politiker Kaufmann.

«zum Glück» – keine Nachteile widerfahren, «das technische Umfeld ist nicht so politisiert». In seinem Freundeskreis habe sich allerdings die Spreu vom Weizen getrennt. Es seien aber auch Bekanntschaften hinzugekommen.

«Leuchtturm der Freiheit»

Dazu gehört Björn Höcke, der Fraktionschef der AfD Thüringen und verteufeltster Politiker Deutschlands. Er kenne Höcke seit der AfD-Anfangszeit. Dieser sei ein umgänglicher, ruhiger Mensch, kein Entertainer, aber durchaus witzig. «Er ist ganz anders, als man bei den Reden den Eindruck hat.»

Kaufmann ist nicht mit allen Aktionen Höckes einverstanden. Er attestiert ihm eine gewisse Nationalromantik, Höcke könne schwärmerisch über die Heimat reden. «Was ich aber sagen kann – er ist sicher kein Nazi.» Im Gegenteil: Er schätze bei Höcke vor allem, wie er als Fraktionsvorsitzender auftrete – «völlig demokratisch». In keiner Art und Weise sei er ein Diktator.

Lädiert von einer schweren Erkältung, meldet sich Höcke am Telefon. Ihn freue, dass sich die Menschen in Thüringen nicht von den schlechten Berichten verunsichern liessen. Auf die Wahl schiele er mit einem lachenden und einem weinenden Auge. «Die Ära Merkel setzt sich mit anderem Namen fort, die kostspieligen Ideologienprojekte bleiben, die Preiserhöhungen kommen – das wird schmerzhaft.» Immerhin: In Thüringen sieht er einen «Leuchtturm der Freiheit». Den Erfolg begründet er unter anderem mit einer Thüringer Grundhaltung: Die Menschen hier reagierten sensibel auf Machtmissbrauch und seien heimatliebend.

Erinnerungen an die DDR

Die DDR-Erfahrungen seien bis heute präsent: Alles, was damals als positiv erachtet worden sei – «innere und soziale Sicherheit, die belastbare Vertrauenskultur, intakte Nahverhältnisse» –, komme gerade unter die Räder. Und alles, was nicht erwünscht gewesen sei – «Überwachung, Zensur, Parteieneinfalt, das unterschiedliche Reden in der Öffentlichkeit und privat» – sei dreissig Jahre nach dem Ende der DDR Realität.

Dass ihm vorgeworfen werde, einen «Führerstaat» aufbauen zu wollen, hält er für absurd. «Der Landesverband steht idealtypisch für eine partizipative Führungskultur.» Davon könnten sich die Altparteien eine Scheibe abschneiden. Zudem verweist er auf Franz Josef Strauss von der CSU: «Was wir sagen, hätte er vor vierzig Jahren noch viel deutlicher ausgedrückt.» Trotzdem kursierten Todeslisten mit den Namen führender AfD-Politiker.

Wie lange hält ein Mensch solche Anfeindungen aus – vor allem, wenn zusätzlich der Gegenwind in der Partei zunimmt?

Höcke wollte sich zu Fragen zu seiner Person nicht äussern. Die Partei stehe im Vordergrund. Die AfD sei an einem Scheideweg – sie dürfe nicht «anschlussfähiger» an die etablierten Kräfte werden. «Unsere Inhalte sind gut. Der Anspruch muss bleiben, Politik für das Volk, das Vaterland und die eigenen Kinder zu machen.»

Klingt so das personifizierte Böse? Nein.

Nach den Treffen und Gesprächen im Freistaat Thüringen beschleicht einen das Gefühl, in der deutschen Politik und Medienlandschaft laufe etwas grundlegend schief. Die Debatte über Nazis und Rechtsextreme ist überdreht und hysterisch. Wer glaubt, jeder vierte Thüringer laufe einer Führerpartei hinterher, sollte dringend einmal den Freistaat besuchen.

Sieben Kanonen gegen einen Spatz

Als die Bundesanwaltschaft Alain Bersets Ex-Geliebte dingfest machte, liess der Bund die Elitetruppe «Tigris» aufmarschieren. Verhältnismässig war das nicht.

Peter Forster

Im Jahr 2009 warf die *Weltwoche* kritische Fragen zu «Tigris» auf. Es folgte eine publizistische Gegenoffensive: Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) versuchte, die Einsatzgruppe weisszuwaschen, und auch die Geschäftsprüfungskommission des Ständerats fand an der damals vierzehn Mitglieder zählenden Formation nichts Martialisches. Dem widersprechen Insider, die wir fragten: Unterscheidet sich «Tigris» von all den kantonalen Eliteverbänden, von den «Skorpionen», «Luchsen», «Leuen», «Basilsken» und wie sie alle heissen – «Grif», «Cougar» und «Gigg» in der Romandie inbegriffen?

Ein Top-Experte hält fest: ««Tigris» entspricht in Selektion, Training, Rüstung und Einsatz den kantonalen Interventionseinheiten.» «Tigris» legt die Latte ähnlich hoch wie «Argus», «Enzian», «Diamant», «Kristall» und andere. Die Elitetruppe der Bundeskriminalpolizei weist einen überschaubaren Bestand auf; umso schärfer trifft sie ihre Auswahl. Solche Formationen nehmen nur erprobte Polizisten auf, die in der Regel unter 32 Jahre alt sind. Wer sich bewirbt, muss physisch, mental, charakterlich den Eliteanspruch erfüllen. Vor allem anderen muss er krisenfest sein, will heissen: auch unter Druck kühlen Kopf bewahren. Dass dies auch und besonders von den Chefs und Auftraggebern erwartet wird, versteht sich von selber.

In klassischer Kampfmontur

Beim Thema «Tigris» versucht der Bund den Eindruck zu erwecken, die Gruppe sei primär für Zugriffe da: für das Festhalten oder, wie es die Sprache im Fall von Alain Bersets Ex-Freundin regelt, für das Anhalten. Andererseits zirkulieren im Netz Bilder, die «Tigris»-Gruppen in Kampfmontur zeigen – landesüblich, regelkonform. Es sind stämmige Männer mit schwarzem Helm, kurzläufigem Sturmgewehr, Schutzmaske, Kevlar-Weste und Kampfstiefeln. Klassisch greifen sie zu sieb an. Der vordere Operator trägt den massiven Schutzschild und eine starke Lampe. Ein Fahrzeug deckt den Angriff. Vergleichen wir «Tigris»-Bilder mit Szenen von anderen Eliteeinheiten, erkennen wir: All das ist deckungsgleich, *unité de doctrine*, schweizweit.

Nach allen Quellen verhielt sich Bundesrat Bersets ehemalige Freundin bei der Festnahme korrekt und kooperativ. Sie wurde im Kanton Zürich von einer Polizistin und einem Polizisten angehalten, die von fünf «Tigris»-Elementen gedeckt wurden. Die angehaltene Frau fuhr dann anstandslos in einem Polizeiwagen nach Bern mit. «Tigris» ging in ziviler Kleidung vor. Zivil heisst in Eliteverbänden: Jacke oder Veston, oft anthrazit oder grau. Wer die Operators gut anschaut, der erkennt: Unter dem Leder oder dem

Wer sich bewirbt, muss physisch, mental, charakterlich den Eliteanspruch erfüllen.

guten Tuch trägt der Polizist ein Holster mit Pistole – Beretta, Glock, SIG Sauer und so fort, alles vom Feinsten.

Kenner der Polizeiszene fragen zu Recht: Musste es für das harmlose Anhalten von Bersets «Bekannter» gleich «Tigris» sein? Und wenn die Zahl vierzehn noch stimmt, gleich mit dem halben Bestand? In diesem Fall hätten es zwei stationierte Polizeikräfte getan: eine Polizistin und ein Polizist. Oder das Kommando hätte eine



Patrouille beauftragen können, wieder mit Frau und Mann. Aber der Befehl kam von der Bundesanwaltschaft, nicht von einem kantonalen Kommando. In Kantonen gelangen Spezialeinheiten dann zum Einsatz, wenn die Person im Waffenregister aufgeführt ist. Bersets Ex-Freundin figurierte weder im Register noch besass sie Waffen.

James Bond mitten in der Schweiz?

Verschiedentlich habe ich Übungen von Einsatzelementen von nahem beobachtet, in Abbruchbuden, Ortskampfdörfern, in der Terrorabwehr und im Zugriff. Stets erlebte ich kompetente Frauen und topfitte, reaktionsschnelle Männer. Kopflose Rambos findet man in den Elitegruppen so wenig wie bei den Armeegrenadieren. Der «Tigris»-Chef wird als ausgesucht höflicher, überlegter Vorgesetzter geschildert, der sein Handwerk von der Pike auf beherrscht.

Dies entspricht dem Bild, das ich auch von kantonalen Einsatzchefs gewann. In sich überschlagenden Lagen reagieren sie, wenn nötig, im Minutentakt. Jäh überfallen beispielsweise in der Tiefgarage supponierte Attentäter ein Elite-Detachment. Die Einsatztruppe erwidert das Feuer in Sekundenbruchteilen und streckt die Angreifer nieder. Das Medic-Team eilt herbei. Mit Tourniquets leistet es Erste Hilfe, der Transport ins Spital erfolgt sofort.

Lebt James Bond mitten in der Schweiz? Nein. Eliteeinheiten handeln der Lage angemessen. Ihre Führung und Stabsarbeit gehorchen den Regeln der Armee. Die Einsatzleiter kennen und beachten die Verhältnismässigkeit. Umso mehr bestürzt es, dass der Bund im Fall von Bersets Ex-Freundin am 13. Dezember 2019 mit Kanonen auf einen Spatz geschossen hat.

Bleibt die Frage der Alarmfestigkeit. In der flirrenden Welt der Spezialkräfte geniesst «Tigris» einen soliden Ruf. Doch wie steht's oben? Bis hinauf zum Drahtzieher? Wenn die Sicherungen gegenüber einer wehrlosen Frau so schnell durchbrennen – was wäre zum Beispiel, wenn der Terror in der Schweiz zuschläge?

Peter Forster ist Oberst a.D., Sicherheitsexperte und ehemaliger Chefredaktor der Zeitschrift *Schweizer Soldat*.

Faust Gottes will Präsident werden

Manny Pacquiao, philippinischer Boxweltmeister in acht Gewichtsklassen, zieht es in die Politik. Es ist der Fight seines Lebens. Die erste Runde lief schlecht.

Claude Cueni

Ich habe mein Bestes gegeben, aber mein Bestes war nicht gut genug», gestand der 1,66 Meter kleine philippinische Boxer Manny Pacquiao, 42, nach seiner klaren Niederlage gegen das kubanische Kraftpaket Yordenis Ugás, 35. In jener Augustracht in Las Vegas stand der Weltmeister in acht Gewichtsklassen wohl zum letzten Mal im Ring. Nach dem Kampf wurde er gefragt, ob er nun für das Amt des Staatspräsidenten kandidiere. Seine Antwort: «Ich weiss es nicht. Es ist sehr viel komplizierter als Boxen.»

Einen ersten Vorgeschmack hatte er bereits 2010 erhalten, nachdem er in den Kongress gewählt worden war. Abgeordnete kritisierten, er habe null Ahnung, interessiere sich nicht für die Dossiers, sondern nur für seine Karrieren als Boxer, Sänger, Model, Schauspieler, Prediger und Markenbotschafter. Als Pacquiao 2016 gar in den Senat gewählt wurde, spotteten einige, das sei weiter nicht schlimm, als Abgeordneter sei er lediglich an vier von 179 Sitzungen erschienen.

Tausend Häuser für die Ärmsten

2016 war auch das Jahr, in dem der bekennende Sozialist Rodrigo Duterte zum Staatspräsidenten gewählt wurde. «Dirty Harry» (*Financial Times*) überredete Pacquiao zu einem Parteiwechsel und machte ihn später zum Vorsitzenden seiner PDP-Laban-Partei. Die beiden wurden Freunde. Bis zu jenem 5. September, als Pacquiao in einem Live-Interview mit dem Nachrichtenportal *Rappler* seine Kandidatur für das Amt des Staatspräsidenten ankündigte und seinem einstigen Mentor vorwarf, er schütze die korrupten Politiker, die Milliarden von Pesos aus dem Corona-Fonds verschwinden liessen. Für viele Zuschauer war der Auftritt ihres Nationalhelden, der erneut die Partei gewechselt hatte, irritierend. Pacquiao konnte sich weder differenziert noch pointiert ausdrücken. Man hatte den Eindruck, er verstehe nur mit den Fäusten zu sprechen.

Wer ist dieser Jahrhundertboxer, der dem Staat 2,2 Milliarden Pesos (rund 40 Millionen

Schweizer Franken) Nachsteuern schuldet und den Ärmsten in seiner Heimatstadt tausend Häuser schenkte? Die Doku «Manny» von 2014 zeichnet seinen Aufstieg aus den Slums von General Santos City nach und schildert, wie er als Teenager in den Ring stieg, um seine Familie zu ernähren. Für seinen ersten Fight erhielt er zwei Dollar. Mittlerweile hat er im Ring eine halbe Milliarde verdient.



Last-Minute-Pirouetten: Boxer und Politiker Pacquiao.

Seinen kometenhaften Aufstieg feierte das Energiebündel früher mit Sex, Drugs and Rock 'n' Roll. Bis ihm eines Nachts zwei Engel erschienen, «weiss, mit grossen Flügeln». Pacquiao wurde ein strammer Evangelikaler, ein Fundamentalist, der die Bibel wörtlich nimmt. Als er in einem Interview behauptete, Homosexuelle seien «schlimmer als Tiere», verlor er in Umfragen (vorübergehend) nicht nur 12 Prozentpunkte, sondern auch seinen Hauptsponsor Nike. Pacquiao entschuldigte sich und legte gleich nach: Homosexuelle verdienen gemäss der Bibel den Tod. Punkt. Und ja, er ist auch für die Wiedereinführung der Todesstrafe. Kann er dennoch Präsident werden in einem Land, in dem selbst ein Rambo wie Du-

terte sich für die gleichgeschlechtliche Ehe und den Schutz der LGTB-Community aussprach?

Über ein Dutzend Celebrities, Senatoren und Bürgermeister haben ihre Kandidatur angemeldet. Darunter auch Ferdinand Marcos, 64, der Sohn des gleichnamigen Diktators (1917–1989), der rund 30 000 Kritiker in Militärlagern internieren liess. Die Frist für die Registrierung läuft am 8. Oktober aus. Bei der letzten Umfrage lag Dutertes Tochter, die Rechtsanwältin Sara Duterte-Carpio, 43, in Führung, doch vor ein paar Tagen hat sie sich überraschend um eine dritte Amtszeit als Bürgermeisterin von Davao City beworben. Taktik?

Duterte verzichtet

Last-Minute-Pirouetten sind im Inselstaat nicht ungewöhnlich. Wer für das Amt des Staatspräsidenten kandidiert, ernennt jeweils seinen Vize, obwohl beide nicht als Duo, sondern separat gewählt werden. So kann es sein, dass ein gewählter Präsident den Vize des Gegners kriegt.

Ein amtierender Präsident darf nicht zu einer zweiten Amtszeit antreten. Deshalb bewarb sich Duterte als Vize, doch Pacquiao wollte ihn auch nicht und ernannte Lito Atienza, den achtzigjährigen Sprecher des Abgeordnetenhauses, zu seinem Vize. Dieser war von 1998 bis 2007 Bürgermeister von Manila und ist wie Pacquiao ein radikaler Gegner von Familienplanung und Sexualaufklärung. Letzte Woche hat Duterte überraschend seinen Verzicht erklärt. Taktik?

Bis zum Wahltag am 9. Mai 2022 wird sich das Bewerberfeld nochmals lichten: Schmutzkampagnen, gefakte Lebensläufe und Bestechungsskandale werden einige ausknocken. Manny Pacquiao wird wie üblich sein Bestes geben, aber sein Bestes könnte ausserhalb des Rings nicht genug sein.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Er ist mit einer Filipina verheiratet und Autor des Philippinen-Romans «Pacific Avenue». Zuletzt erschienen von ihm bei Nagel & Kimche «Genesis» (2020) und «Hotel California» (2021).

Wenn Recht zu Unrecht wird

Während die meisten Juristen betreten schweigen, wagt der Strafrechtler Marcel Niggli grundsätzliche Kritik am Corona-Regime. Es geht um die Fundamente der Rechtsstaatlichkeit.

Alex Baur

Der 61-Jährige kommt ohne Umschweife zur Sache: «Die Zertifikatspflicht scheitert schon an der fehlenden gesetzlichen Grundlage einer Identifikationspflicht. Was der Bundesrat nicht von uns verlangen darf, dazu darf er auch keinen anderen verpflichten, es von uns zu verlangen.» Eine allgemeine Ausweispflicht existiert nicht in der Schweiz. Selbst ein Polizist kann nicht beliebig von jedem Passanten eine Identitätskarte verlangen. Ein Wirt ist zu einer Ausweiskontrolle erst recht nicht befugt.

Wir sitzen im «Ibis», gleich neben der Universität in Freiburg. Die Wirtin, eine herzliche Frau, würde von Professor Marcel Niggli nie einen Ausweis verlangen. Man kennt sich seit Jahren. Doch würde sie danach verlangen, er würde ihr das Zertifikat anstandslos zeigen, um sie nicht in die Bredouille zu bringen. Seine Empörung gilt ja nicht ihr. Sondern dem Bundesrat und seinen Gehilfen, welche die Wirtin per Dekret über Nacht in die Rolle der Hilfspolizistin genötigt haben.

«Welche falsche Seite?»

Erst kürzlich verschaffte Professor Niggli am Anwalts-Kongress seinem Unmut über das Corona-Regime in einem Vortrag gehörig Luft. Betretenes Schweigen im Saal, keiner muckte auf, niemand widersprach. Einer der Veranstalter nahm ihn später zur Seite. In der Sache habe er zwar völlig recht, meinte der Mann, doch er befürchte «Applaus von der falschen Seite». Dieser Einwand befeuerte Niggli's Empörung doppelt: «Welche falsche Seite? Es gibt nur Recht und Unrecht.»

Niggli kritisierte die Pandemie-Politik des Bundesrates von Anfang an scharf. Bereits im April 2020, mitten im ersten Shutdown, wies er in einem NZZ-Gastkommentar darauf hin, dass hier Notrecht, welches bestimmte Massnahmen in einem engen Rahmen erlaubt, mit dem Ausnahmezustand verwechselt würde. Was nach juristischer Feinkost klingen mag, hat Konsequenzen. Die Bussen zur Durchsetzung des Maskenzwangs und anderer Massnahmen verstossen gemäss Niggli gegen die Verfassung. Das heisst: Nicht der Maskenverweigerer bricht das

Freiburg i. Ü.

Gesetz, sondern die Regierung. Einen gravieren-deren Befund gibt es nicht in einem Rechtsstaat. Die Corona-Panik hat in Politik und Wissenschaft etliche Wichtigtuer und Krisengewinnler an die Oberfläche geschwemmt. Sie nutzen die allgemeine Verunsicherung, um sich in Szene zu setzen. Marcel Niggli gehört definitiv nicht zu jener Sorte. Dass er gegen den angesagten Mainstream anrennt, ist nicht neu. Lässt man seine Positionen Revue passieren, erkennt man eine klare und konstante Linie. Niggli ist kein Rechthaber, er hat seine Meinung auch mal geändert. Doch über allem waren die Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit im Sinne der Aufklärung stets seine Richtschnur.

Als Justizreporter ist mir Marcel Alexander Niggli – so sein voller Name – in den letzten drei Jahrzehnten immer wieder mal über den Weg gelaufen. Schon wegen seiner wuchtigen Erscheinung konnte man ihn nicht übersehen. Anfang der 1990er Jahre sammelte er in Zürich bei der Bezirksanwaltschaft und später beim Bezirksgericht seine ersten praktischen Erfahrungen. Mit seiner wachen, aber lakonischen Art erschien er mir wie ein Fels in der Brandung.

Nach der Einführung der Antirassismus-Strafnorm (ARG) 1995 wurde Niggli zum angesagten Medien-Experten. Wo immer Journalisten es mit einer Rassismus-Klage zu tun hatten, gab

er bereitwillig Auskunft. Niggli hatte einen 500 Seiten dicken juristischen Kommentar zum ARG verfasst. Ob er das umstrittene Gesetz toll fand oder nicht, war schwer auszumachen. Doch seine Auslegung hatte Gewicht. Und das blieb so, nachdem sich der Rummel um das ARG gelegt hatte.

Hart gegen den Mainstream

Niggli verwahrte sich stets gegen eine «Gesinnungsjustiz». Als etwa ein Verbot von Rassisten-Treffen gefordert wurde, erinnerte er daran, dass eine Tat nicht bestraft werden darf, bevor sie begangen wird. Daraus ergab sich die knackige Schlagzeile «Die Versammlungsfreiheit gilt auch für Neonazi». Auf der anderen Seite vertrat er eine unerbittliche Linie, als der türkische Genozid zur Debatte stand: Wer die Leugnung des Holocaust unter Strafe stelle, müsse dies konsequenterweise auch beim Völkermord an den Armeniern tun. Alles andere wäre diskriminierend.

Niggli hatte drei Monate für die Arbeit am Kommentar eingeplant. Es wurden daraus ein-einhalb Jahre. Er habe die Arbeit völlig unterschätzt, meint er. Das ARG steht quer in unserer Rechtstradition, welche die Redefreiheit hoch gewichtet und keine kollektive Verunglimpfung kennt. Lügen mag verpönt sein, ist aber für sich nicht strafbar. Die Wahrheit ist in diesem System dem freien Diskurs überlassen. Richter hatten nun über Fragen der politischen oder weltanschaulichen Gesinnung zu urteilen, die sie bis anhin mieden wie der Teufel das Weihwasser.

Marcel Niggli sprach sich für eine sehr enge Begrenzung der neuen Strafnorm aus: «Wenn ein Wirt Afrikaner prinzipiell nicht bedient, bedroht er damit den sozialen Frieden, aber sicher nicht, wenn er seine Kneipe Mohrenkopf nennt.» Von Anfang an warnte er vor der Gefahr einer «Ausfransung» des Rassismus-Begriffes. Und genau das passierte nach seiner Meinung, etwa als die Strafnorm auf die sexuelle Orientierung ausgeweitet wurde.

Ende der 1990er Jahre trat Marcel Niggli erstmals hart gegen den Mainstream an, als er sich per Gutachten für den medial zum Jahrhundertbetrüger hochstilisierten Finanzjongleur Werner K. Rey einsetzte. Im Zentrum standen die



„Bei diesem Naturkorken haben wir sogar die Eiche dran gelassen ...“



Debattieren statt dozieren: Professor Niggli.

Frage der Gewerbmässigkeit eines Betrugers und die Definition einer Anklage in einem Auslieferungsverfahren. Auch dort: Was nach juristischer Haarspalterei klingen mag, entschied über Freiheit oder Gefängnis. Für Niggli war es eine Frage von Prinzipien: Wenn man sich über die Regeln hinwegsetzte – sei es wegen des öffentlichen Drucks oder um eine überlange Untersuchungshaft nachträglich zu rechtfertigen –, dann war das ein Akt der Willkür, der fortan jeden Rechtsunterworfenen im Land treffen konnte.

Es war die Zeit, als Marcel Niggli seine ersten Vorlesungen in Freiburg hielt. Dass die unbequeme Haltung seiner Karriere schaden könnte, schien ihn nicht zu kümmern. Niggli hatte sein Handwerk in Zürich bei Professoren wie Günther Kaiser, Peter Noll und Jörg Rehberg gelernt, Persönlichkeiten, die stets über den Zaun ihres Schrebergartens hinausblickten. Das Abstrakte am Recht war für ihn nur Werkzeug, das man beherrschen musste, aber niemals Selbstzweck sein durfte. Was Niggli bewegte, waren die grossen Fragen um Recht und Gerechtigkeit.

Marcel Niggli, Sohn eines Zegers und einer Italienerin, die ihre drei Kinder allein in einer engen Blockwohnung unter prekären Umständen auf-

gezogen hatte, hegte nie grandiose Karrierepläne. Seine Frau, mit der er bis heute zusammenlebt, und seine drei Söhne wollten nicht nach Freiburg ziehen. Niggli bewarb sich denn auch nie für den ordentlichen Lehrstuhl. Es war Professor Franz Riklin – auch er ein Urgestein des Schweizer Strafrechts –, der ihn dazu überredete. Und die Familie Niggli zog murrend ins nahe Murten, wo wenigstens Berndeutsch gesprochen wurde.

Murrend nach Murten

Niggli lehrt seither Strafrecht und Rechtsphilosophie in Freiburg. Es sind zwei Gebiete, die untrennbar miteinander verwoben sind. Macht und Strafe, Schuld und Sühne, Freiheit und Gesetz – im Strafrecht ist alles drin, was das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, Bürger und Staat ausmacht. Im Kern dreht sich alles um den Dualismus von Recht und Gerechtigkeit.

Das Strafrecht macht die Menschen nicht zu besseren Menschen. Es geht nicht um Moral, sondern um Ausgleich. Das Gewaltmonopol des Staates lenkt das Bedürfnis nach Vergeltung in geordnete Bahnen, es bewahrt uns vor Faustrecht und Selbstjustiz. Ein als gerecht empfundenes Urteil fördert den Rechtsfrieden, die systema-

tische Anwendung der Gesetze schützt uns vor Willkür und garantiert Rechtssicherheit. Mehr darf man von der Justiz nicht erwarten. Es ist schon sehr viel.

Das sind die Basics, die Professor Marcel Niggli den künftigen Rechtsanwältinnen, Strafverfolgern und Richtern mit auf ihren Weg gibt. Sein Ziel ist es nicht, dass sie die gängigen Formeln büffeln. Wer lernt, die wichtigen Fragen zu stellen, wird automatisch zur richtigen Antwort finden. Seine Vorlesungen orientieren sich stets am praktischen Beispiel.

Das «Herzstück» von Niggli's Lehrtätigkeit sind die Seminarien, an denen wenig doziert und viel debattiert wird – der Strafprozess in der Belletristik und im Theater, Argumentation und Rhetorik, die Shoah. Seit fünfzehn Jahren reist Niggli jährlich mit seinen Studenten nach

Dass die unbequeme Haltung seiner Karriere schaden könnte, schien ihn nicht zu kümmern.

Polen, um das Verbrechen in Majdanek, Treblinka und Auschwitz zu ergründen. Acht Tage Vorbereitung, acht Tage vor Ort. Nach seiner Meinung müsste der Besuch der Vernichtungslager obligatorisch sein für jeden Juristen. Denn: «Die Judenverfolgung war streng reglementiert, das Recht hat sie nicht behindert, sondern erst ermöglicht.» Recht allein schützt nicht vor Unrecht, es kann auch dessen Quelle sein.

Verkopfung der Rechtsprechung

Der Mensch hat sich seither kaum verändert. Wie hat sich das Strafrecht über die vier Jahrzehnte entwickelt, in denen Marcel Niggli sich mit ihm befasste? Die Rückschau fällt durchgezogen aus. Neue Instanzen wurden erschaffen, die dem Bürger mehr Rechte verschaffen sollen. Doch damit wurden die Verfahren auch komplexer, die Verantwortlichkeiten bis zur Unkenntlichkeit auseinanderdividiert. Wenn sich mehr Leute damit befassen, werden die Urteile nicht automatisch besser. Die Verdrängung der Laien aus den Gerichten ging mit einer akademischen Verkopfung der Rechtsprechung einher, die den Bezug zur gelebten Realität zusehends zu verlieren droht.

In der Schweizerischen Mediendatenbank finden sich Hunderte von Artikeln, in denen sich Professor Marcel Alexander Niggli auf verständliche Weise zu aktuellen Rechtsthemen äussert. Seine Positionen standen oft konträr zum Mainstream. Parteipolitisch war er nie zu verorten. Niggli setzte sich mit derselben Vehemenz für die Selbstbestimmungsinitiative ein, wie er politisches Asyl für Julian Assange forderte. Nie hatte man den Eindruck, dass ein politisches Kalkül mit im Spiel war, dass er der einen oder anderen Seite gefallen wollte. Es gab allerdings auch selten eine Replik. Der grosse Strom quittierte seine Kritik zumeist mit dröhnendem Schweigen.

Sturm über Neuseeland

Nach eineinhalb Jahren rigider Pandemiepolitik fallen die Beliebtheitswerte von Jacinda Ardern rasant. Die Premierministerin hat viele Fragen zu beantworten.

Matthias Stadler

Wanaka

Nachdem es Neuseelands Premierministerin Jacinda Ardern während anderthalb Jahren ziemlich erfolgreich geschafft hat, das Virus vom Inselstaat fernzuhalten, sitzt sie seit mehreren Wochen in einem Schlamassel, das von Tag zu Tag schlimmer wird. Dies, nachdem die fünf Millionen Einwohner des Landes zuvor während fast eines halben Jahres frei von Covid-Sorgen haben leben können.

Grenzen seit März 2020 geschlossen

Mitte August brach in Auckland, der grössten Stadt des Landes, die Delta-Variante aus. Das hatte einen landesweiten dreiwöchigen Lockdown zur Folge. Mittlerweile ist fast nur noch Auckland lahmgelegt. Doch seit diesem Ausbruch ist nichts mehr, wie es war. Ardern gab ihre Strategie diese Woche auf, weil der Ausbruch trotz eines der härtesten Lockdowns der Welt nicht auf null Infektionen hatte gedrückt werden können.

Die Probleme im Land nehmen zu, die Unruhe wächst. Ein Kritikpunkt sind die fehlenden Plätze in Isolationshotels. Neuseelands Grenzen sind seit März 2020 geschlossen. Die Personen, die trotzdem einreisen dürfen, werden nach Ankunft in eines der wenigen Isolationshotels gesteckt, wo sie vierzehn Tage in einem Zimmer absitzen müssen. Einzig Einheimische und Personen mit Spezialgenehmigung werden ins Land gelassen, doch auch das nur tröpfchenweise. Auch nach anderthalb Jahren Pandemie schafft es die Labour-Regierung nicht – oder sie will es absichtlich nicht –, auch nur annähernd genügend Zimmer für diesen staatlich organisierten Freiheitsentzug zur Verfügung zu stellen. Über 30 000 im Ausland lebende Neuseeländer bewerben sich jeweils, wenn zwischen 3000 und 4000 Zimmer verlost werden. Diese Lotterie ist eines Staates, der seinen Bürgern freien Zutritt ins Land zu gewährleisten hätte, unwürdig.

Zudem wird der Vorwurf laut, dass sich das Land irgendwie von Woche zu Woche hangelt, ohne recht zu wissen, wie es langfristig weitergehen soll. Zwar hat die Regierung für Auck-



Wie lange bleibt Auckland noch lahmgelegt? Politikerin Ardern.

land einen Plan aus dem Lockdown aufgezeigt, doch blieb er vage. Es hagelte Kritik von links bis rechts. Ob die Grenzen im ersten Quartal 2022 für gewisse Personen tatsächlich geöffnet werden, bleibt abzuwarten. Derweil ächzt die Wirtschaft unter den Einschränkungen. Gastrobetriebe und Kleinunternehmen gehen ein. Der Tourismussektor ist ein Schatten seiner selbst.

Zunehmend diskutiert wird im Land zudem die Panikmache. Auch nach anderthalb Jahren Pandemie reagiert ein Grossteil der Neuseeländer noch immer fast hysterisch auf neue Ausbrüche. Bestes Beispiel dafür sind die Supermärkte, die jedesmal gestürmt werden, wenn ein neuer Ausbruch von Covid-19 in der Bevölkerung bekannt wird. Die Premierministerin spricht oft darüber, wie gefährlich das Virus sei. Und sie scheute sich nicht davor, einem Wissenschaftler an einer ihrer täglichen Pressekonferenzen eine Bühne zu geben, damit er seine apokalyptischen Prognosen in die neuseeländischen Stuben posaunen konnte. 7000 Tote könnte es innerhalb eines Jahres geben, wenn «nur» 75 Prozent der Bevölkerung geimpft seien, liess er verlauten. Andere Experten taten dies als Schwachsinn ab.

Dass Ardern zu Beginn der Pandemie bekräftigte, die Regierung sei die «einzige Quelle der Wahrheit» und man solle nur ihr glauben, hilft dabei nur bedingt. Wie etwa, als ein Regierungsvertreter vergangenen November grossmäulig behauptete, man stehe punkto Impfbestellungen zuvorderst in der weltweiten Schlange. Dass dies ein klassisches leeres Politikerversprechen war, zeigte sich spätestens Mitte dieses Jahres. Neuseeland erhielt erst im Juli die versprochenen grossen Mengen an Impfdosen, weshalb das Land bezüglich Impffortschritt erst jetzt langsam zum Rest der westlichen Welt aufrückt. Das Problem: Die Eliminierungsstrategie wurde solange aufrechterhalten, bis ein vernünftiger Anteil der Bevölkerung geimpft war. Wenn die Regierung also besser und früher verhandelt hätte, wäre der jetzige Lockdown, in dem sich Auckland seit mehr als sieben Wochen befindet und der pro Woche mehrere hundert Millionen Franken kostet, vermeidbar gewesen. Aber das will die Regierung nicht hören.

Nur 27 Covid-Tote

So tobt in Neuseeland gerade ein Sturm. Die Regierung erhält so viel Kritik wie noch nie während dieser Pandemie. Die Beliebtheitswerte der Premierministerin fallen. Doch ihr Kurs wird noch immer von einer Mehrheit der Neuseeländer getragen. Ihre Unterstützer weisen darauf hin, dass das Land gerade einmal 27 Covid-Tote zu beklagen hat. Weltweit sind das in der Tat einmalig niedrige Zahlen.

Doch das Ende der Eliminierungsstrategie ist nun da, ob das Arderns Unterstützer wollen oder nicht. Das bringt viel Unbekanntes mit sich. Wie lange bleibt Auckland noch lahmgelegt? Wie hoch muss die Impfquote sein, um zurück zur Normalität zu gelangen? Die fast schon heiliggesprochene Jacinda Ardern hat viele Fragen zu beantworten. Sie ist auf dem harten Boden der Realität gelandet.

Matthias Stadler ist freischaffender Ozeanien-Korrespondent für deutschsprachige Medienhäuser. Er lebt im neuseeländischen Wanaka.

Rote Planeten

Fünf links regierte Städte haben die 99-Prozent-Initiative angenommen. Was ist da los?

Hubert Mooser

Was ging für ein Aufschrei durch das Land, als SVP-Präsident Marco Chiesa am 1. August den neuen Graben zwischen Stadt und Land herausstrich. Einzelne Politologen orakelten, es gebe zwar einen solchen Graben tatsächlich, er sei aber kleiner, als das dargestellt werde. Die Abstimmung vom 26. September über die 99-Prozent-Initiative der Jungsozialisten zeigt jedoch ein anderes Bild.

Die Städte Genf, Lausanne, Biel, Bern und Zürich haben die Initiative angenommen. In

Bern

zudrücken versuchen. Es ist aber eine ganz andere Geschichte, wenn sie über die extrem linke 99-Prozent-Initiative die Attraktivität des Wirtschaftsstandorts aufs Spiel setzen. Wie konnten sie nur am Ast sägen, auf dem sie letztlich selber sitzen?

Der frühere Stadtpräsident von Solothurn und Vorsitzende des Schweizerischen Städteverbands, Kurt Fluri (FDP), hat sich eine Erklärung zurechtgelegt. Ihm hätten im Vorfeld der Abstimmung Bürger zu verstehen gegeben, dass sie die Initiative zwar ablehnten, jedoch trotz-

nehmen. Andere Städte folgten dem Beispiel. Bei der aktuellen Afghanistan-Krise verlangte der Präsident der Grünen, der Stadtzürcher Nationalrat Balthasar Glättli, vom Bundesrat, Städte zu ermächtigen, Asylanten aufzunehmen.

Die Kosten des privilegierten Lifestyles

Und es geht noch dreister: SP-Nationalrätin Sophie Michaud Gigon will vom Bundesrat wissen, was der Bund mittel- und langfristig tun werde, um dem starken Zuwachs von Sozialhilfefällen in den Städten wegen Corona entgegenzu-



der Bundesstadt, seit über zwei Jahrzehnten von einer rot-grünen Mehrheit regiert, stimmten sogar 62 Prozent für dieses Volksbegehren. Schweizweit haben die Stimmbürger die von allen Parteien (ausser SP und Grünen) verworfene Vorlage mit 65 Prozent wuchtig abgelehnt. Dieses Resultat müsste zu denken geben. Provokativ gefragt: Gehören die rot-grün regierten Schweizer Städte überhaupt noch zur Eidgenossenschaft? Oder sind es rote Planeten, die ausserhalb des Systems Schweiz ihre Umlaufbahnen ziehen?

Mehr Gewalt und Kriminalität

Dass Stadt und Land auseinanderdriften, wurde zwar schon im Juni offensichtlich, als es an der Urne um die Revision des CO₂-Gesetzes ging. Die Stadt Bern stimmte mit über 77 Prozent dafür. In den meisten anderen Städten (ohne Lugano) waren über 60 Prozent für höhere CO₂-Abgaben. Dank den Stimmbürgern auf dem Land scheiterte die Gesetzesrevision im Endeffekt aber trotzdem.

Es ist zwar ärgerlich, wenn ein paar Städte dem Land neue kostspielige CO₂-Abgaben auf-

dem mit Ja stimmen würden, damit diese nicht völlig Schiffbruch erleide.

SVP-Präsident Marco Chiesa aus Lugano ist dagegen zufrieden, dass sich das Land von den Städten nicht auf einen gefährlichen Subventionskurs zwingen lässt. Er sagt, die rot-grün regierten Städte lebten in einer Blase, hätten sich von der Realität abgekoppelt und würden heute vom Land künstlich beatmet.

Tatsächlich haben die rot-grünen Städte eine zwei- bis dreimal so hohe Sozialhilfequote wie der Schweizer Durchschnitt, mehr Gewalt und Kriminalität im öffentlichen Raum und höhere Gesundheitskosten pro Kopf. Die 99-Prozent-Initiative war eigentlich der missratene Feldversuch, diese desaströsen Folgen rot-grüner Regierungen allen Unternehmern in der Schweiz aufzubürden.

Die Städte werden nicht müde, ständig Sonderrechte zu reklamieren. Als 2020 auf der Ferieninsel Lesbos ein Flüchtlingslager brannte – Asylsuchende hatten selber Feuer gelegt –, preschte die Berner Sozialdirektorin Franziska Teuscher (Grüne) vor. Man sei bereit, Gestrandete aufzu-

wirken. Michaud Gigon ist aus Lausanne, einer Stadt mit über 40 Prozent Ausländeranteil, die schon vor Corona die zweithöchste Sozialhilfequote des Landes hatte.

Zweifelsohne finden besonders junge Menschen das Leben in der Stadt attraktiv. Diese bietet Arbeitsplätze, Unterhaltung, kurze Wege zwischen Arbeit und Freizeit. Darüber hinaus subventionieren die Kernstädte vergünstigten Wohnraum, verbilligte Kita-Plätze, ein umfangreiches ÖV-Angebot. Heikel ist, dass die Profiteure die wahren Kosten ihres privilegierten Lifestyles nicht tragen müssen. Bezahlt wird das teilweise eben auch von Steuerzahlern, die nicht zu diesem rot-grünen Biotop gehören.

Problematisch wird es, wenn die Städter dem Land nicht bloss das Geld aus der Tasche ziehen, sondern dann auch noch versuchen, ihre sozialistischen und moralischen Grundsätze durchzudrücken, zum Beispiel über eine Willkommenskultur für Migranten aus allen Armenhäusern der Welt. Oder indem sie den Tourismusregionen vorschreiben wollen, wie diese mit ihrer Landschaft umzugehen haben.

Was von Angela Merkel bleibt

Deutschland kann nach den Wahlen selbstbewusst nach vorne blicken, behauptet die *Weltwoche*. Schön wär's! Die scheidende Kanzlerin hinterlässt eine beschädigte Demokratie.

Peter J. Brenner



Erfolg mit einem einzigen Versprechen: Stabilität.

Es ist vorbei. Vorbei ist ein Bundestagswahlkampf, der ein einigermaßen vorhersagbares Ergebnis gebracht hat, auch wenn es vielleicht noch Monate dauern wird, bis den Wählern gesagt wird, welche Regierung sie denn nun eigentlich gewählt haben. Aber das Unwichtigste an diesem Bundestagswahlkampf ist sein Resultat. Wenn diese Wahl irgendetwas nicht war, dann das, was die Medien den Wählern wochenlang zu suggerieren versuchten: eine Richtungswahl. Denn nichts ist so klar wie die Mehrheit, welche die Politik des «Weiter so!» erhalten hat. Ob jetzt diese oder jene Partei, dieser oder jener Bundeskanzler dieses «Weiter so!» verwaltet, wird keine besonders grosse Rolle spielen.

Bleierne Jahre der Gewöhnung

Um einiges interessanter als das Wahlergebnis ist der Wahlkampf gewesen. Er eröffnete nicht nur Einsichten in die Mechanismen der Macht unter der Oberfläche des medialen Geschehens, sondern mehr noch Einblick in das Grundverständnis des Politischen in Deutschland. In dieser Hinsicht bedeutet die Abdankung der Bundeskanzlerin auch nicht das vielbe-

schworene Ende einer Ära. Sie ist vielmehr der Beginn einer Ära, in der das Politische durch tätige Praxis neu definiert wurde.

Es gibt ja durchaus viele erwachsene und publizistisch tätige Menschen, die der Ansicht sind und sie öffentlich verbreiten, dass Angela Merkel eine gute Kanzlerin, ja sogar, wie eine früher einmal angesehene Hamburger Wochenzeitschrift auf mehreren Seiten versicherte, ein «guter Mensch» gewesen sei, dem, wenn schon nicht Deutschland, so doch der Rest der Welt viel verdanke. Besonnenheit, Unaufgeregtheit, nüchterne Analysefähigkeit wurden ihr zugeschrieben, sie habe die EU zusammengehalten, vielerlei Krisen bewältigt und sei überhaupt die «Führerin der freien Welt» gewesen.

Das internationale Ansehen der Kanzlerin hat leicht einsehbare Gründe, die mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands zusammenhängen. Ihr Erfolg bei den deutschen Wählern hingegen erklärt sich aus einem einzigen Versprechen: Stabilität. Schon vor langem haben kundige Beobachter festgestellt, dass die Deutschen – und ganz sicher nicht nur sie – bei der Wahl zwischen Freiheit und Sicherheit immer die Sicherheit vorziehen

würden. Heute muss man hinzufügen: Sie sind auch bereit, ihre Freiheit dem blossen Schein der Sicherheit zu opfern. Das war das Angebot, das eine Bundeskanzlerin Merkel in den langen Jahren ihrer Regentschaft machen konnte. Im Laufe bleierner Jahre der Gewöhnung konnte in Vergessenheit geraten, dass diese Stabilität ein potemkinsches Dorf war, eine brüchige Fassade, die mit der unablässigen Verausgabung von Geldern in alle Himmelsrichtungen oder durch schlichtes Ignorieren von selbsterzeugten Krisensituationen aufrechterhalten wurde.

Apokalyptische Zuspitzung

Der eigentliche Stabilitätsanker zivilisierter westlicher Staaten sind ihre geschriebenen Verfassungen. Sie geben dem politischen Handeln einen Rahmen und verbriefen die Rechte des Bürgers gegenüber dem Staat. In nichts hat die Ära Merkel so verheerend gewirkt wie in der Zerstörung dieser Stabilität durch die Entkernung der deutschen Verfassung. Sie wurde nicht nur einem imaginären übergeordneten «EU-Recht» geopfert, dessen vertragliche Grundlagen selbst wiederum beliebige politische Verfassungsmasse sind, sondern mehr

noch den Wellenbewegungen des Zeitgeistes und oft genug einfach nur tagespolitischer Opportunität.

Die imaginierte Stabilität der Ära Merkel beruht auf einer eigenartigen Version der «charismatischen Herrschaft». Max Weber hat «charismatische Herrschaft» als eine Herrschaftsform definiert, die ihre Legitimation aus sich selbst und aus ihrem Erfolg bezieht, wobei der Erfolg einfach an der Gefolgschaft gemessen wird, die der charismatische Herrscher – es kann auch eine Herrscherin sein – findet. Hilfreich ist dabei die apokalyptische Zuspitzung politischen Handelns auf «Alles oder nichts»- oder «Alternativlosigkeits»-Konstellationen. Während der charismatische Herrscher einen unablässigen Machtzuwachs erfährt, verlieren im Gegenzug die staatlichen Institutionen und die gesellschaftlichen Diskussions- und Entscheidungsprozesse an Bedeutung, da am Ende jede Entscheidungsmacht auf den Herrscher zuläuft.

Herrschaft ohne Charisma

Grundzüge dieses idealtypischen Modells wird man auch in den sechzehn Jahren der Kanzlerschaft Merkels wiederfinden können. Sie haben dem weberschen Idealtyp jedoch eine neue Variante hinzugefügt: charismatische Herrschaft ohne Charisma. Denn besonders gerne hielt man der Bundeskanzlerin ihre Unauffälligkeit und ihren Mangel an Eitelkeit zugute, den sie auf so offenkundige Weise zur Schau stellte – Eigenschaften allerdings, die man ebenso den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht, Willi Stoph und Erich Honecker nachsagen könnte, deren Erscheinungsbild auch nicht gerade glamourös war.

Man kann von dieser gut etablierten Herrschaftstechnik halten, was man will, und besonders aus demokratietheoretischer Perspektive mag sie bedenklich erscheinen, aber sie hat eins für sich: Sie funktioniert. Sie funktioniert dort, wo es um die Sicherung der Macht geht; weniger gut funktioniert sie dort, wo es um die Bewältigung des politischen Alltags oder gar um die Meisterung von Krisensituationen geht. Denn nach vier Merkel-Legislaturperioden kann man feststellen, dass kein Stein mehr auf dem anderen geblieben ist. Die Bundesrepublik strahlt den maroden Charme einer verfallenden Gesellschaft aus; politisch, kulturell, intellektuell, sozial, ökonomisch stellt sie sich als eine Trümmerlandschaft dar.

Leicht ist das Erbe also nicht, das der neue Bundeskanzler antreten wird, und es ist kaum verständlich, dass sich gleich drei Bewerber ein Gerangel um dieses Amt geliefert haben. Der Bundestagswahlkampf hat den personellen Notstand und die geistige Ödnis der Ära Merkel sichtbar werden lassen. Da keiner der zur Verfügung stehenden Kandidaten mit den Machttechniken der SED vertraut ist, stehen sie dem

von der abdankenden Kanzlerin hinterlassenen Machtgefüge offensichtlich ratlos gegenüber.

«Lachen und Weinen»

Weder die Bewerber noch die Wähler schienen sich recht klar darüber zu sein, worum es eigentlich in diesem Wahlkampf ging. Überdeutlich wird das bei den zwei wohl wahlentscheidenden Episoden: der lachenden Spitzenkandidat der CDU bei der Hoch-

Die Deutschen sind bereit, ihre Freiheit dem blossen Schein der Sicherheit zu opfern.

wasserkatastrophe und die plagierende Mitvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen. Beide Episoden sind politisch ohne jeden Belang. Sie wurden indes von den Medien zu Grossereignissen stilisiert, die über Wochen die Nachrichtenlage bestimmen konnten. Aus medialer Sicht erschien der eine als kaltherziger Mitleidsverweigerer, die andere als betrügerische Hochstaplerin. Beide Deutungen sind sicher falsch. Gemeinsam ist den beiden Episoden etwas ganz anderes.

Helmuth Plessner hat vor Jahrzehnten in seiner klassischen anthropologischen Studie über «Lachen und Weinen» dargelegt, dass in bestimmten Situationen Lachen einfach nur ein Zeichen hilfloser Überforderung ist, und so wird man es sicher beim CDU-Vorsitzenden deuten müssen. Nicht anders ist es bei der Grünen-Vorsitzenden: Ihr Bedürfnis, zum Wahlkampf unbedingt noch ein Buch geschrieben haben zu müssen, um in der innerparteilichen Konkurrenz mit ihrem Co-Vorsitzenden mithalten zu können, steht

im offenkundigen Gegensatz zu ihren Fähigkeiten. Hier hat sie sich schlicht übernommen.

Aber diese beiden Episoden haben massgeblich dazu beigetragen, dass keiner der beiden Kandidaten die vorhergesagte Wählerzustimmung gefunden hat. Tatsächlich hätte der Dritte in diesem Bund, der spätere Wahlsieger, aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit in politischen Spitzenämtern und mehreren Skandalen politisch ganz andere Angriffsflächen geboten. Aber die spielten im Wahlkampf keine Rolle.

Der Wahlsieger SPD hatte schlicht die bessere Werbeagentur und das professionellere Personal in der Parteizentrale, die ihrem Kandidaten erfolgreich klarmachen konnten, einfach gar nichts zu tun und damit auch keine Anhaltspunkte für einen Überforderungsverdacht zu geben. Wer hingegen einen gescheiterten Jurastudenten zum Generalsekretär macht, darf sich ebenso wenig darüber wundern, wenn der Wahlkampf aus dem Ruder läuft, wie jemand, der sein Spitzenpersonal nach feministischen Quotenregelungen sortiert.

Wahlverwandtschaft, Komplizenschaft

Vor langen Jahrzehnten, unmittelbar vor Beginn der Ära Merkel, hat der *Spiegel*-Redaktor Jürgen Leinemann in seinem Buch «Höhenrausch» die symbiotische Wahlverwandtschaft zwischen Politik und Journalismus aus der intimen Kenntnis eigener Betroffenheit heraus beschrieben. Aus dieser Wahlverwandtschaft ist inzwischen eine Komplizenschaft geworden. Politik und Medien sind zu einem unentwirrbaren Konglomerat verschmolzen, bei dem sich die Beteiligten gegenseitig in die Hände arbeiten. Von den journalistischen Leistungen in diesem Bundestagswahlkampf

marbetimmobilien
041 249 21 21

EINZIGARTIG LEBEN
unique

ZU VERKAUFEN
**BAULAND FÜR VILLA
IN LUZERN**

unique-luzern.ch

wird kaum mehr übrigbleiben als jene semantische Verzweiflungstat, mit der der Begriff des «Triells» erfunden wurde, um auch noch eine dritte Person ins Spiel bringen zu können, die von sich behauptete, für das Kanzleramt zu kandidieren.

Sehr gut ist es aber den Medien in diesem Wahlkampf gelungen, Scheinprobleme in den Vordergrund zu spielen und die tatsächlichen Probleme dieses Landes aus dem Blickfeld zu verdrängen. Geradezu mustergültig konnte man in der vorletzten Wahlkampfwoche das Auseinanderklaffen von medienpolitischem Agenda-Setting einerseits und der Stimmungslage in der Bevölkerung andererseits verfolgen. Die ARD versicherte, dass sie bei ihrer «Wahlarena», bei der die «Wahlberechtigten» – dazu gehören nach ARD-Verständnis auch Kinder und Afghanen – Fragen an Politiker stellen können, durch ein Meinungsforschungsinstitut habe erfragen lassen, welche Themen die Bürger interessieren. Das waren dann die Freigabe von Cannabis, Diversität, Inklusion und natürlich Rassismus.

Blindheit aus Notwehr

In der wirklichen Welt sieht es anders aus. Zufällig erschien in diesen Tagen der alljährliche Bericht über die Langzeitstudie der R+V-Versicherung zu den «Ängsten der Deutschen». Hier wurden die ersten vier Positionen durch finanzielle Krisenbefürchtungen belegt: Steuererhöhungen, Inflation, EU-Schulden, Asylkosten; an siebter Stelle stand die innere Sicherheit, von den Fragestellern vornehm umformuliert zur Frage «Spannungen durch den Zuzug von Ausländern».

Man könnte und müsste noch einiges hinzufügen: Das Schlüsselproblem der nächsten Generation heisst nicht «Klima», sondern «Migration». Darüber wurde im Wahlkampf nicht geredet; nicht geredet wurde auch über die düstere Zukunft der sozialen Sicherungssysteme, über den Zerfall des Bildungssystems, über langsam verrottende Infrastrukturen und auch nicht über eine orientierungslose Aussenpolitik, der jeder Kompass abhandengekommen ist. Man darf annehmen, dass dieses Problem-Ranking der Gemütslage der Deutschen näher kommt als die Scheinwelt des öffentlich-rechtlichen Fernsehens.

Auch das tatsächliche Wahlergebnis weist in diese Richtung. Das in der medialen Berichterstattung alles überstrahlende Klimathema hat im Ergebnis längst nicht den Niederschlag gefunden, den sich die Gralshüter der Klimabewegung und ihre medialen Büchsenpanner erhofft hatten. Das Wahlergebnis der Partei Bündnis 90/Die Grünen blieb deutlich hinter den herbeigeredeten Erwartungen zurück, und, noch interessanter, bei den jugendlichen Erstwählern entschieden sich mehr für die FDP als für die Grünen.

Die journalistische Blindheit gegenüber den grossen Problemen dieser Republik muss nicht einmal Absicht sein. Sie sieht eher nach Notwehr aus, derer sich Journalisten bedienen, die von ihrem Beruf überfordert sind. Vielleicht hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk seine Eigenwerbung für den Rundfunkbeitrag gar zu ernst genommen, in der es heisst, zum Programmauftrag gehöre es auch, «die Welt mit Kinderaugen sehen und verstehen» zu wollen.

Molluskenartiges System der Politik

Nun kann man einwenden, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen von den weitaus meisten Bürgern nur dann wahrgenommen wird, wenn vierteljährlich die Beiträge abgebucht werden. Die «Tagesschau» hat in Spitzenzeiten nur rund zehn Millionen, das «Heute-Journal» vier Mil-

Das Schlüsselproblem der nächsten Generation heisst nicht «Klima», sondern «Migration».

lionen Zuschauer, die «ARD-Wahlarena» erreichte drei Millionen Zuschauer. Angesichts von sechzig Millionen Wahlberechtigten ist das nicht viel. Kaum überschätzen kann man aber die Breitenwirkung solcher Sendungen, die sich vor allem im Internet und den sozialen Medien wellenförmig entfaltet: «Deswegen ist der öffentlich-rechtliche Rundfunk auch im Netz rund um die Uhr aktiv – in Form von Mediatheken, Apps und Social-Media-Kanälen.» Die Klimaaktivisten wissen schon, weshalb sie ihre geschulten Kampagnenfachleute – unter tätiger Mithilfe der Fernsehredaktionen – gerade in solche Sendungen unter dem Rubrum «Bür-

ger fragen...» einschleusen. In politischen Fragen bleibt das öffentlich-rechtliche Fernsehen eben doch das Leitmedium.

Es besteht kein Anlass, die alte Bundesrepublik zu glorifizieren. Wer in Geschichtsbüchern zurückblättert, wird finden, dass schon in den 1970er Jahren Kritiker links wie rechts Verfallssymptome der Demokratie wahrgenommen haben. In erster Linie bezog sich das auf die Kritik am Parteien-, Verbands- und Funktionärswesen. Diese Problemlage hat sich deutlich verschoben. An die Stelle konkurrierender Parteien und Verbände ist ein molluskenartiges System der Politik getreten, das weit über seinen eigentlichen Bereich hinaus- und, vor allem durch die offene oder versteckte staatliche Alimentierung zivilgesellschaftlicher und medialer Akteure, in die Gesellschaft hineingreift und damit einen umfassenden Primat der Politik installiert.

An der Epochenschwelle

Politik ist etwas ganz anderes als das Politische. Politik ist ein System, genauer gesagt ein «Subsystem» der modernen Gesellschaft. Das Politische hingegen wurde von Hannah Arendt als sprachliches «Handeln» bestimmt, bei dem es um die Sache der «Freiheit» geht. Von dieser Leitidee, dass «Freiheit» das Regulativ politischen Handelns sein solle, hat sich die Demokratie in der Bundesrepublik – und wahrscheinlich nicht nur hier – weit entfernt. Nirgends wurde das deutlicher als in der Corona-Krise. Freiheit ist nur eine der denkmöglichen Bestimmungen des Politischen. Hannah Arendts älterer Zeitgenosse Carl Schmitt hat das Wesen des Politischen ganz anders bestimmt: als den Bereich, der durch die Unterscheidung von «Freund» und «Feind» definiert ist. Das kommt dem merkelschen Erbe sicher näher.

Ganz so anspruchsvoll muss man heute nicht mehr über Politik nachdenken. Man könnte sich aber doch darauf einigen, dass Politik mehr sein soll als ein Buhlen um die Gunst der Wähler mit vollmundigen Versprechen – die am Ende die Wähler ohnehin selbst bezahlen müssen –, damit diese ihre Kandidaten zumindest für vier Jahre mit einem Mandat, besser noch mit einem Dienstwagen und einem Ministertitel versorgen.

Wie auch immer man den Kerngehalt des Politischen bestimmen mag – das Problem ist, dass die Politik in der Bundesrepublik keinen falschen Begriff des Politischen hat, sondern überhaupt keinen. In diesem Sinne markieren zumindest die letzten beiden Legislaturperioden eine Epochenschwelle, in der das Politische zugunsten der Politik abgedankt hat.



„Du sollst doch nicht den Mund aufmachen, wenn sie hier Wasserski fahren.“

Peter J. Brenner ist Germanist und Universitätsprofessor a. D. der Technischen Universität München.

Reales Geld für virtuelle Werke

Sogenannte Non-Fungible Token sind der letzte Schrei im Kunstmarkt. Jüngere und Krypto-affine Kunden kaufen sich Stücke, die sie nicht an die Wand hängen können.

Mark van Huissingling

Die meisten erfolgreichen Investoren, darunter der grosse Warren Buffett, verfolgen wenigstens einen Anlage-Grundsatz eisern: Wenn sie das Geschäftsmodell eines Unternehmens nicht verstehen, stellen sie diesem kein Geld zur Verfügung. Ob diese Regel zurzeit auch von zahlreichen Teilnehmern am Kunstmarkt befolgt wird, scheint fraglich, wenn man sich die jüngste Entwicklung anschaut.

Es geht um sogenannte Non-Fungible Token (NFT). Im Mai etwa wurde die Collage «Everydays: The First 5000 Days» des Digitalkünstlers Beeple bei Christie's für siebzig Millionen Dollar versteigert. In der *Neuen Zürcher Zeitung* wurde das Werk, das Beeple, bürgerlich Mike Winkelmann, einen amerikanischen Digitalkünstler, Grafikdesigner und Informatiker, zum drittteuersten lebenden Künstler machte (nach Gerhard Richter und Jeff Koons), wie folgt beschrieben: «Fliegende Sankt Nikolause, ein Astronaut, aus dessen Raumanzug Kristalle herauswachsen, ein Berg voller blutender Totenköpfe, die Riesenskulptur eines Smileys, die gerade in einer Wüste aufgebaut wird.»

Blockchain?

Im Preisvergleich dazu Kleinviehmist war der Quellcode von Tim Berners-Lee für das World Wide Web, der Ende Juni von Sotheby's versteigert wurde, für 5,4 Millionen Dollar. Doch wem auch das zu teuer war, kann übermorgen (9. Oktober) mitbieten, wenn beim Sotheby's-Abendverkauf in Hongkong nie zuvor gesehene Aufnahmen von Wong Kar-Wais schönem Film «In the Mood for Love» aus dem Jahr 2000 als NFTs angeboten werden – die Preise dürften niedriger sein.

Alles unklar? Es geht um sogenannte Krypto- oder eben NFT-Kunst. «Krypto» bezieht sich auf Kryptowährungen (Bitcoin, Ether, Litecoin et cetera; im Grunde keine Währungen, sondern eher Rohstoffe oder Aktien, man weiss es noch nicht genau, doch wir wollen die Sache nicht komplizieren). «Non-Fungible Token» wird etwa mit «nicht austauschbare Wertmarke», also ein Vermögenswert in digitaler Form, der in einer Block-



Die Grenze ist der Himmel.

chain gespeichert wird, übersetzt (Quelle: NZZ). Blockchain? Sie wissen schon, eine fälschungssichere, da im Grunde öffentlich einsehbare Liste von Datensätzen . . .

Sollen wir es gut sein lassen? Wer ein Auto kauft, muss auch nicht verstehen, wie genau der Verbrennungs- oder Elektromotor funktioniert. Er respektive sie möchte aber wahrscheinlich wissen, wie das Fahrzeug aussieht, wie schnell und wie weit es fährt, wie viele Türen es aufweist und so weiter.

Das heisst, auf eine technische Geschichte muss dennoch eingegangen werden zum besseren Verständnis der nicht austauschbaren Wertmarken: Es gibt virtuelle NFTs in Form digitaler Dokumente (*files*) ohne unterliegendes physisches Werk, das erwähnte Beeple-Werk zum Beispiel gibt's nur als Datei, die einem PDF ähnelt. Weiter gibt es, und das betrifft den grösseren Teil des Angebots, NFTs, mittels deren man sich an einem (oder mehreren) real existierenden Werk(en) beteiligen kann. Was, vereinfacht ausgedrückt, Anteilen an Kunstfonds entspricht, wie es sie schon länger gibt. Oder, noch verkürzter, Beteiligungspapieren von Firmen, Aktien beispielsweise.

Auf die Gefahr hin, das Fuder mit Begriffen zu überladen: Unter «Tokenisierung» versteht man, fussend auf dem Distributed-Ledger-Technologie-(DLT-)Gesetz (gilt in der Schweiz seit 1. Februar dieses Jahres), den Rahmen für die jüngste Generation von Wertrechten, die in einem verteilten elektronischen Register eingetragen werden. Ein Beispiel: Die Sygnum Bank emittierte vor kurzem 4000 Token auf Picassos «Fillette au béret» von 1964 (Wert zirka 4 Millionen Franken), ab 5000 Franken Mindestinvestition kann ein Anleger und/oder Kunstliebhaber Token er-

werben und erhält so einen Bruchteil des Meisterwerks. Es handelte sich dabei um die erste Tokenisierung eines Kunstgegenstands durch eine voll lizenzierte Schweizer Bank, stand in der NZZ.

Jüngere Käuferinnen

Leserinnen und Leser, die sich fragen, was das Ganze soll, gehören vermutlich der Gruppe an, die in einem Artikel der *Financial Times* unlängst als «ältere Generation, die dieser Währung nicht vertraut beziehungsweise diese Form nicht versteht», beschrieben wurde. Was den Umkehrschluss nahelegt, der in der *FT* von Galeristen bestätigt wurde: Vor allem jüngere Käuferinnen und Anleger, sogenannte Millennials (geboren zwischen den frühen 1980er und späten 1990er Jahren), entscheiden sich für Werke gleichaltriger Künstlerinnen und Künstler, die digitale Werke hervorbringen. Sowie für Anteile in der neuen Darreichungsform, Token, mit denen sie sich an alten Meistern beteiligen können. Um auch was Handfestes, das schon lange Jahre überdauerte, im Depot zu haben, in ganz frischen Schläuchen sozusagen allerdings. Viele Kunden seien zudem besonders Krypto-affin, oft Gründer von Firmen dieser Branche oder Investoren, die mit Investments in solche reich wurden.

Die Grenze ist der Himmel, darf man sagen. Oder der Ozean – an der diesjährigen Monaco Boatshow, einer Jachten-Messe, waren NFTs käuflich, die einen zum Miteigentümer einer emissionsfreien Superjacht (inklusive On-Board-Bio-Landwirtschaftsbetrieb) machten. Der Verkauf der Anteile erfolgte über die Auktionsplattform Superworld. Das Boot, natürlich, gibt's nicht wirklich, es ist bloss eine Studie, mit deren Umsetzung nicht gerechnet werden darf. Für die Token musste trotzdem mit richtigem Geld bezahlt werden. Was man somit genau kaufte? Schwer zu sagen. Womit wir wieder beim anfänglichen Anlage-Grundsatz wären: Wer das Geschäftsmodell eines Unternehmens nicht versteht, sollte diesem kein Geld zur Verfügung stellen.

Warum der *Blick* keine Zeitung mehr ist

Einst half ich mit, aus dem Boulevard-Blatt eine unverzichtbare Lektüre zu machen. Heute setzen unsere Nachfolger auf Belehrung statt unterhaltende Orientierung.

Mario Widmer

Ich bin in Istrien. Gestern habe ich Golf gespielt. Heute schone ich meinen Rücken. Eben habe ich «Weltwoche daily» abgerufen. Und, wie immer, nach dem «daily» gute Laune. Und eine Idee.

Mein Freund Roger Köppel hat wieder einmal vom *Blick* gesprochen, der eigentlich keine Zeitung mehr ist. Weil ich einst mit dafür verantwortlich war, dass der *Blick* eine Zeitung wurde, will ich jetzt für ihn darstellen, wie es kam, dass eine Zeitung plötzlich keine Zeitung mehr ist.

Andere Zeiten, andere Getränke

Ich kam 1963 zum *Blick*. Er war damals noch keine Zeitung, denn sein Sportteil waren nur ein paar kurze Meldungen auf zwei Spalten. Die Redaktion bestand aus einer Familie mit einem Vater: Werner Schollenberger. Ein zackiger Offizier, eben aus Korea zurückgekommen, wo er als Schweizer mithalf, dass Nord und Süd nicht wieder aufeinander schossen.

Mein Chef war ein Rainer Weber, der ununterbrochen heiratete, wieder schied, heiratete und so weiter. Er pendelte zwischen Chile und der Schweiz, dort hatte er eine wunderbare Frau getroffen, für die musste er sich erst in der Schweiz scheiden.

So blieb es an mir, etwas zu unternehmen, damit aus unserem bescheidenen Blättchen eine Zeitung werden konnte und wir möglichst vielen Menschen einen guten Job bieten konnten.

Und so kam es. Eines Tages feierten wir eben wieder die Tatsache, dass zwischen Nord- und Südkorea noch immer nur wenige Kugeln flogen mit Scholli, dem Chef. Für diese Feiern hatten wir immer genügend Whisky zur Verfügung, andere Zeiten, andere Getränke.

Auf dem Desk lagen die leeren Zeitungsseiten mit den eingezeichneten Inseraten. Als die Stimmung auf den Höhepunkt getrunken war, schnappte ich mir eine der Seiten, ver-

schwand in der besseren Besenkammer, der Sportredaktion. Am nächsten Tag war der *Blick* eine Zeitung mit einem Sportteil.

Es war nicht schwierig, diesen Sportteil für eine Menge Leute zu einem Argument zu machen, die Zeitung zu kaufen.

Humorlose Lehrer

1963 waren Sportler in den Medien – Sportlerinnen gab es dort noch keine –, Menschen ohne

schrrieb für sie, was sie bei ihren Wettkämpfen dachten. Die Turnlehrer auf den Tribünen mieden mich ohnehin. Ihnen wäre es am liebsten gewesen, man hätte mich mit dem Blatt verbrannt, das langsam eine neuartige Zeitung wurde.

Die Sportlerinnen in der Schweiz erweckte ich persönlich, als bekennender Sexist standen sie mir fast zu nahe. Zur Entschuldigung kann ich heute vorbringen, dass damals Sportlerinnen als nicht normale Frauen betrachtet wurden – ähnlich wie dieser Tage die Lesben halt. Um dieses Vorurteil aus der Welt schaffen zu können, musste ich sie persönlich kennenlernen.

Dann hatte ich auch noch Glück. Ich fuhr nach Amerika, lernte dort Leute wie Muhammad Ali, Dick Young, Norman Mailer kennen. Muhammad Ali wurde ein Weltstar. Seine Sprüche, seine Siege verkauften die Zeitung ganz allein, die Turnlehrer interessierten sich nicht für diese neue Welt. Dick Young und Norman Mailer brachten mir den New Journalism bei: Schreibe so, dass die Leute weiterlesen.

Mit der Schweizer Fussball-Nati ging es weiter. Die Leute im Verband, die Trainer schätzten den neuen, direkten Stil. Bald schrieben die anderen Zeitungen, ich würde den Nationalcoachs die Aufstellungen diktieren. Pauschale Verleumdungen, natürlich, doch es half unserer Auflage enorm.

Genialster Drucker der Schweiz

Dann das Pech, dessen Konsequenzen sich nur sehr, sehr langsam zeigen würden. Beim *Blick*-Besitzer ging es um die Nachfolge von Papa Ringier, dem genialsten Drucker, den die Schweiz je hatte: Zwei Söhne, Christoph und Michael, standen dafür zur Verfügung.

Christoph wäre wohl ein grosser Verleger geworden, mit ihm hätte der *Blick* heute noch eine



Direkter Stil:

Diktierte ich Nati-Coach Paul Wolfisberg die Aufstellung?

Gesicht, ohne Stimme, Menschen ohne Herz, Fehler, eine Art Homunkulusse ohne eigene Qualitäten. Einfach fremdartige Wesen, die hin und wieder Resultate lieferten. Und jene, die über sie schrieben, waren völlig humorlose Lehrer, die im Nebenfach Turnunterricht gaben.

Für diese wenigen und nur wenig schreibfähigen Lehrer existierten keine Garderoben. Da Sportler nichts zu sagen hatten, gab es selbstverständlich auch noch keine Interviews. Sport existierte nur aus der Sicht der paar Pressebänke auf den Tribünen.

Ich änderte in der Schweiz all dies. Sprach ab sofort mit den Sportlern in den Garderoben,

halbe Million Auflage. Michael wurde es. Ein nicht weniger grandioser Mensch, leider zu gut für unsere Zeit.

Er, der Kunstsammler, der eigentlich über den Wolken für die normale Menschheit lebt, gab die Verantwortung für das oft etwas zu menschliche Geschäft des Verlegers ab. An einen Tennisspieler, Marc Walder.

Wer eine Ahnung von Sport hat, weiss, was folgen musste. Tennisspieler sind kontaktscheue Menschen, Tennis ist ein kontaktloser Sport. Die Spieler sind Virtuosen im Antizipieren der Dinge, die passieren werden. Dabei haben sie jede Menge Zeit, an andere Dinge zu denken als daran, auf unterhaltsame Offensiv zu setzen.

Vision einer Welt von guten Menschen

Marc Walder ist kein Vollblutjournalist. Er tat alles, um nicht in mühsame Abhängigkeit von Vollblutjournalisten zu geraten. Er baute das Geschäft um.

Statt Redaktionen mit eigenen Meinungen aufzubauen, machte er das Gegenteil. Er setzte auf Mainstream, also das Gegenteil von munterem Journalismus. Belehrung statt unterhaltende Orientierung über die Dinge, die auf dieser Welt passieren, die diese Welt bewegen, ist das Motto.



Autor Widmer mit Muhammad Ali, 1971.

Man kann es auch Moralin nennen, die Eigen-darstellung von guten Menschen, verbunden mit dem Wunsch, dass es nur noch gute Menschen auf diesem Planeten geben möge. Die Vision einer Welt von guten Menschen, ewige Langweile halt, von der Wiege bis zur Bahre.

Der *Blick* ist ein Opfer dieses langweiligen Eintopfs ohne Würze geworden. Kürzlich hat man auch noch den Sport völlig abgeschrieben. Weil Gleichberechtigung, Frauenrechte das politisch korrekte Motto der Zeit und des Mainstreams sind, hat man eine Frau zur Sportchefin gemacht.

Sie pusht Eishockey und Frauensport. Sie hat noch nicht gemerkt, dass Eishockeyspieler nur sehr schwer zu verkaufen sind, weil niemand

ihre Gesichter hinter dem Gesichtsschutz kennt. Und kein Mensch eine Zeitung wegen des Frauenfußballs kaufen wird, solange dieser sich kaum über das Niveau von B-Junioren erhebt. Erst recht nicht die Frauen, von denen die Mehrheit sowieso lieber Männerfußball schaut.

So hat jeder, was er verdient

Es ist nicht so, dass der fantastisch gute Mensch Michael Ringier unter dieser pauschalen Langweile zu leiden hatte, die er heute verkauft. Der kontaktscheue Tennisspieler, dem er sein Unternehmen anvertraut hat, holt das Geld mit digitalen Verkaufsbörsen für Autos, Immobilien und Eintrittskarten für Events und Sport hinein. Dazu schreiben die florierenden Zeitungen in Osteuropa und der halben Welt in fremden Sprachen, für die sich unsere guten Menschen nicht schämen müssen, weil sie sie ohnehin nicht verstehen.

Und so hat jeder, was er sich verdient hat. Behörden, Staat und Linke ihre Ruhe, Ringiers, Walders Ruhe, Geld und keine Kritik – und die Schweiz eine ehemalige Zeitung, die keine Zeitung mehr ist.

Mario Widmer ist der Doyen des Schweizer Sportjournalismus. Er war von 1963 bis 1997 als Reporter und Sportchef für den *Blick* tätig.

CREDIT SUISSE 

Ein Garten
für die Zwerge.
Genau darum geht's.

Ein Zuhause ist mehr als vier Wände. Mit unseren vielfältigen Finanzierungslösungen bauen Sie eine sichere Zukunft – für sich und Ihre Liebsten.

credit-suisse.com/privatebanking

Jetzt beraten
lassen

Italiens Faschisten entdecken die Freiheit

Wäre Benito Mussolini heute an der Macht, würde er Impfverweigerer verbannen. Umso erstaunlicher, wie sich seine Nachfolger positionieren.

Nicholas Farrell

Rom
Dass in Italien Ungeimpfte ihren Arbeitsplatz nicht mehr aufsuchen, öffentliche Verkehrsmittel nicht benutzen dürfen und vom sozialen Leben ausgeschlossen sind, sollte niemanden überraschen. Freiheit ist für Italiener kein besonders hohes Gut. Der französische Philosoph Montesquieu schrieb: «Die Freiheit gedeiht nicht, wo Orangen blühen.»

Überraschend ist jedoch, dass die einzige Partei in Italien, die für die Freiheit des Individuums eintritt und den «Grünen Pass» ablehnt, wie der Impfpass hierzulande genannt wird, ausgerechnet diejenige ist, die von ausländischen Medien stets als «rechtsextrem» oder «faschistisch» bezeichnet wird.

Als einzige Partei gegen den Impfpass

Ich spreche von der postfaschistischen Partei Fratelli d'Italia, die auf den Movimento Sociale Italiano zurückgeht, jene Partei, die nach Kriegsende aus der Asche von Benito Mussolinis faschistischem Regime erstanden ist.

Die Fratelli d'Italia, angeführt von der 44-jährigen Giorgia Meloni, kamen bei den letzten Parlamentswahlen 2018 auf lediglich 4 Prozent der Wählerstimmen, aber seit Monaten liegen sie in Umfragen mit etwa 20 Prozent vorn, knapp vor der rechtsradikalen Lega und dem postkommunistischen Partito Democratico (mit jeweils 19 Prozent) sowie der Fünf-Sterne-Bewegung, die auf 16 Prozent kommt.

Als einzige grössere Partei lehnen die Fratelli d'Italia den Impfpass ab, der im Juli von Mario Draghi, dem ehemaligen Chef der europäischen Zentralbank, eingeführt und schrittweise verschärft wurde. Sie ist auch die einzige Partei, die sich einer Beteiligung an Draghis Regierung der nationalen Einheit verweigert.

Am 15. Oktober soll die neuste Verschärfung der Impfpflicht in Kraft treten. Arbeitnehmer, die keinen Pass vorlegen können, müssen sich in häusliche Quarantäne begeben, ohne Anspruch auf Lohnfortzahlung, und haben bis zu 1500 Euro Busse zu gewärtigen.

Als im Juli die ersten Vorschriften für öffentliche Veranstaltungen eingeführt wurden, twit-

terte Meloni: «Der Gedanke, nur mit diesem Grünen Pass am sozialen Leben teilnehmen zu können, ist erschreckend und der letzte Schritt hin zur Verwirklichung eines orwellischen Staats. Es ist ein verfassungswidriger Irrsinn, den die Fratelli d'Italia komplett zurückweisen. Für uns ist die individuelle Freiheit unantastbar.»

Meloni stützt ihren Widerstand gegen die Impfpflicht nicht nur auf ethische, sondern auch auf ganz praktische Argumente. Der Impfpass, sagt sie, sei Selbstmord, weil er die Wirtschaft lähme, und überdies unsinnig, insofern Geimpfte sich anstecken können, Herdenimmunität also unmöglich sei. Und sie verweist darauf, dass etwa genauso viele Personen in Grossbritannien vollständig geimpft seien, wo es, anders als in Italien, keinen Impfpass gibt.

Das ist schon sehr ungewöhnlich, denn der Faschismus fordert schliesslich die völlige Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft. Ich bin sicher, Mussolini hätte eine Impfpflicht verhängt und Impfverweigerer, wie alle übrigen Oppositionellen, auf eine Strafinself verbannt.



„Ich dachte, hier kann ich noch am ehesten mit Blüten bezahlen...“

Aber es ist nicht Mussolini, der revolutionäre Sozialist und Begründer der faschistischen Bewegung, der Meloni inspiriert, sondern Sir Roger Scruton, der letztes Jahr verstorbene konservative englische Philosoph. In der Mailänder Tageszeitung *Il Giornale* schrieb sie Anfang des Jahres, dass sie ihn, «eine der Säulen des europäischen Konservatismus», vor allem der jungen Generation nahebringen wolle.

Dass sie den Impfpass ablehnt, verhilft ihr nicht zu besseren Umfragewerten (wenngleich Fratelli d'Italia die beliebteste Partei ist), weil die überwiegende Mehrheit der Italiener für den Impfpass ist. Und für Draghi, den sechsten ungewählten Ministerpräsidenten in Folge, seit Silvio Berlusconi 2011 zurücktrat. Vier der sechs waren nicht einmal gewählte Mitglieder des Parlaments.

Zeitalter der Massen

Und anders als in Frankreich, wo Hunderttausende Impfpassgegner auf die Strasse gegangen sind, ist die Zahl der Kritiker in Italien überschaubar – an den grössten Protestkundgebungen haben höchstens 5000 Demonstranten teilgenommen.

Der französische Anthropologe Gustave Le Bon hat in seinem Buch «Psychologie der Massen» (1895) die Moderne nicht als demokratisches Zeitalter charakterisiert, sondern als Zeitalter der Massen. Die Angelsachsen wollten Freiheit, schrieb er, die Lateiner den autoritären Staat: «Autoritätssucht und Intoleranz sind in besonders hohem Masse bei den lateinischen Massen ausgebildet, so sehr, dass sie jenes bei den Angelsachsen so mächtige Gefühl der individuellen Unabhängigkeit völlig vernichtet haben.» Sehr erstaunlich also, dass Scruton, Inbegriff des konservativen Engländers, einen so grossen Einfluss auf die italienischen Postfaschisten und ihre junge Parteivorsitzende hat.

Nicholas Farrell ist ein britischer Journalist. Er lebt in Italien und ist Autor von «Mussolini – A New Life».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Rache der Frau

Wie kann man sich als Mann Frauen nähern, ohne Missverständnisse zu erzeugen?
Eine weibliche Hilfeleistung.

Cora Stephan

Mein lieber Enkel, du fragst, wie man sich als Mann Frauen nähern kann, ohne Missverständnisse? Ganz einfach. Steige nie zu ihr in den Lift, wenn niemand dabei ist, achte darauf, dass die Tür offenbleibt, wenn du ins Zimmer deiner Chefin zitiert wirst – erst recht, wenn du als Chef eine Frau ins Zimmer bittest –, und lass dir vor jeder erotischen Verwicklung schriftlich geben, dass sie mit alledem, was ihr treibt, einverstanden ist.

Letzteres findest du unerotisch? Stimmt. Die ehrliche Antwort: Lass alle Hoffnung fahren. Wenn Frauen wollen, missverstehen sie alles. Das ist der schlimmste Fehler, den ein Mann machen kann: eine Frau zu unterschätzen.

Männer sind Loser

Die meisten können prima parkieren und den Wackelkontakt in einer Lampe beheben, selbst wenn sie in Naturwissenschaften schwach sind und nicht den Ehrgeiz haben, Ingenieur zu werden. Also spar dir überlegenes Lächeln. Die Klügeren geben, was Technik oder körperliche Anstrengungen betrifft, männliche Überlegenheit zu (sofern sie bei woken Grossstadtmännern noch anzutreffen ist).

Insofern hast du, vom Kuhstall herkommend, gute Chancen. Aber nicht allzu unterwürfig zu Hilfe eilen! Erst muss sie so tun, als ob sie männliche Hilfsbereitschaft nicht braucht. Gib ihr Zeit. Vor allem: Unterschätze keine Frau, auch wenn sie hinreissend hilflos wirkt. Sie ist nicht nur Lena oder Pauline, sie ist Teil von etwas Grösserem. Sie ist eine Frau, und allein deshalb ist die Macht auf ihrer Seite.

Männer sind Loser. Sie dürfen als toxischer Abfall auf den Müllhaufen der Geschichte gewünscht werden. Sicher, das verkünden nur die schrillsten unter den Frauenbewegten – aber es nützt auch allen anderen. Wir, wenn ich mich mal dazu zählen darf, sind ja nicht auf den Kopf gefallen. Wir verstehen es durchaus, den schlechten Ruf des Mannes und unsere blütenweisse Bluse als unterdrücktes Geschlecht zu



Wenn Frauen wollen, missverstehen sie alles:
Matilda Lutz in «Revenge» (2017).

unseren Gunsten auszuspielen. Wenn es ums Hauen und Stechen geht, hat jeder Mann schlechte Karten. Frauen sind Opfer und haben als solches immer recht.

Natürlich meine ich nicht die Frauen, die tatsächlich Opfer von Gewalt werden – ob vom eigenen Mann oder von einem aus einem Kulturkreis, in dem Frauen nichts gelten. Ich meine all die Trittbrettfahrerinnen, die übersehen, in welchen Ländern Frauen unterdrückt werden. Im Westen können sie sich darauf verlassen, dass Frauen, da strukturell Opfer, nicht allzu streng befragt werden, ob das, was sie Männern vorwerfen, tatsächlich so gewesen ist.

Man denke an den Fernsehmoderator Jörg Kachelmann: Die gekränkte Geliebte hat alles, was sie von «me too» gelernt hat, zu ihren Gunsten angewandt. Sie hat gelogen. Aber der angebliche Vergewaltiger hat dafür mehr als vier Monate im Knast gesessen. Und ob all die Frauen, die sich bei einem mächtigen Filmproduzenten auf die «Besetzungscouch» gelegt haben, das

unter Zwang oder (nur!) mit Berechnung getan haben, ist ebenfalls ungeklärt. Seltsam auch, wie viele sich erst Jahre später zu einem Rachefeldzug aufmachen.

Such die Vernünftigen

Nun kann ich mir vorstellen, dass Jérôme Boateng sich mit seiner früheren Freundin und Mutter seiner Kinder nicht nur verbal gestritten hat. Vielleicht müsste man ihr verzeihen, sollte sie übertrieben haben, um das Gericht zu einem Urteil zu bewegen, dem zufolge ihr 1,8 Millionen Euro Schmerzensgeld zustehen. Denn kann man einer Frau wirklich übelnehmen, wenn sie die Instrumente, die man ihr in die Hand gegeben hat, auch nutzt?

Nun bist du kein Fussballgott und unvermögend. Was nicht ist, kann noch werden. Wer weiss, woran sich eine frühere Geliebte erinnert.

Du solltest bei der Frauenwahl nicht nur auf Äusserliches achten – gerade die Schönen sind gewohnt, alles zu bekommen, was sie sich wünschen, Widerstand hingegen weckt den Leu in ihnen. Such die Vernünftigen. Woran du sie erkennst? Sie freuen sich, wenn du die Tür aufhältst, und lachen dich aus, wenn du versuchst, sie mit einem Glottisschlag einzunehmen.

Bedenke: Am Misstrauen zwischen Mann und Frau ist nicht nur eine Seite schuld. Es sind die Männer, die aus der Erzählung von der «strukturellen» weiblichen Unterdrückung die falschen Schlüsse gezogen haben. Schau sie dir an, wie sie gendern und sich bemühen, Reparationen zu zahlen für Jahrtausende angeblicher Frauenunterdrückung! Wie sie immer noch nicht begriffen haben, dass es Herablassung ist, was sie für blosser Wiedergutmachung an den armen unterdrückten Frauen halten. Sie unterschätzen uns. Auch im Bösen.

Sei nicht wie sie. Sei ein Mann.

Cora Stephan ist Schriftstellerin.
Zuletzt erschien von ihr «Lob des Normalen.
Vom Glück des Bewährten» (Finanzbuch, 2021).

Wer regiert Amerika?

Bizarre Auftritte, wirre Worte, geistige Aussetzer.

Eine Mehrheit der Amerikaner glaubt nicht, dass Joe Biden die Regierungsgeschäfte selbst führt.

Urs Gehriger

Über die geistige Fitness Joe Bidens wird seit dessen Amtsantritt spekuliert. Gemäss jüngsten Umfragen des Meinungsforschungsinstituts Rasmussen Reports glauben bloss 39 Prozent der Wähler, dass der 78-jährige US-amerikanische Präsident selbst die Geschäfte führe. Mit jedem bizarren Auftritt wächst die Dringlichkeit der Frage, wer wirklich das Land regiere.

Zwei altbekannte Namen werden regelmässig genannt: Susan Rice und John Kerry. Die beiden betreuten bereits den jungen Obama, als dieser 2008 bar jeder Exekutiverfahrung ins Weisse Haus gewählt worden war.

Zu viel verbrannte Erde

Susan Rice, 56, stiess vor dreissig Jahren in den Kreis der Mächtigen vor. Bill Clinton machte die Oxford-Absolventin, deren Vorfahren väterlicherseits von Sklaven abstammen, zur Assistant Secretary of State for African Affairs. Unter Obama wurde Rice Uno-Botschafterin. 2013 stieg sie auf zur nationalen Sicherheitsberaterin.

Während Trump aus jeder politisch unkorrekten Aussage ein Strick gedreht wurde, zieht Rice gegen Feinde vom Leder, ohne dass sich die Medien daran zu stören scheinen. Auch dann nicht, wenn sie tief unter die Gürtellinie schlägt und etwa ihren republikanischen Kontrahenten, Senator Lindsey Graham, als «ein Stück Scheisse» abklatscht. Statt sich zu entschuldigen, meinte Rice bloss: «Ich habe es gesagt, verdammt noch mal, endlich.»

Rice zählt zu jener Sorte Demokraten, die stets obenauf schwimmen, wenn ihre Partei in Washington das Sagen hat. Als Joe Biden 2020 Donald Trump herausforderte, war sie blitzartig zurück im Geschäft. Als Vize musste eine Frau dunkler Hautfarbe her, um weibliche und schwarze Wähler zu mobilisieren. Doch für die Rolle als zweitmächtigste Person im Staat stand ihr die Vergangenheit im Weg. Zu viel verbrannte Erde lag hinter ihr.

Nach dem Angriff 2012 auf die US-amerikanische Botschaft im libyschen Bengasi, bei dem vier Amerikaner getötet worden waren, behauptete Rice, es wäre eine Reaktion auf



Herrenloses Chaos: Biden mit Beraterin Rice.

ein Internetvideo gewesen, obwohl es sich um einen geplanten Terroranschlag gehandelt hatte. Sie half bei der Freilassung von fünf Taliban aus Guantánamo – die jetzt Schlüsselpositionen in der Kabuler Regierung besetzen. Eine Untersuchung einer Grand Jury ergab,

Rice zählt zu jener Sorte Demokraten, die obenauf schwimmen, wenn ihre Partei das Sagen hat.

dass Rice ihr Amt genutzt hatte, um die Trump-Kampagne im Jahr 2016 auszuspienieren. Kurz: Rice war als Vize nicht wählbar.

Doch Rice überzeugte Biden darin, dass ohne sie kein Staat zu machen sei. Er machte sie zur Vorsitzenden des Domestic Policy Council. Als innenpolitische Beraterin des Präsidenten hat sie auf die gesamte Politikpalette praktisch unlimitierten Einfluss. Und sollte ein Treffen einmal ohne sie anberaunt werden, verschafft sie

sich auf feiste Art Gehör. «Wenn sie bei einer Besprechung nicht dabei ist, wird sie durch die Tür stürmen», so ein hochrangiger Beamter gegenüber NBC News.

John Kerry ist wie Rice in Washington, D.C., aufgewachsen und mit seinen 77 Jahren ein Dinosaurier im Hauptstadtsumpf. Seit 1982 zählt er zum Führungskreis der Demokratischen Partei. Seine Präsidententräume zerschellten 2004 an George W. Bush, obwohl dieser mitten im Irak-Fiasko steckte. Als Obamas Aussenminister (2013–2017) konnte er endlich mitregieren. Seine Bilanz ist eine Serie von Fehlritten. So verschief er Chinas rasch wachsenden Machtanspruch. Er drängte die USA in die Zwangsjacke des Pariser Umweltvertrags. Und er legte den Grundstein für den Iran-Deal, der das Mullah-Regime stärkte und in der Region auftrumpfen liess. Nach vier Jahren Trump will er das Rad der Geschichte zurückdrehen und seinem Vermächtnis neuen Atem einhauchen. Offiziell waltet er im neugeschaffenen Amt des

«Klima-Zaren». Ein Titel, der Kerrys tatsächlichen Einfluss kaschiert. Gemäss Insidern hat er prägenden Einfluss auf die Aussenpolitik. Er verkehrt im Weissen Haus nach Belieben, und im Aussenministerium sitzt er einige Türen von Aussenminister Tony Blinken entfernt.

Bidens Schattenmann

Kerry und Rice ziehen die Strippen des Präsidenten nicht allein. «Der Präsident wird von einem inneren Kader von einem halben Dutzend Beamten betreut, das ihn in- und auswendig kennt», schreibt die britische *Times* mit Verweis auf Quellen im Weissen Haus. «Der Eintrittspreis für diesen Klub ist eine mindestens zehnjährige Zusammenarbeit mit Joe Biden.» Dazu gehören

Ein schwacher Präsident entfesselt zentrifugale Kräfte. Die Zügel entgleiten ihm.

Valerie Jarrett, Präsidentin der Obama Foundation, Avril Haines, Director of National Intelligence, der nationale Sicherheitsberater Jake Sullivan und Aussenminister Tony Blinken.

An der Spitze des Kaders steht Bidens Stabschef Ron Klain, 60, Harvard-Absolvent der Rechtswissenschaften. Sein frühester Kontakt mit Biden geht auf das Jahr 1988 zurück, als dieser zum ersten Mal versuchte, Präsident zu werden. Klain heuerte als Redenschreiber an. Die Schlacht ging verloren, aber seit damals sind die beiden ein unzertrennliches Team. «Selbst als Ron nicht mehr im Stab war, hat Biden, wenn er in einer der Sonntagssendungen auftrat, vorher mit Ron telefoniert, um zu besprechen, was er sagen sollte», zitiert die *Times* einen Vertrauten Klains.

Über die Jahre ist dieser längst mit allen Wassern der Macht gewaschen. Er war Stabschef von Vizepräsident Al Gore gewesen, bevor er während acht Jahren dieselbe Rolle für Vizepräsident Biden übernahm. Der Stabschef führt die Tagesgeschäfte, folgt dem Präsidenten wie ein Schatten und sorgt für Disziplin im Oval Office. Trump verbrauchte vier Stabschefs und trug bisweilen wüste Fehden mit ihnen aus. Klain dagegen ist ein Langstreckenläufer. Seine Markenzeichen sind straffe Führung und eine fast seherische Fähigkeit, seinen Dienstherrn zu lesen. Unter Eingeweihten gilt er als «Bidens Hirn». Er verstehe nicht bloss, wie Biden denke, sondern denke bisweilen auch für ihn.

Gemäss *Times* ist es Klain, der sich federführend für den «Go big»-Marathon einsetzt, der Bidens Präsidentschaft bisher geprägt hat und den Klain als «Wiederaufbau der Seele des Landes» bezeichnet.

Anders als bei Trump gibt es in Bidens Regierung bislang wenig undichte Stellen. Die Mandarine haben die Präsidentschaft auf einen Oberbefehlshaber zugeschnitten, der vor allem durch geistige Abwesenheit auf-

fällt, statt durch entschlossene Führung zu glänzen.

Biden schweift immer wieder ab vom Script, das ihm seine Spindoktoren bereitgelegt haben. Es sind dies Momente, die seinen Stab in Schrecken versetzen. «Wenn Biden sich öffentlich äussert, schalten einige Mitarbeiter des Weissen Hauses ihn entweder stumm oder schalten den Fernseher ganz ab», zitiert *Politico* Beamte des Weissen Hauses. «Oft sagen wir: «Beantworte keine Fragen», erzählte Pressesprecherin Jen Psaki dem demokratischen Strategen David Axelrod in dessen Podcast.

Bisweilen kommentiert Biden seine Ausschweifungen mit frivoler Unbeschwertheit: «Ich soll keine Fragen beantworten, aber machen Sie ruhig», sagte er, als er Ende August im Krisenzentrum der Bundesagentur für Katastrophenschutz auftrat. Als darauf eine Frage über Afghanistan gestellt wurde, erinnerte er sich an die Devise seiner Betreuer: «Ich antworte jetzt nicht auf die Afghanistan-Frage», quittierte er und marschierte davon.

Das Abzugsdesaster in Afghanistan offenbarte einen Präsidenten, dem die Kontrolle komplett entglitten war. Wiederholt dementierte er Dinge, die er selbst kurz zuvor felsenfest vertreten hatte. Schlimmer noch, er stellte seine eigenen Generäle bloss. Während seines ersten TV-Interviews nach dem Fall von Kabul dementierte Biden Aussagen, nach denen hochrangige Generäle ihm empfohlen hätten, 2500 Soldaten in Afghanistan zu belassen. «Niemand, an den ich mich erinnern kann, hat das zu mir gesagt.» Dem widersprachen der US-amerikanische Generalstabschef Mark Milley und der Chef des Zentralkommandos der US-amerikanischen Streitkräfte, General Kenneth McKenzie, in einer Senatsanhörung unter Eid.

Frivole Unbeschwertheit

Präsidentensprecherin Jen Psaki, die täglich versucht, Bidens Ausrutscher schönzureden, nahm auch in diesem Fall ihren Chef in Schutz. Seine Berater seien «gespalten» gewesen in der Frage, ob die Truppen in Afghanistan bleiben sollten, meinte sie letzte Woche. «Es gab dazu eine Reihe von Ansichten.»

Ein Präsident hört sich konkurrierende Meinungen an und fällt eine Entscheid, für den er geradesteht. Ein schwacher Präsident entfesselt zentrifugale Kräfte. Die Zügel entgleiten ihm. Die Mandarine wetteifern um Einfluss.

«Zu Beginn dieser Regierung dachte ich, dass die extremen Linken das Sagen hätten», meint Jason Miller, langjähriger Berater von Donald Trump, gegenüber der *Weltwoche*. Doch die Flucht aus Afghanistan, die narrenhafte Öffnung der Südgrenze, die irrsinnige Steuerpolitik – all das sehe nach einem herrenlosen Chaos aus. «Dass niemand das Sagen hat, ist noch beängstigender als die Vorstellung, dass Biden von extremen Linken ferngesteuert wird.»



Damals herrschte Tauwetter:
Präsident Trump, Bundesrat Maurer.

Neuer Steuerkrieg statt Freihandel

Es gibt eine goldene Regel in den Beziehungen Schweiz–USA: Republikanische Präsidenten sind gut, Demokraten sind schlecht.

Republikaner sehen in der wohlhabenden Schweiz vor allem ein freies Land und damit einen natürlichen Verbündeten. Demokraten haben stattdessen den Eindruck, beim Schweizer Wohlstand gehe irgendetwas nicht mit rechten Dingen zu.

Klar, das ist ein bisschen überzeichnet, aber meistens stimmt es: Die Obama-Regierung zerschlug das Bankkundengeheimnis mit dem Zweihänder. Vorgänger George W. Bush hatte uns in Ruhe gelassen. Was schon viel ist.

Unter Trump herrschte Tauwetter. Er mochte die Schweiz und intensivierete Kontakte auf höchster Ebene, die in ein Freihandelsabkommen hätten münden sollen. Kürzlich sagte Trumps ehemaliger Vize, Mike Pence, er werde sich zeitlebens für Freihandel mit der Schweiz einsetzen.

Trotzdem: Zahlreiche Schweizer Politiker und Funktionäre hatten die Wahl Bidens euphorisch begrüsst. Angefangen beim Chairman der Amcham, also der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer, deren Daseinszweck eigentlich die Wirtschaftsbeziehungen sind.

Verkehrte Welt. Jetzt hat sogar der *Tages-Anzeiger* gemerkt, dass während der demokratischen Regentschaft die Chance auf null sinkt: «Biden beerdigt Freihandelsabkommen mit der Schweiz.»

Es wäre an der Zeit, dass die Schweizer Polit- und Business-Elite ihre seit Jahrzehnten unerwiderte Liebe zu den US-Demokraten überdenkt.

Florian Schwab

Neue Willkür im Fall Hanno Berger

Seit fast drei Monaten sitzt der 71-jährige Hanno Berger in Cazis GR in Auslieferungshaft. Er soll sich in Deutschland vor Gericht verantworten. Dort gilt er als eine Art besonders gemeiner Staatsfeind. Denn der ehemalige Finanzbeamte hatte die Seiten gewechselt: Als Steueranwalt beriet er Private, wie man möglichst wenig Steuern auf Dividenden zahlt.

Lange Zeit hatte das Bundesamt für Justiz den deutschen Behörden die Rechtshilfe verweigert, weil das Berger vorgeworfene Verhalten in der Schweiz nicht strafbar ist. Erst kürzlich fasste es der Freiburger Strafrechtsprofessor Marcel Niggli in der NZZ so zusammen: «Die Sachverhalte waren und sind in der Schweiz nicht strafbar.» Und selbst wenn sie strafbar wären, «bestünde allerhöchstens Steuerhinterziehung und damit keine Auslieferungsfähigkeit».

Die Rechtslage wäre also klar. Warum aber änderte Bern die Meinung und liess Berger Anfang Juli verhaften? Der Hintergrund: Zuvor hatte das Oberlandesgericht Frankfurt einen neuen Haftbefehl erlassen, in dem plötzlich von «gemeinrechtlichem Betrug» die Rede war – und bei diesem leistet die Schweiz Rechtshilfe. Aber Berger ist nicht des Betrugs angeklagt.

Deutsche Juristen bis auf Stufe Bundesverfassungsgericht waren entsetzt: Gemäss fast hundertjähriger Rechtsprechung wird jemand, der sich finanziell am Staat versündigt, nach den speziellen Kriterien des Steuerstrafrechts beurteilt und nicht nach jenen des allgemeinen Betrugs. Das ist auch in der Schweiz so. Und doch fiel das Bundesamt für Justiz auf den Trick herein.

Am 1. September nun hat das Landgericht Wiesbaden den erwähnten Beschluss aus Frankfurt aufgehoben. Im Juristenjargon: Es sprächen «bessere Gründe dafür, aufgrund der geltenden Gesetzeslage von einer umfassenden Spezialität der steuerrechtlichen Strafvorschriften gegenüber dem Tatbestand des Betruges auszugehen». Also: Berger ist selbst in Deutschland nicht mehr des Betrugs beschuldigt. Damit ist die behelfsmässig konstruierte Rechtsgrundlage für die Auslieferung in sich zusammengefallen.

Ob Hanno Berger freigelassen wird, bleibt trotzdem ungewiss. Wie schreibt doch Rechtsprofessor Niggli: «Wieso rechtsstaatlich kompliziert, wenn es auch elegant willkürlich geht?»

Florian Schwab

Lob der Schweizer Milch

Neue Produkte auf Pflanzenbasis drängen auf den Markt. Aber nichts ersetzt die gute Schweizer Milch.

Hanspeter Kern

In der Presse erscheinen teure Front-Inserate für Milchimitate. Das hängt mit dem Börsengang eines Herstellers zusammen. Nun fragen sich manche Journalisten und vielleicht auch Konsumenten, ob durch die neue Konkurrenz grössere Probleme auf die echten Milchproduzenten in der Schweiz zukommen. Es besteht also mindestens vordergründig etwas Informations- und Erklärungsbedarf. So viel vorweg: Es ist alles in bester Ordnung.

Zuerst einmal ist es absolut nachvollziehbar, dass aus dem Kreise der Finanzgemeinde im Rahmen eines Börsengangs gute Stimmung gemacht wird. Das hat allerdings in erster Linie nichts mit dem Absatz von Milch und Milchimitaten zu tun, sondern mit dem Versuch einer möglichst kurzfristig erfolgreichen Marktplatzierung von eigenen Aktien.

Wertvolle Vitamine

Unbestritten wird inzwischen heftiger um Regalplätze zwischen Pflanzendrinks und Milch in den Supermärkten gekämpft. Die Dynamik hat auch etwas damit zu tun, dass sich neue Produkte oft auch aufgrund eines hohen Wassergehaltes als wahre Goldesel feiern lassen dürfen.

Punkto Ernährung ist die klassische Milch hingegen bis zu knapp achtmal klimaschonender als ein Haferdrink (14 000 g CO₂/kg Nährstoffe versus 1840 g CO₂/kg Nährstoffe). Ernährung ist immer auch mit Emissionen verbunden, deshalb sind Aussagen zu Emissionen pro Kilogramm eines Produktes unvollständig und irreführend. Der Zusammenhang zu den Nährstoffen muss deshalb zwingend gemacht werden.

Ganz abgesehen davon, weist die Schweiz einen sehr hohen Durchschnittskonsum an

*Dank der Kuh
kann der Mensch
vom Gras leben.*



Milch und Milchprodukten aus; wertvolle, natürliche Vitamine und Mineralstoffe sind dabei inbegriffen. Umgerechnet sind es rund 360 Kilogramm Milch pro Jahr und Kopf in Form einer breiten Palette an Produkten wie Käse, Butter, Joghurt, Milch et cetera.

Milchprodukte sind zudem vegetarisch. Sie gehören mit drei Portionen pro Tag zu einer gesunden, klimaschonenden und pflanzenbasierten Ernährung. Darauf fussen übrigens auch die Empfehlungen der Schweizerischen Gesellschaft für Ernährung.

Die Milchproduktion ist in der Schweiz höchst standortgerecht. Denn 81 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche ist Grasland und eignet sich nicht zur direkten Produktion von menschlichen Nahrungsmitteln. Mit durchschnittlich 1200 Millimetern Niederschlag wächst das Gras ohne künstliche Bewässerung von selbst. Dieses für uns Menschen unverdauliche Gras wird dank der Kuh in hochwertige protein- und energiereiche Nahrungsmittel verwandelt. Dank der Kuh kann der Mensch so vom Gras leben.

Grüner Teppich

Rund 90 Prozent des Futters für unsere Kühe stammen aus der Schweiz. Auch die pflanzlichen Überreste aus der Haferdrink-Herstellung landen am Schluss noch im Magen eines Polygastriers (also eines Lebewesens mit einem mehrhöhligen Magen, zum Beispiel eines Rindes).

In der Schweiz fressen Kühe nur Futtermittel, die sowohl frei von genveränderten Pflanzen wie auch frei von Palmöl und von Tiermehl sind. In der Schweiz wird weiter eines der strengsten Tierschutzgesetze der Welt angewandt und durchgesetzt. Die Weidehaltung der Milchkühe ist ein zentrales Element.

Das alles sind wichtige Bestandteile des Produktionsstandards für nachhaltige Schweizer Milch. Sie bilden den «grünen Teppich», mit dem wir uns in der Schweiz vom umliegenden Ausland abheben.

Hanspeter Kern ist Präsident von Swissmilk.

Die besseren Unterdrückten

Identitätspolitik schützt nur exotische Minderheiten. Der Rest darf beliebig beleidigt werden.



Verfolgt man die Nachrichten der letzten Tage in Deutschland, bekommt man den Eindruck, dass die wichtigste Meldung nach der Bundestagswahl jene war, dass zwei transsexuelle Frauen in den Bundestag eingezogen sind. Tessa Ganserer und Nyke Slawik heissen die beiden, die – wie könnte es auch anders sein – ab sofort für die Grünen im Bundestag sitzen. Selbst eine Zeitung wie die *Frankfurter Allgemeine*, die vor langer Zeit mal so etwas wie konservativ war, widmete dieser Meldung eine grosse Schlagzeile.

Genau da liegt das Problem der linken Identitätspolitik: Wo es um Sachthemen und Kompetenz gehen sollte, sprechen plötzlich alle darüber, welche Hautfarbe, Herkunft oder welche sexuellen Präferenzen ein Mensch hat. Als handle es sich bei Transsexualität oder Migrationshintergrund um einen Wert sui generis, der aus jedem Menschen, ganz ungeachtet der Qualifikation und des Charakters, automatisch ein unfassbar wertvolles, weil diverses Mitglied der Gesellschaft macht, dessen pure Anwesenheit jeden Raum mit Sonne und Vielfalt erfüllt.

Dabei gilt die Regel: Je diskriminierter die Minderheit, desto brauchbarer ist sie für Unternehmen, die Politik und heterosexuelle weisse Journalisten, die zeigen wollen, wie woke und tolerant sie sind. Ob in Verwaltungsgremien, einem Kabinett oder in Artikeln – immer muss mindestens ein Schwarzer, eine Frau mit Kopftuch und eine sogenannte LGBT-Person mit dabei sein. Alles andere wäre pauschal «nazi».

Die Zeiten, in denen es ausreichte, Frau zu sein, um auf den Quoten-Jammerzug aufzuspringen, sind vorbei. Als weisser Mann sind Sie eh schon lange komplett raus. Und glauben

Sie nicht, dass Sie als gebürtiger Pole oder Engländer über einen Migrationshintergrund verfügen, der den woken Kriterien genügt. Dafür müssen Sie schon aus dem Sudan oder, noch besser, aus Afghanistan oder Syrien kommen und einer gewissen Religion angehören, um mit den Segnungen der bedingungslosen Toleranz überschüttet und auf einer imaginären Sänfte in den Bundestag getragen zu werden.

Je exotischer die Herkunft, je ausgefallener der sexuelle Fetisch, desto besser. Deshalb gibt es angesichts der wachsenden Unsicherheit in Deutschland in Hanau ab sofort auch keine

In Hanau gibt es ab sofort keine Frauenparkplätze mehr, sondern «Vielfaltsparkplätze».

Frauenparkplätze mehr, sondern «Vielfaltsparkplätze», auf denen Transsexuelle und Migranten als die besseren Unterdrückten parken dürfen.

Das ist insofern praktisch, als dass Opfer- und Tätergruppe so direkt und unkompliziert zueinanderfinden. Es ändert jedoch nichts daran, dass alte weisse «Deutsch*innen» in Städten wie Hanau mittlerweile eher zu den ausgegrenzten Minderheiten gehören und dass sich Transsexuelle, ebenso wie die jüdische Bevölkerung, dort wie auch in gewissen Stadtteilen Berlins lieber nicht zu erkennen geben.

Ach ja: Gegen Antisemitismus zu sein, ist übrigens auch total von vorgestern. Der neue böse Rechte ist längst nicht mehr antisemitisch, sondern «islamophob» und ohne Lastenfahrrad unterwegs. Der neue Gender-Klima-Islam-Na-

zi ist der Einzige, der keinen sicheren Hafen in der linken Identitätspolitik zugeteilt bekommen hat. Also darf er beliebig beleidigt werden, obwohl es ja in der weichgespülten Korrektheitswelt eigentlich verboten ist, irgendwelche Gefühle zu verletzen.

Identität ist in der wohlstandsverwahrlosten westlichen Gesellschaft immer nur dann rassistisch und sexistisch, wenn Sie es wagen, diese als weisse heterosexuelle Frau oder Mann für sich zu beanspruchen. Dass sie Ihnen abgesprochen wird, bedeutet nicht, dass man Sie als Bürger nicht mit den Lebens- und Leidensgeschichten derer malträtiert darf, die im Gegensatz zu Ihnen eine haben dürfen.

Egal, ob es um die Geschlechtsangleichung bei einer Transperson oder die traumatische Erfahrung einer «Afrodeutschen» geht, die gefragt wurde, woher sie stamme: Sie haben darauf einzugehen und jedes Wehwehchen ernst zu nehmen. Und wenn Sie fragen, warum, dann wird man Ihnen erklären, dass das am Kolonialismus liege und nicht daran, dass man Martin Luther King falsch verstanden habe, als er vom Traum sprach, dass seine vier Kinder eines Tages in einem Land leben, in dem sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilt werden.

«Es ist ein Zeichen», erklärte mir ein Kommentator unter dem FAZ-Artikel über Ganserer und Slawik auf meine Frage, weshalb die Sexualität und das Geschlecht der beiden frischgebackenen Abgeordneten so wichtig seien. Ich entgegnete: «Nein, ein Zeichen wäre es, wenn es keine Rolle spielen würde.»

Alles tabuisieren

Nr. 39 – «Mit Messern, Steinen und Hämmern»
Editorial von Roger Köppel

Keine Woche vergeht, in der keine gewalttätigen «Kriege» unter jugendlichen Gangs oder Belästigungen junger Frauen bekannt werden. Trotzdem wird die importierte Gewaltkriminalität weiterhin in den Medien und in den meisten Parteien völlig verharmlost oder einfach alles tabuisiert. Die unverblühten Fakten sollten nicht nur *Weltwoche*-Leser und -Leserinnen erfahren, sondern endlich auch in den Printmedien und vor allem in TV-Sendungen beim Staatsfernsehen und Radio sachlich und klar artikuliert werden. So lange diese Realitäten unter den Tisch gewischt werden und für die linken Gutmenschen keine tragische Entwicklung bedeuten, wird dies rund ums Asylwesen unschöne Gegenaktionen provozieren.

Rolf Bolliger, Lyss

Dunkle Ecken

Nr. 39 – «Versäumnisse des BAG» und «Kartell des Schweigens»; Beat Gygi zur Corona-Politik und Christoph Mörgeli über die Medien in der Berset-Affäre

Es ist wieder die *Weltwoche*, die konsequent dunkle Ecken der Bundesberner Politik ausleuchtet und dranbleibt. Sie kommt dem Auftrag der Medien als vierte Gewalt im Staat überzeugend nach, während andere Medien die Sache verbandelt unter den Tisch kehren. Wenn Bundesrat Berset als Gesundheitsminister ungeschützten Sex verlangt, als Sozialminister demografische Beiträge und AHV-Beiträge der Zukunft durch Abtreibung auf Verlangen verhindert, dann sollte er uns

nicht mehr die Gesundheits- oder Sozialpolitik erklären. Er sollte das Departement subito wechseln oder nach parlamentarischen Abklärungen zurücktreten. Die beschriebenen Versäumnisse im BAG sind zutreffend. Im EDI fördert Berset den traditionellen SP-Filz. Seine persönliche Mitarbeiterin wird Direktorin der Bundespensionskasse, sein Generalsekretär Präsident von Swissmedic. Beide mit Jahreslöhren über 300 000 Franken.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Überflüssige Metzgete

Nr. 39 – «Alain Berset, ein Psychogramm»
Alex Baur über den SP-Bundesrat

Ich wundere mich immer wieder, dass Leute, die in Politik und Wirtschaft an die Macht gelangen und sich ins Rampenlicht stellen, glauben, ihre Affären der verschiedensten Arten geheim halten zu können. Offenbar gelangen doch nicht immer die Intelligentesten in die Spitzenpositionen.

Max Salm, Umiken

Die boulevardmässige Metzgete von Bundesrat Berset in Ihren verschiedenen Artikeln ist langsam, gelinde gesagt, überflüssig und könnte sich zum Schaden der *Weltwoche* auswirken.

Martin Tschudi, Jona

War sie etwa neidisch?

Nr. 38 – «Der erpressbare Bundesrat»
Christoph Mörgeli über Alain Berset

Eigentlich sollte diese «bekannte Künstlerin» wissen, dass ein Bundesrat mehr verdient als eine Kunstschaffende (war sie etwa neidisch?)

und dass es auch in ihrem Interesse gewesen wäre, diese Beziehung diskret zu handhaben. Ausser Frau wittert ein Geschäft. Ging Berset nicht fremd wie unzählige hohe Politiker in diesem Alter? In anderen Ländern werden solche Eskapaden lächelnd akzeptiert.

Doris Schöni, Muri b. Bern

In der Westschweiz wird jedem Teenager eingebläut, sein Kondom immer bei sich zu haben, um Geschlechtskrankheiten und ungewollte Schwangerschaften zu verhindern, nach dem Grundsatz, der auch vom BAG immer wiederholt wird: «Du kannst immer, wenn du willst, du musst dich aber schützen.» Offensichtlich hat Berset die Grundsätze seiner Sexualaufklärung selber nicht befolgt. Darüber spricht leider niemand, und es ist kein Thema für die Medien.

Harri Wettstein, Romainmôtier

Störende Spargeln

Nr. 39 – «Es droht eine Anbauschlacht»
Hubert Mooser über geplante Windräder

Während Windräder im Meer oder im weiträumigen Flachland noch hingehen mögen, fallen diese Spargeln in den feingliedrigen Landschaften der Schweiz extrem negativ auf. Sie dürfen hier also mit Recht in Frage gestellt werden, insbesondere im Vergleich zu den geringen Kosten von weiteren Energiesparmassnahmen.

Alex Schneider, Küttigen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bernard Tapie (1943–2021) Robert Haussmann (1931–2021)



Auch das Sterben nahm er sportlich: Bernard Tapie.

«Lebend ist er gestorben», sagte sein Biograf Franz-Olivier Giesbert am Sonntag. Treffen der kann man Bernard Tapies Leben und jahrelangen Kampf gegen den Krebs nicht in Worte fassen. Mit exemplarischer Gelassen-, ja Heiterkeit liess der Gauner und Gaukler die Öffentlichkeit an sich teilhaben.

Der Showman mit der grossen Klappe war zunächst ein versierter Geschäftsmann, der marode Unternehmen aufkaufte und sanierte – Profiteur und Retter zugleich. In jungen Jahren erwarb er die Firma Look, die Skibindungen herstellt. Für seine Bio-Ladenkette La Vie Claire lancierte er ein Radsportteam. Es gelang ihm, Bernard Hinault, den mehrfachen Sieger der Tour de France, zu engagieren. Tapie inszenierte die Rivalität zwischen Hinault und dem Amerikaner Greg LeMond. Für La Vie Claire ersann er doppeldeutige Werbespots: «Wir verkaufen nur Produkte ohne Pestizide und Doping.»

Als er sich aus dem Radsport zurückzog, hatte er bereits in Marseille Fuss gefasst. In die Provence hatte ihn der sozialistische Staatspräsident François Mitterrand geschickt. Tapies Mission: Frankreich mit dem Unternehmertum versöhnen und den aufkommenden Jean-Marie Le Pen bekämpfen. Den Deal, der ihn zum Präsidenten des Fussballklubs Olympique Marseille machte, hatte Mitterrands Innenminister Gaston Defferre eingefädelt, Stadtpräsident seit mehr als dreissig Jahren und auf der Suche nach einem Kronprinzen. Unter Tapie, der Franz Beckenbauer als Trainer und Rudi Völler als Spie-

ler holte, gewann Marseille als erste – und bislang einzige – Mannschaft aus Frankreich den Europacup der Landesmeister. Tapie erfand die Rivalität zwischen Marseille und Paris SG und kaufte 1990 Adidas. Er wurde Abgeordneter in der Nationalversammlung und Minister.

Da er zu sehr verschuldet war, musste er Adidas wieder abtosseln. Erst später merkte er, dass er von der Bank Le Crédit Lyonnais über den Tisch gezogen worden war – noch immer beschäftigt der Streit die Gerichte. Fast gleichzeitig mit dem Adidas-Debakel kam es zur Bestechungsaffäre im unbedeutenden Spiel Marseille–Valenciennes. Fünf Monate lang sass Bernard Tapie im Gefängnis. Als Minister musste er zurücktreten. Stadtpräsident konnte er nicht mehr werden.

Er blieb eine umstrittene Figur. Schlagzeilen machten seine Prozesse und der Versuch, den Club Méditerranée zu kaufen. Mit seiner Krebserkrankung wurde er eine französische Legende. Auch sein Sterben nahm er sportlich: «Wer lebt, hat keine Angst vor dem Tod.» Die Fans von Olympique Marseille unterstützten ihn in seinem letzten Kampf mit mancherlei Aktionen. Zu Tausenden erweisen sie ihm im Stadion, wo eine Gedenkstätte errichtet worden ist, die letzte Ehre.

Noch immer gehört Bernard Tapie in Marseille die Zeitung *La Provence*. Sie sollte ihm zusammen mit dem Fussballklub den Weg ins Rathaus ebnen. Am Montag druckte Chefredaktor Giesbert die Frontseite in Schwarz: «Adieu Boss. Bernard Tapie (1943–2021)» *Jürg Altwegg*

Je älter Robert Haussmann wurde, desto gütiger lächelte er aus seinem runden Gesicht mit den grossen Ohren: Nehmt die Welt nicht ernster, als sie ist. Und er legte seine Augen in Fältchen.

Die Ausbildung an der Kunstgewerbeschule in Zürich hatte den Jüngling ins zeitgenössische Design getragen. Und man hatte Ambitionen in den fünfziger Jahren: Zusammen mit Peter Haussmann, Hans Eichenberger, Kurt Thut und Teo Jakob prägte er die Möbelentwürfe der Gruppe «Swiss Design» mit – elegantes Mobiliar fürs aufstrebende Bildungsbürgertum, ausgeführt in handwerklicher Perfektion. Stück um Stück wuchsen später Kollektionen für Wogg, Knoll, de Sede, Horgenglarus oder die Schreinerei Röthlisberger – «Erbstücke» hat er sie genannt. Raffiniert gedachte, verspielte und handwerklich perfekt gemachte Möbel für die kleine Serie, entworfen zusammen mit Trix Haussmann, seiner Frau und Arbeitsgefährtin für fast sechzig Jahre.

Ihr Atelier nannten sie «Allgemeine Entwurfsanstalt». Die beiden setzten Massstäbe in der Innenarchitektur. Die Bar in Zürichs «Kronenhalle» etwa – seit über einem halben Jahrhundert ist hier dieselbe dunkle, gediegene Höhle mit dem schweren Mobiliar, dem markanten Tresen, dem sanften Licht und dem grossartigen Wechsel vom Trubel der Rämistrasse in eine eigene Welt. Zahlreiche Ausstattungen von Galerien, Privathäusern, Läden folgten bis zum Meisterstück des Paares 1991 – der Neuerfindung des Bahnhofes am Beispiel des Zürcher Hauptbahnhofs. Sie haben dort zusammen mit Uli Huber, dem seinerzeitigen Chefarchitekten der SBB, ein neues Bild geprägt: Der Bahnhof ist ein sorgfältig gestalteter öffentlicher Raum für alle; er ist der Salon des Grossapparates Eisenbahn, er ist Pendlerpumpe, Drehscheibe, Kaufhaus und grosszügiger Stadtplatz. *Köbi Gantenbein*



Raffiniert gedacht: Haussmann.

Wie der Staat die Träume der Jungen zerstört

Die Immobilienpreisinflation wird durch Geldschwemme und Migrationspolitik bestimmt.



Junge Leute mit normalem Einkommen müssen den Traum vom Eigenheim oder von der Eigentumswohnung begraben. Sie klagen: Die Immobilienpreise seien in der Schweiz derart in die Höhe geklettert, dass es für die meisten Familien hoffnungslos sei, aus eigener Kraft mit Arbeit und Sparen zum eigenen Haus zu kommen. In vielen Medien wird das zum sozialpolitischen Thema gemacht: die chancenlose junge Generation, verurteilt zum Mieterschicksal.

«Schweizer Immo-Wahnsinn: Wer keine reichen Eltern hat, geht leer aus», titelt der *Blick*. Das Schweizer Radio spricht mit enttäuschten bis aufgebrachten jungen Paaren, die gerne ein Haus kaufen würden, denen aber das Geld nicht reicht, sich in der teuren Region niederzulassen, die ihr bevorzugter Ort wäre.

Das Bundesamt für Wohnungswesen befeuert die Kampagne: Nur knapp 40 Prozent wohnen in der Schweiz in den eigenen vier Wänden, weniger als in allen anderen europäischen Ländern. Immerhin habe sich diese Quote aber in ein paar Jahrzehnten um 10 Prozentpunkte verbessert.

Der Tonfall in Medien und Politik: Irgendwie muss doch der Staat helfen, den Jüngeren ähnliche Chancen zu ermöglichen, wie ihre Eltern sie hatten. Etwa Preisanstieg begrenzen, Sonderzonen mit billigeren Preisen definieren, den Grundstückserwerb für Ausländer einschränken, Finanzierungsregeln lockern usw.

Aber Achtung: Der Staat hat doch schon viel getan – und zwar genau in die Gegenrichtung: Er hat die Explosion der Immobilienpreise gefördert. Erstens haben die Notenbanken mit ihrer Geldschwemme die Zinsen gedrückt, ja eliminiert und damit den Investoren Anlage-

möglichkeiten weggenommen. Die Schweizerische Nationalbank macht mehr oder weniger mit. Mit dem Negativzins untergräbt sie unsere Wirtschafts- und Geldordnung. So fliessen enorme Summen von unproduktiv herumliegendem Geld in Anlagen, von denen sich die Investoren noch am ehesten Werthaltigkeit versprechen: Aktien und Immobilien, darüber hinaus Luxusgüter und Kunst. Die staatliche Geldschwemme verursacht in diesen Segmenten Inflation, da können die Jungen mit normalem Einkommen nicht mithalten. Sie werden ausgeschlossen.

Zweitens erhöht die Personenfreizügigkeit durch anhaltend hohe Zuwanderung aus dem Ausland die Nachfrage nach Wohnraum in allen Kategorien, damit die Knappheit und somit die Immobilienpreise. Die Branche freut es. Viele Immobilienhändler, die seit zwanzig Jahren von steigenden Bodenpreisen schwärmen und gut leben, loben den doppelten Superzyklus: angetrieben durch Zuwanderung und Zinszerfall.

Der Staat zählt also zu den Verursachern der Immobilienpreisinflation. Wenn er wirklich den Jungen helfen möchte, müsste er seine Überschwemmungs-Geldpolitik korrigieren und die Migration den gesellschaftlichen Bedürfnissen anpassen. Das ist aber nicht realistisch.

Die Stimmung erinnert ein wenig an die Politik in den USA, die um 2005 darauf abzielte, auch weniger Vermögenden Wohneigentum zugänglich zu machen. Aus sozialpolitischen Motiven gingen Hypotheken massenhaft an Leute, die sie dann nicht tragen konnten, was schliesslich zur Subprime-Immobilienkrise führte.

Und nun die Frage: Ist es so schlimm, wenn die Schweiz eine Eigentümerquote von knapp

40 Prozent hat? Wäre mehr wirklich besser? Das Gegenstück zum selbstgenutzten Wohneigentum ist die Miete. Mieterinnen und Mieter leben in der Schweiz besser als in den meisten anderen Ländern, die übertriebene Mieterschutzregeln haben und die Marktkräfte stärker einengen als die hiesigen Gesetze. In der Schweiz stellt der gut funktionierende Mietmarkt eine starke Alternative zum Wohneigentum dar.

Was steht im On-Prospekt?

Der Turnschuhkonzern Nike warnte kürzlich, Corona-bedingte Betriebsschliessungen und Ausfälle am Produktionsstandort Vietnam könnten das Weihnachtsgeschäft gefährden. Der Schweizer Konkurrent On produziert fast alles in Vietnam, und so versuchte die *Sonntagszeitung* die Nike-Warnung quasi auf On anzuwenden. Da On wegen börsenbedingter Schweigepflicht nichts sagte, griff der Redaktor auf eine Konserve zurück. Im Prospekt zum kürzlich erfolgten Börsengang von On sind gemäss US-Vorschriften nämlich alle denkbaren Risiken aufgelistet, auch bezüglich Betriebsausfall in Vietnam mit Folgen bis zum allfälligen Konkurs. So stand jetzt in der *Sonntagszeitung*, On drohe ein «drastischer Absturz», selbst das Wort Konkurs wurde verwendet – all das einfach aus dem Prospekt genommen. Der Konter von On erschien auf dem Schwester-Portal *20 Minuten*: Das erste Halbjahr sei stark gewesen, 85 Prozent Umsatzplus.

Es ist skurril: Die US-Aufsicht verlangt von den Firmen das Notieren aller möglichen Risiken, aber auf die Wirklichkeit anwenden lassen sich diese Rituale kaum.

LITERATUR UND KUNST

Jonathan Franzen
hat einmal mehr
einen grossen Roman
geschrieben.
Mark van Huisseling, Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber



Reise in die Täler des Seins.

Caspar Wolf, Unterer Grindelwaldgletscher, 1774 — Dann hielt ihn kaum mehr etwas im Flachland, bei den grünen Weiden und Hügeln im Bernischen und den Leben, die gemächlich zwischen ihren Rändern vor sich hintrieben wie kleine Flüsse, die keine Ahnung vom Meer haben. Die eindrucklichste, die erhabenste Schweiz begann für Caspar Wolf (1735–1783) dort, wo sie aufzuhören schien, wo sie nach dem Himmel griff und wie darüber hinaus manchmal. Wo sie ein unbewegtes und doch wogendes Meer aus Stein war und Fels und Eis und wild auch und von unvergänglicher Schönheit.

Er setzte sich hin und malte einen Gletscher, diesen Fluss aus Eis, der scheint wie der Saum

eines Hermelinmantels, der ächzt auf seiner nie zu Ende gehend scheinenden Reise in die Täler des Seins, der Flüsse speist und die Sehnsucht nach Schönheit und die Grösse des Menschen relativiert. Er sass da und dachte, er gäbe der Unendlichkeit ein Bild. Vielleicht fand er Trost in dieser Sichtbarkeit des selbstverständlichen Reichtums der Welt. Geld war Wolf stets so fern wie das nächste Edelweiss, und er starb wie ein Gletscher; langsam verarmte er, und bald war er vergessen.

Hundert Jahre noch, wenn wir Glück haben, werden wir ein Land mit Gletschern sein. Jedes Jahr ein wenig mehr werden wir sehen können durch Blicke ins Nichts, wo sie gelegen und ge-

flossen waren. Da wird dieses tote, dunkle Gestein sein, das sich breit in Felsen gefurcht hat und aussieht wie eine unschöne Mondlandschaft. Jedes Edelweiss in einem Felsspalt ist dann grösser als ein Gletscher.

Vielleicht sind die Berge und Gipfel dann ganz ohne den ewigen Schnee, sind nackt bis auf ein paar Tage im Jahr, in denen der Schnee fast schneller schmelzen wird, als er gefallen ist.

Wir werden weiterleben unten im Flachland, üppig vielleicht gar, unter Palmen möglicherweise, aber die Unendlichkeit über uns wird schmelzen – und ein Stück von uns ebenfalls.

Michael Bahnerth

Der Weg des Bruders

Der Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt widmet sich in seinem neuen Roman seinem verstorbenen Bruder Erich, der einst Hitler-Junge werden wollte.

Alfred Bodenheimer

Georges-Arthur Goldschmidt:
Der versperrte Weg. Roman des Bruders.
Wallstein. 111 S., Fr. 31.90

Was wäre aus ihm geworden, wenn er «Arier» gewesen wäre? Seiner Emigration verdankte er, nicht den falschen Weg eingeschlagen zu haben.» Die kurze Frage und die lapidar klingende Antwort im jüngsten Buch des inzwischen 93-jährigen Georges-Arthur Goldschmidt betreffen seinen 2011 verstorbenen Bruder Erich. Die beiden Sätze fassen *in nuce* das Leitthema von Goldschmidts Gesamtwerk zusammen: die komplexe Vermischung von äusseren Gegebenheiten und persönlichen Entscheidungen, die den Weg eines Menschen bestimmen.

Goldschmidt hat sie seit den achtziger Jahren immer wieder an seinem eigenen Schicksal durchexerziert: geboren 1928 als jüngstes von drei Kindern in eine gutbürgerliche protestantische Familie mit jüdischem Hintergrund in Reinbek bei Hamburg. Im Dritten Reich wird der Vater aufgrund der «rassischen» Herkunft seiner Stelle als Richter enthoben, und als sich die Situation der Judenverfolgung weiter zuspitzt, werden Jürgen-Arthur (wie der Junge damals heisst) und sein vier Jahre älterer Bruder Erich im Frühjahr 1939 nach Italien zu Freunden geschickt, später gelangen sie in ein Internat in den französischen Alpen, wo sie, längere Zeit unentdeckt von den Schergen des Vichy-Regimes und später von jenen der Nationalsozialisten, überleben können.

Schmerz der Trennung

Zwischenzeitlich muss Georges-Arthur 1944 bei Bauern versteckt werden, weil die Gestapo aufgrund einer Denunziation auf die Spur der jüdischen Jungen gekommen ist; zuletzt aber gelingt die Rettung.

Als er längst ein in Frankreich bekannter Übersetzer deutscher Literatur und Philosophie und Kulturvermittler zwischen den beiden Sprachgemeinschaften war, begann Goldschmidt seine Vergangenheit literarisch aufzuarbeiten. In den

daraus hervorgegangenen Büchern geht es fast durchgehend um die Kindheit und Jugend, jenen Zeitraum, der aus dem entwurzelt, sich selbst durch sein plötzlich ins Leben eintretende Judentum entfremdeten Erzähler, unter zeitweiliger Todesgefahr, einen ganz anderen Menschen macht. Immer wieder kreisen die Werke vor allem um die ersten zwei Lebensjahrzehnte, den Weg aus der bald nur noch scheinbaren, allenfalls von einer leicht neurotischen Mutter überschatteten Geborgenheit in Deutschland, um den Schmerz der Trennung von den Eltern und schliesslich vor allem um die Internatserfahrung, einhergehend mit dem Erwachen der Sexualität.

Homoerotik, sexuelle Unterwerfung und der Teufelskreis von Selbstbefriedigung und der als Strafe dafür verabreichten, als sexuelles Stimulans erlebten Züchtigungen durch die Anstaltsleiterin, die Vermischung der Schuldgefühle für unangemessenes sexuelles Verhalten und für das als fremdartiges, dem Jungen unverständliches Stigma erlebte Judentum prägen sich Leserinnen und Lesern von Goldschmidts Büchern ein.

Dabei nutzt Goldschmidt fast durchwegs literarische Gattungsbegriffe und ein Beschreiben des Protagonisten in der dritten Person, um die Möglichkeit einer Grunddistanz zum Beschriebenen zu wahren. In der Regel gibt Gold-

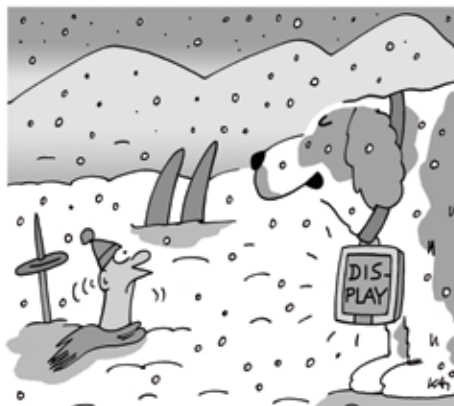
schmidt seinen Büchern die Bezeichnung Erzählung bei, so etwa bei «Ein Garten in Deutschland» (1988), «Die Absonderung» (1991), «Der unterbrochene Wald» (1992) oder «Die Aussetzung» (1996), oder er nennt sie Essay wie «Der bestrafte Narziss» (1990). Auch die Beschreibung des Besuchs in der Geburtsheimat Reinbek, «Ein Wiederkommen» (2011), ist in der Form der Erzählung gehalten.

Diese Gattungszuordnung suggeriert bei aller maximalen Offenheit der autobiografischen Bücher einen Anteil von Fiktionalität. Damit ermöglicht sie einen minimalen Selbstschutz des sich nicht selten bis zur förmlichen Selbstentblössung öffnenden empirischen Autors. Mit dem neusten Werk «Der versperrte Weg. Roman des Bruders» verhält es sich ähnlich und doch auch wieder etwas anders.

Flucht und Eingliederung

Anlass zu diesem Buch, so heisst es in einer Nachbemerkung, war eine Frage des Verlegers Thedel von Wallmoden – dessen Wallstein-Verlag Goldschmidts Bücher seit dem Ende des Zürcher Ammann-Verlags publiziert –, was aus dem in den früheren Werken gelegentlich, später kaum mehr erwähnten älteren Bruder geworden sei. Goldschmidts Antwort auf diese Frage (die nur auf der Rückseite des Schutzumschlags erscheint), «durch meine Erscheinung auf dieser Welt habe ich sein Leben zerstört», erscheint etwas gar selbstbezogen. Denn mag auch, wie oft bei der Geburt nachgeborener Geschwister, durch Jürgen-Arthurs Geburt die Aufmerksamkeit der Eltern teilweise dem älteren Bruder entzogen worden sein – gemessen an den Einschnitten, die Ausgrenzung, Flucht und Eingliederung in der neuen Heimat Frankreich auch für den Bruder bedeutet haben, erscheint diese familiäre Kränkung ephemer.

Zugleich wirkt die Differenz, die Alter und Charakter zwischen diesen beiden Brüdern erzeugt haben, beeindruckend. Erich ist, noch in Deutschland, alt genug, um darunter zu leiden, kein Hitlerjunge werden zu dürfen – das Leiden der Jungen wird später zur moralischen Rettung des Erwachsenen. Er steht Jürgen-Arthur distan-



«Wenn Sie bitte hier auf der Touch-Screen Ihre Daten eingeben wollen...»



Diffuse Schuldgefühle: Georges-Arthur (l.) und Erich Goldschmidt in Italien, 1938.

ziert gegenüber und verfolgt seine eigenen Ziele akkurat, die schulischen ebenso wie die weltanschaulichen, nachdem er, über Deutschlands Verhalten entsetzt, vom deutschen zum glühenden französischen Patrioten geworden ist. «In ihm war ein senkrechtes Brett festgenagelt, alles war von erstaunlicher Genauigkeit.»

Aktivität in der Résistance

Dies im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder, der sich im Rückblick als kindisch, triebgesteuert und undiszipliniert beschreibt. Selten, aber in entscheidenden Augenblicken überwindet bei Erich das Emotionale die Distanz, etwa, als beide sich, gewarnt vor einer deutschen Razzia im Internat, kurzfristig an einem anderen Ort verstecken müssen. «Er drehte sich diesmal aber ständig um, um nachzusehen, ob der Bruder auch mitkam, denn er war voll Sorge und Liebe für ihn.»

Die Form des Romans ermöglicht es Goldschmidt, den Weg des Bruders, zuweilen auch dessen Empfindungen, nachzuzeichnen, obwohl ihre Beziehung keineswegs eng gewesen zu sein scheint. Zwischen 1947 und Ende der siebziger Jahre sahen sie sich über dreissig Jahre lang nicht, teilweise wohl, weil Erich, nach sei-

Bei allen drastischen Unterschieden der Lebenswege finden die Schicksale der Brüder zusammen.

ner Aktivität in der Résistance und in der französischen Division der US-Armee, in der Fremdenlegion diente und auf diesem Umweg dann zu einer Offizierskarriere in der französischen Armee gelangte.

Dieser Weg ist, wie Georges-Arthur es beschreibt, einer, der ihn möglichst weit weg von

seiner deutschen, aber auch von seiner jüdischen Herkunft wegführen soll. «Auf keinen Fall wollte er zu diesem miserablen Bettlervolk der Emigrierten gehören, die man so oft an irgendwelchen Ministerien oder Konsulaten Schlange stehen sah, in verbrauchten Kleidern, die nie richtig saßen, die schon andere getragen hatten und die nach Wohlfahrt aussahen.» Was bei Georges-Arthur zum Anlass von diffusen Schuldgefühlen wird, die einmal aufoktroierte Zugehörigkeit zu den Verfolgten, wird für Erich zum Fluchtpunkt seiner Existenz.

Nachgetragene Annäherung

Über die Biografie und das Psychogramm des Bruders, aber auch über die literarisch angelegte Struktur des schmalen Buches hinaus geht Goldschmidt an jener Stelle, wo er über Erichs Beteiligung am «extrem rechts orientierten Staatsstreich» französischer Offiziere gegen Präsident Charles de Gaulles Rückzugspläne aus Algerien 1961 berichtet – was seine Karriere hemmt, aber nicht zum Ausschluss aus der Armee oder gar zur Strafverfolgung führt. Erich habe, so sein Bruder im Rückblick, «noch ganz naiv an den historischen Zivilisationsauftrag Frankreichs» geglaubt.

Die Fortsetzung liest sich dann aber erstaunlich, als Ausbruch beinahe aus dem Gedankenkosmos des Autors: «Er hatte aber auch rasch verstanden, dass der Islam nichts anderes als Gehorsam und Fanatismus war, dass er zu jeder zivilisatorischen Entwicklung unfähig war, eine versteinerte Kultur ohne Geschichte – Algerien würde bis ans Ende der Zeiten, trotz allen Reichtums, ein Land der Willkür bleiben.» Ob das tatsächlich die Gedanken des Bruders vor sechzig Jahren wiedergibt, oder ob es das heutige Fazit Goldschmidts ist, lässt sich kaum ermitteln. Interessant ist jedenfalls, dass diese Passage, die einem in Deutschland schreibenden Autor als politischer Ausrutscher angekreidet würde, bei einem französisch sozialisierten Intellektuellen (auch wenn er hier auf Deutsch schreibt) viel eher in das Denken frankophoner liberaler algerischer Schriftsteller wie Boualem Sansal eingereiht werden dürfte.

Nie verschwindet das Momentum der gegenseitigen Entfremdung zwischen Autor und Protagonist ganz aus diesem Buch, das dennoch als nachgetragene Annäherung gelesen werden kann, als Versuch Goldschmidts auch, einmal die Flucht- und Überlebensgeschichte, deren Etappen, Perspektiven und Auswirkungen er so viele Bücher gewidmet hat, mit neuem Fokus zu lesen. Letztlich wird dieses einst quälende und später rettende Geheimnis, kein «Arier» gewesen zu sein, zum übermächtigen, jeden Schritt in Erichs Leben determinierenden Element – und gerade darin, bei allen drastischen Unterschieden, die die Lebenswege der beiden Brüder ausgezeichnet haben, finden ihre Schicksale zusammen.

Am Scheideweg

Mark van Huissingling

Jonathan Franzen: Crossroads.
Aus dem Amerikanischen von Bettina
Abarbanell. Rowohlt. 832 S., Fr. 39.90

Einmal hat er ihn bereits geschrieben, den grossen amerikanischen Roman. Und jetzt ein zweites Mal: «Crossroads», der bisher sechste Türstopper von Jonathan Franzen, erscheint dieser Tage in zehn Sprachregionen gleichzeitig, auch in einer deutschen Übersetzung. Es ist wieder ein episches Werk, ein echter Franzen, die Great (oder wenigstens *another*) American Novel.

Sein erstes Buch, das diese Bezeichnung von Kritikern fast auf der ganzen Welt bekam, hiess «Die Korrekturen»; es erschien vor zwanzig Jahren, hatte 650 Seiten. Und auch inhaltlich kommt sein neuestes diesem am nächsten: In «Crossroads» geht es ebenfalls um eine Familie. Der 62-Jährige begibt sich erneut auf das naheliegendste und zugleich weiteste Feld, das ein Schriftsteller betreten kann.

Die Familie, das sind die Hildebrandts aus dem erfundenen Chicagoer Vorort mit Namen New Prospect – nahe beim Vorort von St. Louis, wo der Autor in den frühen 1970er Jahren aufwuchs. Weit weg ist Krieg, etwas weniger weit weg kämpften und kämpfen Amerikaner für mehr Bürgerrechte ihrer schwarzen Landsleute.

Doch das sind Nebenschauplätze, die *center stage* bespielen Vater Russ, ein protestantischer Gemeindepfarrer, Marion, Hausfrau und Mutter (oder umgekehrt), sowie die vier Kinder. Kleine Leben auf den ersten Blick, aber nur auf diesen. Der älteste Sohn ist ein zweifelnder Vielwischer, der sich für den Vietnam-Einsatz zur Verfügung stellt. Die Tochter, eine allseits beliebte Teenage-Queen/Cheerleaderin ohne Fehl und Tadel, spannt dennoch einer musisch begabten Mitschülerin den Bandleader-Freund aus. Und der zweitjüngste Sohn ist hochbegabt plus überempfindsam, nebenbei aber der Schul- und Pfarrhaus-Drogendealer.

Auch die Eltern schleppen mehr oder weniger schlecht gehütete Geheimnisse mit sich herum. Hochwürden, wie der Dealer-Sohn den Vater nennt, begehrt seine übergewichtige Angetraute nicht mehr. Stattdessen lechzt er nach der jungen Witwe, die sich in seiner Gruppe für den guten Zweck engagiert. Mutter Marion wiederum, einst ein sehr sexuelles Wesen – doch das war vor einer Abtreibung und einem Nervenzusammenbruch mit anschliessendem Aufenthalt in einer geschlossenen Anstalt und einem schrecklichen Handel, den sie eingehen musste –, lässt sich heimlich psychologisch betreuen.



Glück gefunden: Starautor Franzen.

Neu ist das alles nicht. Verschiedene grosse Geister beschrieben schon, wie schrecklich nette Familien sein können – und wie belastend und kompliziert die Beziehungen zwischen deren Mitgliedern. Leo Tolstoi war kaum der Erste, der erkannte, dass jede unglückliche Familie auf ihre eigene Art unglücklich sei, wenn er auch als früher Chronist dieses Unglücks herausragt.

«Absurde Ambition»

Franzen hat angekündigt, er lasse es nicht bei einem dicken Band «Crossroads» bewenden, sein neuestes Buch sei der erste Teil einer Hildebrandt-Trilogie. Und er hat, einmal mehr, ein gutes Buch geschrieben, ein grosses sogar. Das verbreiten nicht bloss seine Verleger, sondern auch Journalisten, die sich nicht an die Sperrfrist halten. Ein Rezensent wertet im *Wall Street Journal* etwa «Crossroads» als Ode an Franzens Mutter. Und dass der Autor die Intellektualität, die ihm der Vater eingetrichtert habe, überwinde, um die von der Mutter mitbekommene

Empathie zuzulassen, sei ein «Sprung nach vorne auf seiner Schriftstellerlaufbahn». Kann sein. Doch produzierte dieser Sprung auch ein bedeutendes, wichtiges Werk? Misst man es an seinen beiden davor erschienenen Romanen «Unschuld» (2015) respektive «Freiheit» (2010), ist die Antwort leider nein. In «Freiheit» ging es um die Herausforderungen des Bevölkerungswachstums, ökologische Schäden sowie internationalen Waffenhandel. Die Rahmenhandlung von «Unschuld» erstreckte sich über drei Kontinente und Jahrzehnte, eine Figur erinnerte an Julian Assange, und es kam eine junge Frau aus der Hacker- und Hausbesetzergemeinde der kalifornischen Bay Area vor.

In einem Gespräch mit Franzen vor vier Jahren sagte ich ihm, dass, in meinen Augen, seine besten Bücher die soziale Realität beschrieben. Worauf er erwiderte: «Mir ist bewusst, dass meine Romane, vor allem in Europa, als Abbildung des Zeitgeschehens gelesen werden.» Doch das sei nicht der Grund, weshalb er sie schreibe. «Ich

glaube nicht, dass viele Leute einen Roman lesen, um etwas über das Zeitgeschehen zu lernen.» Ob Literatur denn nicht den Anspruch haben dürfe, etwas über die Gegenwart auszusagen, wollte ich wissen. «Den Anspruch mögen manche ja haben, aber er ist natürlich eine absurde Ambition», sagte er.

Mittlerweile glaube ich den Grund zu kennen, weshalb er sich damals so äusserte – «Crossroads» sei Dank. Franzen wollte für das Buch, an dem er sass, als wir sprachen, nicht wieder recherchieren wie ein Journalist oder Essayist (als solcher stellt er sich ebenfalls vor). Sondern wie der Romancier, der er in erster Linie ist, in seine eigene Geschichte eintauchen.

«Crossroads» sei ein Werk, wird Franzen im *Wall Street Journal* wiedergegeben, das seiner Mutter gefallen hätte (sie ist vor zwanzig Jahren verstorben). Weil er darin nett zu seinen Figuren ist. Sie pflegt. Und diese folglich ebenfalls anständig durch ihr Leben gehen. So wie er, Franzen, seinen Weg im Leben gefunden habe, seit er mit seiner heutigen Partnerin zusammen sei, in Kalifornien wohne und Vögel beobachte.

Er habe gar das Glück gefunden, sagte er mir. Also, schlussfolgern wir, schreibt er gute Bücher. Wenn auch vielleicht nicht mehr ganz so bedeutende und wichtige.

Hopi-Indianer mit Bullshit-Bremse

Wolfgang Koydl

Harald Haarmann: Die seltsamsten Sprachen der Welt. Von Klicklauten und hundert Arten, ich zu sagen. C. H. Beck. 206 S., Fr. 28.90

Das sollte man sich vielleicht merken, wenn man das nächste Mal mit einer hübschen Finnin flirtet: Sie und ihre Landsleute können nicht nein sagen. Das Wort gibt es nicht in ihrer Sprache. Dafür haben die Khmer unzählige Möglichkeiten, von sich selbst zu reden. Martin Luther wiederum verdanken Deutschsprechende nicht nur ihre Hochsprache, sondern leider auch die Angewohnheit zu undurchdringlichen, bandwurmlangen Schachtelsätzen, bei denen das alles erlösende Verb erst ganz am Ende auftaucht.

Stummes Geisterfahrer-H

Die Sprachen der Welt sind beinahe so vielfältig wie Fauna und Flora des Planeten. Die einen haben bis zu zwei Dutzend Fälle, die anderen verzichten auf fundamentale Hilfsverben wie «sein» und «haben». Einige verlangen von ihren Sprechern, in verschiedenen Tonhöhen zu singen wie ein Koloratursopran, andere erfordern Klicks tief im Kehlkopf. Man muss noch nicht einmal in

exotische Bereiche abschweifen: Warum nur hat das Französische das in der gesprochenen Sprache stets stumme Geisterfahrer-H im Schriftlichen behalten?

Harald Haarmann ist diesen und vielen anderen spannenden Fragen nachgegangen. Gegen 7000 Sprachen werden noch gesprochen auf der Welt (die Zahl schrumpft ständig), und der Sprachwissenschaftler stellt 49 davon mit ihren teils fantastischen, teils skurrilen Eigenheiten vor: antike und aktuelle, fremde und vertraute.

Aber Vorsicht: Dies ist ein Buch für Hardcore-Sprachenliebhaber, denn Haarmann ver-

Die Sprachen der Welt sind beinahe so vielfältig wie Fauna und Flora des Planeten.

zichtet nicht auf Fachausdrücke. Sagen wir es so: Es hilft dem Lesefluss, wenn man Begriffe wie Nominalreflexion, Konditional oder Agglutinierung nicht googeln muss. Dann aber ist die Lektüre ein reines Vergnügen und oben-drein ein Lernerlebnis.

Sprachen sagen viel darüber aus, wie ihre Sprecher die Welt sehen. Lange nahm man beispielsweise an, dass die Hopi-Indianer keine Zeiten kennen. Den Fehler machten die europäisch geprägten Forscher, die übersahen, dass die Hopi nicht zwischen Vergangenheit und Zukunft unterscheiden, sondern zwischen Zukunft und Nichtzukunft. Bei Letzterer kommt als zusätzlicher grammatischer Marker hinzu, ob der Sprecher ein Erlebnis selbst erlebt oder nur davon erfahren hat.

Grosser Bär erlegt den Wolf

Diese, nennen wir es Bullshit-Bremse, kennen auch andere nordamerikanische Indianersprachen, aber auch das Mongolische. Es muss strikt unterschieden werden, ob der Redende



erlegt hat, oder ob er nur davon gehört hat. Wie schwer täten sich Fake News, gäbe es eine derartige Spezialisierung auch in weiter verbreiteten Idiomen.

Andere Sprachen wurden durch die Geografie geprägt. Nehmen wir einfache Demonstrativpronomen. Im Deutschen reichen uns davon zwei: dieser und jener. Das Spanische kennt schon drei, je nachdem wie weit entfernt sich die Person, der Gegenstand befinden: *este, ese, aquel*. Die Samen in Nordnorwegen kommen bereits auf vier: *dat* – dieser, *diet* – der da, *duot* – der dort, und *dot* – jener dort drüben.

Hurra für Gender-Freaks

Doch das verblasst gegenüber dem sprachlichen Koordinatensystem, das sibirische Eskimosprachen angelegt haben, etwa auf der Tschukotka-Halbinsel im äussersten Osten Russlands. Dort wird nicht nur zwischen horizontaler und vertikaler Distanz unterschieden, sondern es fliessen auch andere Parameter ein: Ist das Objekt sichtbar oder unsichtbar, bestimmt oder unbestimmt, bekannt oder unbekannt, habe ich es erst jetzt oder schon früher gesehen, bewegt es sich, oder bleibt es still? Sprachforscher glauben, dass dieses komplexe System notwendig war, um bei der Robbenjagd in der konturlosen, polaren Eiswüste präzise Standpunktangaben machen zu können.

Haarmann beschreibt auch ausgestorbene Sprachen: Hethitisch – die älteste multikulturelle Sprache der Welt –, das fast ganz ohne eigene Erbwörter auskam und den Wortschatz anderen Idiomen entlieh; Sumerisch – ein Hurra für alle Gender-Freaks –, das eine eigene Frauensprache hatte; und Hebräisch und seine wundersame Auferstehung im 20. Jahrhundert in Palästina.

Er ist nicht minder fasziniert von Kunstsprachen wie Esperanto: «La sola lingvo, kiun ciu komprenas.» Stimmt. Einen besonderen Platz nimmt Klingonisch ein, eigens geschaffen vom Sprachwissenschaftler Marc Okrand für die Filmserie «Star Trek». Sogar einige Klassiker der Erdliteratur wurden für Mister Spock übersetzt. Das bekannteste Hamlet-Zitat etwa liest sich auf Klingonisch so: «taH pagh taHbè. DaH mułlheghvam vIqelnIS.» Es soll Menschen auf Terra geben, die dies tatsächlich verstehen. Die Zahl der Klingonisch-Sprecher wird auf ein paar tausend geschätzt.

Warum also können Finnen nicht nein, Khmer aber so vielfältig «ich» sagen, und was hat Luther mit dem unverständlichen Bürokratendeutsch im letzten Schreiben des Finanzamts zu tun? Nun, leider reicht hier der Platz nicht, um diese Fragen zu beantworten. Die Auflösung dieser und vieler anderer Fragen, von denen man gar nicht wusste, dass man sie hatte, finden sich aber in Harald Haarmanns lehrreichem und unterhaltendem Buch.

Ansichten eines selbstverliebten Katers

Thomas Bodmer

Michael Köhlmeier: Matou.
Hanser. 960 S., Fr. 47.90

Stellen Sie sich vor, Sie sollen jetzt dann gleich guillotiniert werden. Da richtet sich unten bei den Zuschauern Ihr eigener Hauskater plötzlich auf und ruft mit Menschenstimme: «Erkennst du mich?» Würde Sie das trösten?

Matou, Kater des französischen Revolutionärs Camille Desmoulins, sieht das so, und er fährt fort: «Vielleicht wäre es auch für Danton eine innere Aufrichtung gewesen, mich unten vor dem Schafott zu sehen.» Danton hat er immer gemocht, denn der brachte ihm gern Rinderaugen mit, die der Kater dann knurrend und fauchend durch Desmoulins' Wohnung rollte. Noch ahnte niemand, dass das Tier des Sprechens, Schreibens und Denkens fähig sein würde.

Matou ist der Ich-Erzähler des gleichnamigen Romans von Michael Köhlmeier, dem wir so epochale Werke wie «Abendland» verdanken. Und da Matou ein Kater ist, besitzt er sieben Leben, die bis in unsere Zeit führen und die er uns auf 955 Seiten selbstverliebt erzählt. Nein, kurz fassen mag sich Matou nicht, er liebt Aufzählungen und Wiederholungen, ausserdem verfällt er auch öfter mal ins Reimen und besonders gern ins Philosophieren.

Matou wird im Lauf der Zeit E. T. A. Hoffmann gehören, Andy Warhol, mit Rotpeter, dem Menschenaffen aus Franz Kafkas «Bericht für eine Akademie», konversieren, sich auf der Insel Hydra zum Diktator aufschwingen und im Kongo die belgischen Kolonisatoren das Fürchten lehren. Dazwischen kommt er immer wieder ins Katzenjenseits, genannt «das Weggemachte», weil «was im Diesseits gezwickelt, gezwackt, gejuckt und gezuckt hat, dort weggemacht ist». Empfangen wird er im Weggemachten immer vom «alten munkelbraunen Kater mit den hundert Schnurrhaaren wie ein Strahlenkranz um seine Lippen», und weil Matou diese Formulierung so schön findet, wiederholt er sie jedes Mal, wenn der «munkelbraune» Kater vorkommt, und den Leser beschleicht das Gefühl, nicht nur der Kater sei selbstverliebt, sondern auch dessen Erfinder.

Was den Unmut steigert: Obschon das Buch so dick ist, erfahren wir beispielsweise über Desmoulins nichts, was so nicht schon bei Georg Büchner in «Dantons Tod» oder in Hilary Mantels Roman über die Französische Revolution, «Brüder», zu lesen wäre. Insofern ist Köhlmeiers Katzenroman das Gegenteil seiner «Idylle mit ertrinkendem Hund»: Das 2008 erschienene Buch umfasst nur 109 Seiten, aber die gehen einem durch und durch.



Exkurse in die Abgründe der menschlichen Seele: Grossman in Schwerin, 1945.

«Bürde der Klarsicht»

René Zeyer

Wassili Grossman: Leben und Schicksal.
Aus dem Russischen von Annelore Nitschke,
Madeleine Ballestrem, Arkadi Dorfmann,
Elisabeth Markstein. Ullstein Taschenbuch,
Neuaufgabe 2020. 1088 S., Fr. 31.90

«Stalingrad», der Kern des Epos von Grossman über das Leben und Sterben im Zweiten Weltkrieg. Über das Trauma des gewonnenen Kriegs gegen den Hitler-Faschismus – trotz und wegen Stalin. Über die Liquidierung aller Ideale der Oktoberrevolution. Nicht nur im Titel angelehnt an «Krieg und Frieden» von Tolstoi, nicht nur im Umfang von über tausend Seiten ihm ebenbürtig. Dabei moderner, nüchterner, klarer. Aber genauso von tiefstem Humanismus geprägt.

Grossman war in der Sowjetunion damals sehr populär, als Korrespondent der Armeezeitung *Roter Stern* berichtete er von der Front aus Stalingrad. Deshalb konnte sein Roman «Für die gerechte Sache» 1952, noch zu Lebzeiten Stalins, erscheinen. Bis 1960 arbeitete er am Folgebild «Leben und Schicksal». Wie Tolstoi wollte er darin ein Sittenbild Russlands liefern, aber ohne moralisierenden Ansatz, mit der «Bürde der Klarsicht».

Reiner Zufall, dass der Jude Grossman die stalinistischen Säuberungen überlebte. Er

hatte die «Hölle von Treblinka» gesehen und beschrieben, als die Rote Armee das KZ befreite. Er wollte mit Ilja Ehrenburg zusammen ein Schwarzbuch über die Verfolgung und Ermordung der Juden in der UdSSR herausgeben. Das Buch wurde verboten, es passte nicht zu den zunehmend antisemitischen Wahnvorstellungen Stalins.

Nachdem Grossman das Manuskript seines Opus magnum der sowjetischen Literaturbürokratie angeboten hatte, wurde sein Werk 1960 «verhaftet». Der KGB beschlagnahmte alle Kopien, selbst die Farbbänder der Schreibmaschinen, mit denen es getippt worden war. 1962 wandte sich Grossman an den damaligen Parteichef Nikita Chruschtschow: «Ich bitte Sie: Geben Sie meinem Buch die Freiheit wieder.» Das erlebte Grossman nicht mehr.

Als er 1964 starb, wusste er nicht, ob sein Meisterwerk jemals mehr als drei, vier Leser finden würde. Inzwischen sind es ein paar mehr geworden, aber bei weitem nicht so viele, wie es verdiente. Erst 1980 wurde eine letzte Kopie in den Westen geschmuggelt und in der Schweiz veröffentlicht.

Welch ein Aufschrei

Wer Grossmans letztes Werk, «Alles fliesst» (Ullstein, 2010), liest, versteht den Satz von Franz Kafka: «Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.» Als Rahmenhandlung beschreibt er die Rückkehr eines Gulag-Sträflings nach dreissig Jahren Verbannung. Es ist die wohl schmerzlichste, weil mitfühlende



führen können. Die Freiheit ist ja das Leben, und Stalin mordete das Leben, indem er die Freiheit überwand.»

Dem menschenverachtenden System Stalins setzt Grossman sein Bekenntnis entgegen: «Die Freiheit des Menschen steht über allem. Nicht alles Wirkliche ist vernünftig. Alles Unmenschliche ist sinn- und nutzlos!» Aber er lässt auch die Gegenrede zu: «Das ist nur ein tröstlicher Betrug, denn die Geschichte des Lebens ist die Geschichte der unbezwingbaren Gewalt, sie ist ewig und unausrottbar, sie verwandelt sich, aber sie verschwindet nicht und wird nicht weniger.»

Kein Wunder, konnte dieses Werk erst 1989 erscheinen. Denn wer hätte es gewagt, so über Stalin zu urteilen: «Er rückte dem postrevolutionären, postleninschen Russland den Kopf zurecht und verteilte Ohringe an die Gesinnungsschwestern; wem keine Ohringe zu-

Brillieren Sie mit oberflächlichen Glanztaten...

und zutiefst von Humanismus geprägte Abrechnung mit der russischen Revolution, mit Lenin, Stalin, mit der Vernichtung der Kulaken, mit Spitzelsystemen, Denunziantentum und der Perversion aller ursprünglich edlen Absichten.

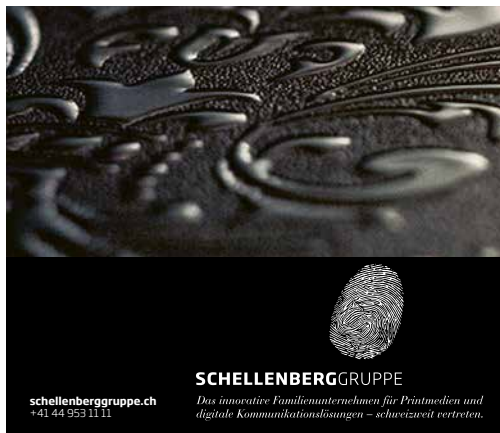
Die Kapitel sind Exkurse in die Tiefen, Abgründe der menschlichen Seele, des russischen Wesens, dessen Versklavung durch tausend Jahre Leibeigenschaft. Sie sind so schrecklich, weil sie Anteil nehmen: «Wir wollen nicht voreilig über diesen Denunzianten urteilen, sondern ernsthaft über ihn nachdenken.»

Welch ein Aufschrei: «Die Natur des Menschen! Sie ist es, die diesen Haufen Lügen, Gemeinheit, Feigheit und Schwachheit hervorbringt. Aber sie bringt ja auch das Gute und

«Wem keine Ohringe zustanden, dem riss er sie mitsamt Ohren oder dem Kopf ab.»

Reine hervor. Die Denunzianten und Spitzel haben alle möglichen Tugenden, lasst sie nach Hause gehen – und doch sind sie widerlich abstossend.»

Grossman wagt eine schonungslose Analyse von Lenin und von dessen Wiedergänger, Widerpart, aber auch Nachfolger und Vollender Stalin. «Wie Zauberei verwandeln Gewalt und Verbot das Gute im Menschen unweigerlich in das Böse. Es war eine Offensive gewesen, die man nur mit viel Blutvergiessen hatte zum Sieg



standen, dem riss er sie mitsamt Ohren oder dem Kopf ab.»

Trost vermag Grossman nicht zu spenden, hat er selbst nicht erleben dürfen: «Über den Henker gibt es nur ein Urteil – er betrachtet sein Opfer nicht als Menschen und hört selbst auf, ein Mensch zu sein, er richtet den Menschen in sich selbst hin, er ist sein eigener Henker, der Hingerichtete aber bleibt für alle Zeiten ein Mensch, wie auch immer er getötet worden ist.» Nur der Ermordete bleibt Mensch, sein Wunsch nach Freiheit zerschellt an der Gewalt, der einzigen geschichtlichen Konstante.

Sind wir Heutigen Privilegierte, solche Einsichten lesen zu dürfen? Oder wanken wir unter der Bürde dieser Klarsicht, macht sie das gefrorene Meer in uns sichtbar? Diese beiden Bücher verdienen und brauchen starke Leser.

Die Sprache Das Bedürfnis

Es gibt ein Geschäft, mit dem wir alle zu tun haben: das Verdauungsgeschäft. Dann ziehen wir uns zurück und erleichtern uns, verrichten die Notdurft. Retirade (von französisch *se retirer*, sich zurückziehen) ist heute ein veraltetes Wort für Ankleidezimmer, im 18. Jahrhundert ging man dort auf die Toilette, *la toilette*, was wiederum ein Ankleidezimmer der Hofdamen war. Nicht wenige, insbesondere kreative Menschen behaupten ja, dort die besten Ideen zu haben. Peter Handke hat dem stillen Örtchen ein ganzes Buch gewidmet («Versuch über den Stillen Ort»), darin beschreibt er, wo überall er in der Welt schon gekackt hat. Halt, ein Nobelpreis träger kackt nicht, er defäkiert und meditiert.

So diskret wie heute auf dem Lokus wurde früher das Geschäft, ob klein oder gross, nicht abgewickelt. Auf mehrplätzigen Toiletten wurden in der Antike Latrinenparolen weitergereicht, heute würde man von Fake News sprechen. Latrine hat mit dem lateinischen *lavare* (sich waschen, baden) zu tun; man sieht es dem Lavabo heute noch an. Vor der Erfindung des WCs (*water closet*) im 19. Jahrhundert wurden Nachttöpfe benutzt. Diese wurden in den Strassen entleert. Um 1500 gab es in München eine Verordnung, nach der die Nachttopf-Haufen von der Strasse zu entfernen seien. Heute sind es die Hundehäufchen. Nichts Neues unter der Sonne. In grösseren Städten boten im 18. und 19. Jahrhundert mobile Abtrittanbieter unter einem Umhang Holzeimer an, in die man seine Notdurft verrichten konnte.

«Scheisse» – das französische *merde* tönt gleich viel freundlicher – ist eines der am häufigsten gebrauchten Fluchwörter. Wird jemand beschissen, ist die Kacke am Dampfen, und die Scheisse steht ihm möglicherweise bis zum Hals. Etwas gehobener: Er wurde durch den Kot gezogen. Ein Kotflügel verhindert das Aufspritzen von Dreck. In der Arztpraxis reden wir aber weder von Scheisse noch von Kot, sondern von Stuhlgang (eigentlich: der Gang zum Nachtstuhl).

Auf geht's zum Verdauungsfinale. Ob es Luther gesagt hat oder nicht: «Aus einem verzagten Arsch kommt kein fröhlicher Furz.»

Max Wey

James Bond und die Frauen

007 war mal eine Pop-Mixtur-Ikone aus Casanova, Sherlock Holmes und Don Juan. Was ist passiert?

Wolfram Knorr

No Time to Die (UK/USA, 2021)

Regie: Cary Joji Fukunaga. Mit Daniel Craig, Léa Seydoux, Ralph Fiennes, Rami Malek.

CIA-Agentin Paloma (Ana de Armas) trägt ein Abendkleid mit einem Décolleté so schwindelerregend tief wie ein Gedanke Platons, bittet Bond in einen dunklen Raum und öffnet ihm das Hemd. «Sollten wir uns nicht erst ein wenig kennenlernen?», fragt er. Sie schüttelt lächelnd den Kopf, greift nach einem Smoking mit Fliege, der hinter ihr an einem Bügel hängt, und befiehlt: «Anziehen!»

In Berufs-Outfits schreiten Paloma und James Bond (Daniel Craig) in die kubanische Bar, bestellen Martinis. Danach macht er ein Gesicht, als werde nicht sein Getränk, sondern er geschüttelt: Den Martini hat sie schon gekippt und einen zweiten bestellt, da hat er gerade mal den ersten Schluck genommen. Beim darauffolgenden Action-Kracher stiehlt sie ihm dann auch noch die Show. Später hilft ihm eine schwarze Lady mit ihrem Motorrad aus der Patsche. «Legen Sie Ihre Arme um meine Hüfte», rät sie ihm bei der wilden Fahrt. Als sie sich als Nomi (Lashana Lynch), seine Nachfolgerin 007, vorstellt, gibt sie ihm einen weiteren Tipp: Sollte er ihr dumm kommen, werde sie ihm ins Knie schießen, «und zwar ins gesunde».

Sein erstes Mal

Keine Frage: James Bond, dieser virile Arbitrator Eleganz des Sex, Luxus und der Moden, der Star-Agent des MI6 mit der Lizenz zum Töten, ist seit «Casino Royal» (2006), seit Craig die Rolle übernahm, umerzogen worden. Vorbei die Zeit, als von Sean Connery über Roger Moore bis Pierce Brosnan die Agenten ihrer Majestät noch Upperclass-Smarties waren, die mit süffisanter Nonchalance den machthungrigen Goldfingers und Blofelds auf gleicher Höhe begegneten, nach dem Motto: «Na, wie weit sind wir mit der Bombe? Aber die Kontrolle behalten besser wir, oder?», und über zahllose Girls verfügten, Damen mit mokanten Namen wie Molly Warmflash oder Honey Ryder. Als

Pussy Galore (Honor Blackman) «Goldfinger» (1964) verschönte, schäumten die christlich geprägten Medien über den anzüglichen Namen. Dass Connery sie ins Schlafzimmer nötigte, obwohl sie nicht wollte, wäre heute in der «me too»-Ära ein Vergewaltigungstatbestand. Damals war das nicht erwähnenswert.

Mit Craigs Auftritt in «Casino Royal» war es vorbei mit der freizügigen Luxuskonsumwelt. Leicht freudlos entstieg er in hellblauer Badehose dem Meer, angelehnt an die legendäre Szene mit Ursula Andress aus «Dr. No» (1962). Eva Green, Craigs Partnerin, wurde von einem Reporter des *Guardian* gefragt, ob es nicht ihr gegenüber unfein sei, dass Craig im Film größere Brüste habe als sie. «Nun», antwortete sie, «er ist das Bond-Girl, nicht ich. Er ist derjenige, der oben ohne aus dem Wasser steigt.» In «Skyfall» (2012) gerät er in die Finger des gelbhaarigen Perversen Silva (Javier Bardem), der ihn mit geschminkten Augen anmacht, ihm die Schenkel streichelt und beruhigend meint, dass es für alles ein erstes Mal gebe. Bonds ungerührte Antwort: «Wie kommst du darauf, dass es sich um mein erstes Mal handelt?» Silva zuckt verblüfft zurück, als wollte er sagen: He? Der berühmte Geheimagent Ihrer Majestät und Frauenverführer hat ein Geheimnis, das wir noch gar nicht kennen?! Die homophobe Äußerung versetzte das Studio in helle Aufregung, der Satz sollte sofort raus aus dem Film. Doch Produzentin Barbara Broccoli war dagegen. Sie hatte erkannt, dass sich die Zeiten geändert hatten.

Dass sich Bond in Vesper Lynd (Eva Green) verliebte, sie dann aber in jenem Element zu Tode kommt, dem er am Anfang entstieg, ist in der Bond-Hagiografie nicht neu, aber der Mangel an Lässigkeit, die seine Vorgänger in solchen Fällen auszeichnete, sehr wohl: Aus dem Gentleman-Playboy Bond wurde ein Kanalarbeiter («Gerührt oder geschüttelt?» – «Dafür habe ich keine Zeit»), im wörtlichen wie übertragenen Sinn. Er passte nicht mehr so recht in die Anzüge und gab sich seelischer Tiefgründigkeit hin, entdeckte, was seine Vorgänger nicht kannten: Gefühle. Statt Süffisanz Gram.



«Tu was!»: Daniel Craig und Ana de Armas

O mein Gott! Bond war mal eine Pop-Mixtur-Ikone aus Casanova, Sherlock Holmes und Don Juan, frei von psychischen Fisimatenten. «Sind Sie auch Tourist?», fragt eine schneie Dame den geschneigelten Roger Moore in «Octopussy» (1983). «Nein, ich bin zum Vergnügen hier, Madame.» Wo ist das Vergnügen geblieben?

Leicht freudlos entstieg er dem Meer, angelehnt an die legendäre Szene mit Ursula Andress.

In «Skyfall» ist Craig kummergebeugt über Ms (Judi Dench) Tod. In ihr sah er eine Ersatzmutter. Oder ist die neue Selbstquälerei nur eine Kompensation, weil er nicht mehr mit den Bond-Girls spielen darf?

In der jüngsten und letzten Craig-Mission «No Time to Die», die gerade mit Riesenschall weltweit gestartet ist, gibt es statt Ironie und Humor nur noch einen schmallippigen, finster dreinblickenden, von einer grundsätzlichen Wut zerfressenen Bond, der fast drei Stunden durch eine umständliche Handlung hetzt. «No Time to



in «No Time to Die».

Die» beginnt wie ein Horrorfilm, wird zur Liebesromanze und dann zum Action-Reisser. Kann das der Hardcore-Bond-Fan noch goutieren?

Für Momente flackert der alte Witz auf

Bond ist in luxuriöser Rente auf Jamaika, als ihn sein alter CIA-Freund Felix Leiter (Jeffrey Wright) kontaktiert, um einen entführten Wissenschaftler zu retten. Es geht um eine Biowaffe, die aus einem staatlichen britischen Labor gewaltsam geklaut wurde. Mit ihr lässt sich die Menschheit ausrotten, was Spinner Safin (Rami Malek) auch vorhat. Bevor Bond sich dem Irren widmet, der zudem seine Geliebte Madeleine Swann (Léa Seydoux) und ihre Tochter als Geisel hält, muss er sich noch mit Altbösewicht Blofeld (Christoph Waltz) herumschlagen, der wie Hannibal Lecter im Glaskasten hockt.

Die amüsantesten Szenen hat «No Time to Die», wenn Craig am alten Platz erscheint, beim MI6, im Büro von M (Ralph Fiennes), mit Miss Money Penny (Naomi Harris) und Q (Ben Whishaw). Da flackert für Momente der alte Witz auf. Der Rest ist nicht langweilig, aber auch nicht ge-

rade spannend. Mysteriös ist die Verfolgungsjagd im malerischen süditalienischen Matera, in dem Pier Paolo Pasolini einst seinen Jesus-Film drehte. Bond und Swann im Aston Martin werden auf dem Marktplatz eingekesselt und beballert. Hunderte von Kugeln beanspruchen die Panzerglasscheiben, und Bond sitzt kataton am Steuer, Swann wird das unheimlich. Was geht ihm durch die Birne? Lasst den Kelch an mir vorübergehen? Swann schreit ihn an: «Tu was!» Bond tauscht per Knopfdruck die Scheinwerfer mit den Maschinengewehren und mäht alles nieder.

Die Herstellung von «No Time to Die» war ein zäher Prozess. Ursprünglich war Danny Boyle als Regisseur vorgesehen, er überwarf sich jedoch wegen des Drehbuchs mit den Produzenten Barbara Broccoli und Michael G. Wilson und wurde durch Cary Joji Fukunaga («True Detective») ersetzt. Dann kam die Pandemie, die Produktion wurde durch neue Planung, Überarbeitung, Trailer immer teurer. Die Streaming-Dienste wie Netflix lockten mit acht Millionen Dollar, und das Vertragsstudio MGM wäre offenbar bereit gewesen (sogar von einer

Serie wurde gemunkelt), auf den Deal einzugehen, aber Broccoli und Wilson stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen. Der Krach wurde beigelegt, der 250 Millionen Dollar teure Film wurde aber auch zum Wagnis. Ob der sehr korrekte Bond, der keiner Frau mit Anzüglichkeiten an die Wäsche geht, bei den Fans

«No Time to Die» hat auf kuriose Weise mehr mit den Fleming-Büchern als mit den Bond-Filmen gemein.

noch Wohlwollen findet? Das Problem dabei: Durch seine «Läuterung» unterscheidet er sich kaum noch vom Rest der Action-Helden. Ein gefesselter Prometheus, frei von jedem flamboyanten Flair, in den Hades verbannt: Nomi, die neue 007, betritt ohne Umschweife Bonds Schlafzimmer. Dort nimmt sie nur ihre Perücke ab: «Ich hätte nie gedacht, dass Sie dieses Teil als Erstes ablegen.» Tja, so ändern sich die Zeiten.

Sehnsucht nach echter Zärtlichkeit

«No Time to Die» ist retrospektiv und hat auf kuriose Weise mehr mit den Büchern von Ian Fleming als mit den Bond-Filmen gemein. Auch wenn bei Fleming bereits die Frauen zur Luxusdestination gehören, hat Bond ein Innenleben. Im Erzählband «For Your Eyes Only» gibt es innere Monologe, in denen er die konsumistische Leere konstatiert. Ein anderes Mal soll er einen Mann töten, den er nicht kennt. Was ihm schwer zu schaffen macht. Zeitweise lässt er sogar Sehnsucht nach echter Zärtlichkeit erkennen.

In den Filmen wurde das gestrichen, die Frau blieb als Lustobjekt, zu genießen wie die Luxusapartments, Sonnenuntergänge, Grandhotels, Champagner. Sie kommen aus der Ferne und gehen in die Ferne zurück. Connery und Co. fanden genau das prima. Waren die Frauen da, liessen die Machos nichts anbrennen; sie verschwanden ja eh wieder. Eigentlich müssten, angesichts des grassierenden Korrektheitswahns, die frühen Bonds aus dem Verkehr gezogen oder zumindest «gereinigt» werden. Aber dann Flemings Bücher gleich mit. Sein Held war Rassist. Er hasste nicht nur Sowjets, Chinesen und Schwarze, auch die Franzosen («lächerlich») und Italiener. In «Diamonds Are Forever» heisst es: «Ein Rudel schlapper Italiener von der Sorte, die sich für die ganze Woche mit Pizza vollstopfen und am Samstag eine Tankstelle ausrauben, um sich das Geld für den Sonntag zu besorgen.» Die Spekulation, Bond könnte der Vater von Swanns Tochter sein, findet sich auch schon bei Fleming. Ob Lashana Lynch Bond beerbt, ist fraglich, aber kein schlechter Test. Man wolle erst kommenden Jahr darüber nachdenken, erklärte Barbara Broccoli. Vielleicht in der Hoffnung, der Zeitgeist sei dann wieder ein anderer.



Verkaufen oder nicht? Mutter (Rachel Braunschweig) und Sohn (Jérôme Humm) in «Neumatt».

Serien

Hacktäschli zum Frühstück

Benjamin Bögli

«Neumatt» (1. Staffel, 8 Folgen)
Auf Playsuisse abrufbar.

Für eine Fernsehanstalt wie SRF gehört es seit ein paar Jahren zum guten Ton, coole Serien im Stil der beliebten internationalen Streaming-Dienste zu produzieren. Wobei «cool» natürlich Ansichtssache ist. Nun betreten die Inhaltsingenieure vom Leutschenbach neues Terrain. «Neumatt» ist kein Krimi wie «Wilder» und auch kein Zeitstück à la «Frieden», sondern eine aktuelle, dramatische Bauernfamiliengeschichte. Der Vergleich mit den Gotthelf-Verfilmungen läge nahe, ist aber nicht ganz präzise, weil diese ja im 19. Jahrhundert spielten und nicht während der 1950er und 1960er Jahre, als sie ins Kino kamen. Um eine gehörige Portion «Käserei in der Vehfreude» und «Ueli der Knecht» kam man aber auch im neuen Jahrtausend nicht herum.

«Neumatt» startet fulminant. Es geht um die Disruption der Familie Wyss und deren Bauernhof. Eben servierte die Grossmutter anlässlich der Geburt eines herzigen Kälbchens noch Hacktäschli zum Frühstück, schon erhängt sich der Bauer im Stall. Zwei seiner erwachsenen Kinder haben der Landwirtschaft

längst den Rücken gekehrt, der jüngere Sohn fiel schon zweimal durch die Bauernprüfung, und dessen Frau will mit dem Milchmann durchbrennen. Wer übernimmt den Hof? Verkaufen oder nicht? Der «Neumatt»-Stoff ist brenzlich, bitter, aber auch süffig.

Zwei Folgen lang bringt dieses Gemisch Vorzügliches auf den Bildschirm. Die Figuren haben hohes Identifikationspotenzial: Man hat das Gefühl, Personen desselben Typs aus dem eigenen Umfeld zu kennen, oder man sieht sich ein Stück weit selbst in ihnen. Die wenig moralisierende Zeichnung des Milieus überzeugt ebenfalls. Die Bauern sind hier nicht einfach hinterwäldlerische Dumpfbacken, wie sie in der fiktiven «Tatort»-Welt der deutschsprachigen gebührenfinanzierten Sender seit Jahrzehnten

Nach und nach verblasst die Story aber, und das Nervenkostüm der Figuren wird dünner und dünner.

sonst gerne dargestellt werden. Hier handelt es sich um Menschen vom Land mit Hirn und Herz. Vor allem, wie die Geschwister miteinander umgehen, berührt. Als Zuschauer ist man auch nicht den Extravaganzen eines einzelnen Hauptdarstellers ausgeliefert wie zum Beispiel in «Wilder», wo das Privatleben der Kommissarin plötzlich wichtiger wird als der Fall. In «Neumatt» ist das Privatleben der Fall.

Nach und nach verblasst die Story aber, und das Nervenkostüm der Figuren wird dünner

und dünner. Gegen Ende der sechsten Folge finden die Dialoge praktisch nur noch in höchster Eskalationsstufe statt. Das ist völlig übertrieben, passt aber zur desaströsen Überhastung, mit der die Geschichte vorangetrieben wird. Da wird Milch vergiftet, werden Leute entlassen und wieder eingestellt, plötzlich Schulden in rauen Mengen gemacht, obwohl jedem bewusst ist, dass es nicht so schnell geht, bis ein Hof verkauft werden kann; ganze Vermögen werden abgehoben, Kühe gekauft und wieder verkauft. Es wird einem fast schwindlig. Dabei hätte man lange acht Folgen à 45 Minuten Zeit, um die Handlung glaubwürdig zu entwickeln.

Gesellschaftliches Phänomen

Die Macher von «Neumatt» verrennen sich in einer der anspruchsvollsten Disziplinen der Fernsehunterhaltung: einen Soap-Opera-ähnlichen Stoff in die Höhen eines cleveren, prickelnden Dramas zu stemmen. Die Amerikaner sind Weltmeister darin: «Mad Men», «House of Cards», «Billions», «Big Sky»... es gibt unzählige Beispiele. «Neumatt» ist zu ernst, als dass man der Serie die Soap-Opera-haften Wendungen verzeihen würde. Einen Trend aus der angelsächsischen Welt hat SRF in «Neumatt» indes telquel übernommen: den schwarzen Schwulen. In Hollywood werden derzeit auffallend viele Homosexuelle von Afroamerikanern gespielt. Ob die schwarze Bevölkerung diese angesagte Stereotypisierung gut findet?

Ein gewisses gesellschaftliches Phänomen bringt «Neumatt» wiederum brillant auf

den Punkt: Alle wollen ihr eigenes Ding machen. Die zu purem Eigensinn führende, überbordende Individualisierung wird mit dem Bauernhofstreit eindrücklich dargestellt. Den Familienmitgliedern ist der Kompass komplett abhandengekommen: Orientierungslos pendeln sie zwischen Stadt und Land, zwischen Zusammenhalt und Egoismus, zwischen Verbindlichkeit und Abenteuerlust hin und her. Die Schauspieler kommen diesem Wankelmut mit einer beachtlichen Leistung bei. Allen voran Rachel Braunschweig, die Kate Winslet der Schweiz, in der Rolle von Katharina Wyss, und Julian Köchlin, der ihren Sohn und den Wirtschaftsberater Michael spielt.

Was der turbulenten Serie schliesslich fehlt, ist ein Fels in der Brandung. Eine Person, auf die man sich als Zuschauer zur Not verlassen kann und die etwas Ordnung ins Chaos brächte, auch ohne eine Linie Kokain im Hirn. So etwas wie ein wahrer Held oder eine wahre Heldin.

Klassik

Schwerarbeiter am Dirigentenpult

Manuel Brug

Nikolaus Harnoncourt: Farewell from Zurich. Beethoven, Mozart. Prospero

«Sie müssen einfach alle elektrischen Sender und Antennen ausfahren.» Das sagte einer der ganz grossen Dirigenten im November 2011 zum damaligen «La Scintilla»-Orchester, der Barockabteilung des Opernorchesters Zürich (inzwischen Philharmonia Zürich), die er nach seinem Bild und Willen geformt hatte. Es war Nikolaus Harnoncourts letzter Auftritt bei dem Ensemble, mit dem er in den 1970er Jahren Monteverdis Opern für das Repertoire neu entdeckt hatte, später Mozart überprüfte, Offenbach moussieren liess, ja sogar Verdis «Aida» ausprobierte.

Gemeinsamkeiten mit Karajan

Langsam hatte der greise, damals fast 82-jährige Meister des Originalklangs begonnen, sich von den Podien der Welt zurückzuziehen. Die Kräfte schwanden, er wollte sich konzentrieren. Also hiess es Abschied nehmen von den Berliner Philharmonikern, dem Amsterdamer Concertgebouw-Orchester, den Wiener Philharmonikern – alles bedeutende Orchester, vor denen zu stehen es der einstige Cellist der Wiener Symphoniker wohl selbst am wenigsten für möglich gehalten hätte. Er aber, der dann ein paar Monate vor seinem Tod am 5. März 2016 in Sankt Georgen im Attergau endgültig dem Dirigieren entsagt hatte, er konzentrierte sich in seinen drei letzten pro-

fessionellen Jahren weitgehend auf das von ihm und seiner Frau Alice 1953 gegründete Concentus Musicus Wien, sein erstes Stammensemble.

Man hätte damals, in den frühen 1950ern im Wiener Konzerthaus, gern dabei sein wollen. Als sich nämlich – der eine am Pult, der andere noch am Cello – die künftig einflussreichsten Dirigentenpersönlichkeiten des späten 20. Jahrhunderts gegenüberstanden. Beides

Harnoncourt und Karajan, das waren zwar zwei Antipoden, die sich aber doch sehr ähnelten.

Österreicher vom (ondulierten) Scheitel bis zur oft ungeduldig aufschlagenden Sohle, der eine von Bagatell-Adel, der andere aus uraltem luxemburgisch-lothringischem Geschlecht: Herbert von Karajan und Johann Nikolaus Graf de la Fontaine und d'Harnoncourt-Unverzagt. Der eine, mehr als zwanzig Jahre älter, starb 1989, der andere veränderte schon davor und danach dann auch in Salzburg das Klangbild der Orchester. Zumindest bei einem bedeutenden Teil des Repertoires.

Harnoncourt und Karajan, das waren zwar zwei Antipoden, die sich aber doch sehr ähnelten – nicht nur in ihrem Arbeitsethos. Beiden ging es unbedingt und mit extremem Fleiss um die Wahrheit der Musik, jeder freilich suchte sie anders. Karajan im Schönklang des durchgesetzten und konsensfähigen klassisch-romantischen Repertoires, das er freilich sowohl in der



Ein ewig Suchender:
Dirigent Harnoncourt.

Oper wie auch im Konzert bis an seine Grenzen erkundete. Harnoncourt – schon während seiner Orchesterzeit, aber noch stärker, als er 1969 seine Stelle als Cellist aufgab – in der pionierhaften Erforschung des damals als «Alte Musik» abgetanen Barockerbes, das in den staubigen Archiven ein Dornröschendasein führte.

Während Karajan sein mediales Imperium ausbaute und den Kult um die eigene, besonders in seinen abgefilmten Konzerten mythisch verklärte Persönlichkeit perfektionierte, suchte Harnoncourt nach originalen, oft von späteren Druckbildern abweichenden Noten und nach historischen Instrumenten, auf denen er sich mühsam deren überlieferte Spielweise aneignete.

Sein Plattenerbe ist inzwischen fast so gross wie jenes von Herbert von Karajan, in seiner Vorbildfunktion ist es wohl noch wichtiger und folgenschwerer für die gegenwärtige Interpretationshaltung. «So, jetzt gehen wir keinen Millimeter von der Fantasie weg. Was wir an Fantasie gewonnen haben, das wollen wir jetzt behalten.» So hat Nikolaus Harnoncourt in jenem Zürcher November 2011 zu den Musikern gesprochen, auf deren Notenpulte Beethovens 5. Sinfonie lag. Und wir können das jetzt nachhören, diese Proben wie auch das restlos überzeugende Ergebnis, das eben, nach den Bändern des SRF, das kleine, aber rührige Schweizer Label Prospero auf zwei CDs zugänglich gemacht hat.

Herrlich streitbares Temperament

«Ein Erdbeben hatte sich ereignet, die Erschütterungen waren durch Mark und Bein gegangen», hiess es damals in einer Rezension. So weit muss man gar nicht gehen. Aber enorm hörenswert und spannend ist es schon, was Nikolaus Harnoncourt, dieser ewige Suchende, hier zu sagen hat: über Mozarts hell gegliederte «Gran Partita», KV 361, für zwölf Bläser und Kontrabass als ausserordentliches Werk orchestral anmutender Kammermusik wie über die berühmte Beethoven-Sinfonie mit ihrem brutal explodierenden Finale.

Und zu erleben ist noch einmal: Harnoncourt war neugierig wie eloquent, und er hatte ein herrlich streitbares Temperament. Es ist mindestens genauso ein Vergnügen, ihm stumm am Pult zuzuhören wie ihn als Dirigent des Worts zu erleben. Und ja, wir meinen sogar, ihn wiederzusehen: am Pult ein Schwerarbeiter, schwitzend, mit den Augen rollend, mit offenem Mund und fliegendem Haar seltsame Schwingbewegungen ausführend, an die sich selbst die distinguiertesten Klangkörper längst gewöhnt hatten. Denn Nikolaus Harnoncourt, der begnadete Pädagoge, der mit jeder Faser die Musik lebte, konnte sich auch ungenau sehr präzise mitteilen – dank des von ihm geprägten Begriffs der «Klangrede», die erst ein lebendiges Musizieren zu ermöglichen scheint.

Kunst

Skilegende und Brauchtumsmaler

Thomas Renggli

Wenn Willi Forrer von seinen grossen Zeiten als Skirennfahrer erzählt, sprudelt es nur so aus ihm heraus. Seine Augen blitzen, als gäbe er im Zielraum ein Interview. Und noch immer kann er sich masslos über das Gehabe der Verbandsfunktionäre ärgern. «An der WM 1962 in Chamonix waren wir in der Schweizer Delegation sechzehn Aktive – begleitet von 36 Offiziellen. Irgendetwas stimmte da nicht.» Forrer, heute 86 Jahre alt, aber noch von hellwachem Geist und beeindruckender Fitness, gehörte zu den komplettesten Skirennfahrern seiner Zeit. 1962 gewann er mit dem Hahnenkamm in Kitzbühel die schwierigste und härteste Abfahrt der Welt. Als Prämie erhielt er einen Lederkoffer. Mit dem Sport habe er nie Geld verdient, sagt er. Deshalb arbeitete er jeweils zwischen April und November auf seinem gelernten Beruf als Skiwagner.

In Erinnerung geblieben sind aber auch seine vierten Plätze an Grossanlässen. Gleich viermal musste er an Olympia und WM mit der undankbarsten Platzierung vorliebnehmen. Darauf angesprochen, sagt er heute lachend: «Damit muss man leben. Die Uhr lief vermutlich zu schnell.» An den Weltmeisterschaften 1987 in Crans-Montana, als die Schweizer und Schweizerinnen die Konkurrenz in Grund und Boden fuhren, aber Franz Heinzer in der Abfahrt als Vierter einen bitteren Moment erlebte, trat Willi Forrer als Tröster aufs Parkett: «Schau mich an, Franz! Obwohl ich so oft Vierter war, geht's mir heute wunderbar.»

Doch Forrer konnte auch anders. Er war ein unbequemer Geist, scheute keine Konfrontation und sprach aus, was er dachte. 1962 kritisierte er in einem Interview mit Radio Beromünster offen das Selektionsverfahren des Schweizer Verbands. Dafür wurde er für zwei Jahre gesperrt. Es bedeutete faktisch das Ende seiner Karriere. Doch es war auch der Anfang einer Erfolgsgeschichte.

Ein Bild pro Jahr

Aufgewachsen auf einem Bauernhof in Wildhaus mit sechs Geschwistern, besass Forrer immer das Gespür für Landschaft und Natur: «Bei meinem Vater lernte ich alles, was auf einem Bauernhof zu tun war.» Im Alter von fünfzehn Jahren habe er während zweier Jahre das Vieh ganz allein versorgt und zweimal täglich sechzehn Kühe gemolken – von Hand. Auch die Butter- und Käseproduktion gehörte zu Forrers Tageswerk.

Von seiner Mutter, einer gelernten Trachtenschneiderin, die ihre Sujets immer selber entwarf, erbte er das künstlerische Talent. Schon



Kindheitserinnerung: Willi Forrer malt alles aus dem Gedächtnis.

als Kind habe er Blumen und Kühe mit Wasserfarbe und Tusch auf Papier und Holz gemalt, erzählt er im kleinen Atelier im Obergeschoss seines Wohnhauses in Klosters – wobei «Wohnhaus» eine Untertreibung ist: Forrer lebt mit

Von seiner Mutter, einer gelernten Trachtenschneiderin, erbte er das künstlerische Talent.

seiner zweiten Ehefrau Johanna in einem 400-jährigen Bauernhaus. Wie in einem Museum hängen Instrumente und Geräte des bäuerlichen Lebens an der Wand – alles an seinem Platz, alles in fein säuberlicher Ordnung. «Ich bin ein Perfektionist», sagt Forrer – als ob seine wunderbaren Bilder nicht schon Beweis dafür genug wären.

Sein Flair für den präzisen Pinselstrich perfektionierte er und wurde im Verlauf der Jahre

zum vielleicht besten Brauchtumsmaler der Schweiz. Seine Bilder – Alpaufzüge, sanfte Hügellandschaften, Bauernhöfe und Sennen – sind Erinnerungen an seine Kindheit: «Ich male praktisch alles aus dem Gedächtnis.» Zu seinen Lieblingssujets zählen die Churfürsten, die er in seinem Elternhaus ständig vor Augen hatte. So zeichnete er diese markante Bergformation sogar in jenen Jahren mit fast chirurgischer Präzision, als er im fernen Kanada wohnte.

Während seiner Skikarriere und in den folgenden Jahren als Verkäufer im Detailhandel legte Forrer den Pinsel zur Seite. Erst der Wunsch seines Vaters nach einem «wasserfest bemalten Eimerbödli» brachte ihn 1974 zu seiner Leidenschaft zurück. Seine Motivation sei das Vermitteln des geliebten Brauchtums aus dem Appenzell und dem Toggenburg: «Die Freude daran gibt mir die nötige Kraft und Ausdauer, um die Bilder möglichst naturgetreu zu malen.» Die Anfertigung eines Bildes brauche

viel Geduld. Denn die Darstellung vieler kleinster Details ist nur mit feinsten Pinseln und verdünnter Ölfarbe möglich. Um den Farben doch die volle Deckkraft und Ausstrahlung zu geben, müsse er die Bilder dreimal malen.

Während andere Künstler bei der Umsetzung ihrer Ideen die Hilfe von Lichtreflektoren, fototechnischen Mitteln oder Computeranimationen beanspruchen, legt Forrer grossen Wert darauf, dass bei ihm alles Handarbeit sei. Von Massenproduktion kann keine Rede sein. Pro Jahr malt Willi Forrer nur ein bis zwei Bilder. Wie viel er dafür verlangt, will er nicht sagen. Sonst könnte das Steueramt noch dumme Fragen stellen. Doch ums Geld gehe es ihm so oder so nicht. «Meine Bilder sollen leben», sagt er – und verrät, wie man einen echten Forrer sofort erkennt: «Auf jedem meiner Bilder hat es vier Vögel.» Vier! Bei Willi Forrer steht diese Zahl für herausragende Qualität.

Podcast Anekdoten und Apokalypsen

Anton Beck

Lanz & Precht: Podcast. ZDF. Jeden Freitag

Wer regelmässig die TV-Talkshow von Markus Lanz schaut, wusste schon, dass er, der grosse Talkmaster Deutschlands, sich mit ihm, Richard David Precht, dem grossen Philosophen Deutschlands, ganz gut versteht. Dass die beiden nun jeden Freitag in ihrem eigenen Podcast-Format «Lanz & Precht» plaudern, unterstreicht das nochmals. Und da man ahnen konnte, wie das Podcast-Konzept aussehen könnte, ist das Ergebnis nicht wirklich überraschend.

Richard David Precht erwähnt bei jeder Gelegenheit den aus seiner Sicht für die Zukunft notwendigen Komplettumbau der Gesellschaft und die zerstörenden Auswirkungen des Klimawandels, oder er trumpft auf mit Philosophievorlesungen. Markus Lanz spricht deutlich weniger, sagt Dinge wie «genau» oder «wow»; oder aber er erzählt Anekdoten. Von Stahlarbeitern in den USA, denen er begegnet sei, oder vom «Sprühregen», bei dem man rausgehe mit dem Gefühl, keinen Schirm zu brauchen, aber nach zwanzig Minuten sei man klatschnass. Lanz erzählt die Geschichten, von Reisen und Beobachtungen, Precht ordnet das ins grössere philosophische Universum ein. Bei den Arbeitern sieht er den Zerfall der amerikanischen Mittelschicht und weiss auch sonst allerlei Lexikonwissen zu verbreiten – ausser beim Sprühregen, da muss selbst Precht passen.

Obwohl die Folgen auch zeitlose Themen aufgreifen wollen – etwa das Altern –, kommen die beiden immer wieder auf dieselben Klima- oder Gesellschaftsapokalypsen zu sprechen. Sie sind sich dabei auch immer einig. Das macht dem Zuhörer vor allem eines: schlechte Laune. Auch stört die süffisante Gelassenheit, mit der Lanz und Precht über diese Welt da draussen sprechen, fast so, als seien sie nicht Teil von ihr, sondern sässen in ihrem Glashaus – ohne sich daran sonderlich zu stören. Das wirkt schnell elitär und herablassend, so als versuchten da zwei völlig sorgenlose, finanziell abgesicherte Männer mit einem Kopfschütteln über die Probleme von Leuten zu reden, die finanziell weniger abgesichert und auch sonst weniger sorgenlos sind. Vor allem aber haben die beiden eine Grundregel des Podcast-Formats missachtet:



Sie sind sich zu ähnlich. Obwohl Precht sich als Philosophen bezeichnet, ist auch er ständig in den deutschen Medien unterwegs und hat somit fast denselben beruflichen Hintergrund wie Lanz. Zudem stimmen die zwei politisch meist überein, Lust am Debattieren kommt da nie auf, stattdessen bleibt es beim gegenseitigen Bestätigen der eigenen Meinung.

Nicht zuletzt nimmt ein solcher Podcast den beiden auch ein bisschen von ihrem Glanz. Markus Lanz ist jeweils am stärksten, wenn er als Talkmaster Politiker in die Zange nimmt. Richard David Precht schreibt tolle Bücher, weiss philosophischen Themen einen neuen Drive zu geben. Doch wenn die beiden sich an kein Skript halten, wenn sie einfach nur plappern, dann wirken sowohl der Talkmaster als auch der Philosoph – ausserhalb ihres Elements – ganz durchschnittlich.

Jazz Sound der Väter

Peter Rüedi

Kenny Garrett: Sounds from the Ancestors.
Mack Avenue MAC 1180

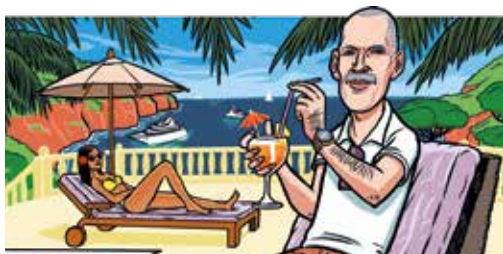
Kenny Garrett, geboren 1960 in Detroit, ist mit seinem Altsaxofon eine der eindringlichsten Stimmen im zeitgenössischen Jazz. Seit er 1982 in New York auftauchte, avancierte er schnell zum gesuchten Partner der versammelten Prominenz des sogenannten Post-Bop: der beiden Trompeter Freddie Hubbard und Woody Shaw zumal und des Drummers Art Blakey, dessen Jazz Messengers seit Mitte der 1950er Jahre als Band so etwas wie ein Durchlauferhitzer und ein Katapult für unzählige junge Talente war. So war auch Garrett in seinen Anfängen im Kern ein «Hard Bopper», allerdings einer, der immer auf Erweiterung seines Horizonts aus war, sei's als Beteiligter der späten Bands von Miles Davis (die Alben «Amandla» und «Dingo»), sei es als Partner der Gitarristen Pat Metheny und John Scofield oder von Rockgrössen wie Sting, Peter Gabriel oder Bruce Springsteen.

Coltrane des Altsaxofons

Diesen inspirierenden Partnern aus der Belagete des Post-Bop (*and beyond*) widmet Garrett sein jüngstes Album, zwei Stücke im Besonderen Art Blakey und dem 2018 verstorbenen Trompeter Roy Hargrove; aber in seinem ungemein vielseitigen Rezital greift er tiefer, in die Ur- und Untergründe, die unter allem Jazz und Rock liegen, die «Sounds from the Ancestors»: die Vielfalt der afroamerikanischen Roots im Gospel, Rhythm & Blues in der afrokubanischen Musik, dem schwarzen Blues und den Worksongs. *He talks with the spirits* (wie ein Stück von Roland Kirk ähnlich heisst), und das meint «A Love Supreme» des erleuchteten John Coltrane ebenso wie die Geister Afrikas. Was, versteht sich, heisst, dass dies ein enorm perkussives Album ist, mit dem Drummer Ronald Bruner Jr. im Zentrum und viel zusätzlicher Perkussion sowie Garrett selbst mit «perkussiven» Einwüfen auf dem Alto.

Was diese CD nicht ist: ein Konzeptalbum der verkrampft vorsätzlichen Art. Etwas repetitiv zuweilen, das ja, aber Beschwörungen sind nun mal Glaubenssache, auch für die beteiligte Gemeinde. Da gibt's schliesslich auch die profane Kunst des brillanten Pianisten Vernell Brown Jr. (eine Entdeckung!); und über den Wassern der vielfach bewegten Rhythmik blitzt und donnert in den stärksten Momenten allemal ein entfesselter Garrett, sozusagen ein Coltrane des Altsaxofons.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine reichen Freunde

Mark van Huissingling

Ihr Kolumnist gehöre zur Generation, «der alles in den Schoss gefallen ist». Las ich Babyboomer (geboren zwischen 1955 und 1969) jüngst in der *NZZ am Sonntag*. In dem Text ging's vordergründig um das «Luxusproblem» des Eigenmietwerts. Zur Hauptsache aber darum, dass sich Wohneigentum an Orten, wo zahlreiche Leute leben wollen, nur noch Privilegierte leisten können. Und im Kern darum, dass der *NZZaS*-Schreiber (mit Jahrgang 1974) es bisher verpasst hat, ein Vermögen, ein kleines wenigstens, aufzubauen (wie viele zwischen Ende der 1960er und der frühen 1980er Jahre Geborene), so sieht's aus.

Schon klar, als Journalist wird man nicht reich. Zwei der Ausnahmen, die die Regel bestätigen: Mathias Döpfner, 58, und Marc Walder, 56. Döpfner ist Vorstandsvorsitzender und Mitbesitzer von Axel Springer, der deutschen Verlagsgruppe; er war mal auch Schreiber, in der *Weltwoche* erschien ein Artikel von ihm über den «Ursprung der Welt» (Sie wissen schon, Gustave Courbets Ölbild der haarigen Möse, Pardon: Vulva). Walder ist CEO von Ringier, er begann dort als Journalistenschüler, ein Jahr nach MvH, nebenbei erwähnt. (Für Döpfner und Walder war's kein Schaden, dass die Eigentümer ihnen Beteiligungen zu, sagen wir, vorteilhaften Bedingungen überliessen.)

Die allgemeingültige Erkenntnis, die sich daraus ableiten lässt: Der Lohn reicht, um Brot zu kaufen und Steuern zu zahlen, salopp gesagt (manchmal sehr viel Brot, einverstanden). Will man dieses zudem mit Butter bestreichen beziehungsweise mit Kalbsbraten, Lachs oder Kaviar vom Beluga-Stör (*Huso huso*) et cetera belegen, braucht es mehr als ein Arbeitsein-

kommen. Equity, Anteile/Bestände, nämlich. Dazu eine persönliche Erinnerung: Im Frühjahr 2008 fand im Zürcher «Kindli» ein «Dinner for friends» statt. Einer meiner Tischnachbarn war David Allemann, mit dem ich ein bisschen bekannt bin und den ich einordnete als den Typen, der für Vitra Medienarbeit macht sowie ähnlich aussieht wie Michael Stipe von der Rockband R. E. M. Er erzählte, dass er bald aufhören werde beim Hersteller und Händler von Wohn- und Büromöbeln. Stattdessen habe er vor, eine neue Schweizer Laufsuhmarke mit zwei Kumpeln zu gründen.

Mitte September dieses Jahres, nachdem das Unternehmen On einen Teil der Aktien an der New Yorker Börse dem Publikum anbot, flossen 37,5 Millionen Dollar (35 Millionen Franken) zu Allemann. Die Anteile an der Firma, die der 51-Jährige noch hält, haben gegenwärtig einen Marktwert von 562 Millionen Dollar.

Ungefähr zu der Zeit, als Dave in New York reich wurde, zeigten mir Iwan Wirth, 51, Präsident und Mitgründer von Hauser & Wirth, sowie James Koch, Direktor und Partner, die neuste Niederlassung der Galerie für zeitgenössische Kunst und moderne Meister an der Bahnhofstrasse 1 in Zürich (sehenswert, hingehen). Iwan, seine Frau Manuela und seine Schwiegermutter Ursula (Hauser) verdienen gut mit Kunsthandel; die halbjährlichen Umsätze dürften im «neunstelligen Bereich und darüber liegen», stand im *Handelsblatt*. Noch mehr, viel mehr, profitieren sie aber durch die

«David erzählte, er habe vor, eine neue Schweizer Laufsuhmarke mit zwei Kumpeln zu gründen.»

– abgesehen von vorübergehenden Korrekturen – stete Wertsteigerung auf den Beständen. Mit anderen Worten: Es ist schön und einträglich, ein Kunstwerk zu verkaufen und einen Teil des Erlöses behalten zu dürfen. Es ist aber viel schöner (und einträglicher) mitanzusehen, wie die Bewertung von Kunst-Stücken, die man im Keller, Zollfreilager oder Museum als Galerist und Künstlernachlassverwalter anhäuft, steil nach oben geht.

Was uns zurückführt zu dem am Anfang wiedergegebenen Text der *NZZaS* über den abgefahrenen Zug/ die abgehobenen Preise

für Wohneigentum. Solches war, relativ betrachtet, die längste Zeit schon teuer. Jedenfalls wenn es sich um Häuser oder Wohnungen an bevorzugten Lagen handelte. Und die allermeisten Käufer gingen zu jeder Zeit ein für sie verhältnismässig hohes Risiko ein, wie es sonst Unternehmer tun (betreffend zukünftige Entwicklung, Finanzierung, Unterhalt und so weiter), als sie ihr Ei legten, sich also für die Investition entschieden. So viel zur Generation, der angeblich alles in den Schoss fiel.



UNTEN DURCH

Weisse Rosen

Linus Reichlin

Mit der Frau, die ich vor einer Woche in einer Bar kennengelernt habe, lief es anfangs gar nicht mal so schlecht. Nach dem ersten Sex waren wir beide der Meinung, dass wir schon Schlimmeres erlebt hatten. Zum Beispiel war die Frau in Alaska bei einem Abenteuerurlaub von einem Grizzly angefallen worden, doch dieser hatte sich im letzten Moment für ihre beste Freundin entschieden. Auf deren Grab legt die Frau jetzt immer am 2. Juli, dem Tag des Bärenangriffs, einen Strauss weisse Rosen.

Als sie mir im Bett diese Geschichte erzählte, war ich skeptisch, denn auf mich wirkte die Frau überhaupt nicht wie jemand, der gesehen hat, wie ein Grizzly die beste Freundin isst. Um zu testen, ob sie die Wahrheit sagte, stieg ich («Ich muss mal») aus dem Bett und zog in der Kleiderkammer das alte Bärenkostüm an, mit dem ich früher in der Fasnachtszeit bei Maskenbällen mehrfach prämiert worden war. Laut brüllend stürzte ich in dem Kostüm ins Schlafzimmer. Eine Stunde später wartete ich mit einem Strauss Treibhausblumen in der Notfallaufnahme der psychiatrischen Ab-

teilung des Universitätsspitals auf eine gute Nachricht. Ein Notfallpsychiater erklärte mir, die Frau habe ein schweres Trauma erlitten und müsse zur Beobachtung hier bleiben. Er fragte mich, ob ich wisse, warum sie dauernd «Der Bär ist wieder da!» schreie. Ich sagte: «Ja klar, weiss ich das! Ihnen würde es sicher auch nicht blendend gehen, wenn ihre beste Freundin von einem Bär gefressen worden wäre!»

Jedenfalls wusste ich jetzt, dass man ihr trauen konnte, und Vertrauen ist für mich die Grundlage jeder kurzen Beziehung. Nach ihrer Entlassung schenkte ich ihr den Bildband «Die 100 schönsten Katzenfotos der Welt», um sie schrittweise für Tiere mit Fell zu desensibilisieren. Mein Plan war, ihr als Nächstes den Bildband «Die grössten Raubkatzen der Welt» zu schenken und zum Schluss, wenn sie stark genug dafür war, «Die Bären Nordamerikas». Aber ich musste einmal mehr erkennen, dass die weibliche Seele zu filigran ist für männliche Problemlösungen. Die männliche Problemlösung ist wie ein Hammer, mit dem man eine Tulpe pflanzen will. Eine Tulpe sollte man mit zwei Fingerchen ganz vorsichtig eingraben, oder noch besser, man gräbt mit einem Teelöffelchen zuerst ein Löchlein, setzt die Tulpe mit einer Pinzette ins Löchlein und bläst dann die Erde in das Löchlein, zum Schluss klöpfelt man die Erde mit einer Gänsefeder fest. So will die weibliche Seele behandelt werden.

Nachdem die Frau sich von mir wegen unüberbrückbarer seelischer Grausamkeit getrennt hatte, trank ich eine Weile lang in der Bar, in der wir uns kennengelernt hatten, eine halbe Flasche Appenzeller Alpenbitter pro Abend. Das trug mir den Respekt der anderen Männer ein, die in der Bar ihren Kummer mit Whisky und Kirschnäpsen ertränkten, also mit Getränken, die jeder Mann trinken kann, der einen Schluckreflex hat. Aber eine halbe Flasche Alpenbitter – das ist wie «Ich war in der Fremdenlegion». Nach einigen Wochen schrieb ich der Frau vom Barhocker aus eine Nachricht: «Ich kann nicht mehr. Jeden Abend nur Alpenbitter. Noch eine Flasche, und ich zünde die Alpen an. Nur du kannst es verhindern.» So und nicht anders muss man mit Frauen reden.

Sie reagierte sofort: «Dann trink Kirsch, wie alle anderen auch.» Ich liebte ihren Witz, ihre Art, witzig zu antworten, ihren Humor, all das liebte ich. Das merkte ich jetzt. Ich wartete vor

ihrer Haustür auf sie, zuerst mit einer Flasche Alpenbitter in der Hand, weil ich mich nicht so schnell davon lösen konnte; ich bin eine treue Seele. Doch dann wartete ich mit einem Strauss weisser Rosen. Allerdings hatte ich vergessen, dass das nicht ihre Lieblingsblumen waren, sondern die ihrer verspeisten Freundin ...



FAST VERLIEBT Schlafscheidung *Claudia Schumacher*

«Kann ich dich zurückrufen?», rief meine Freundin vor ein paar Wochen atemlos in den Hörer. Als sie dann zurückrief, meinte sie, sie habe noch die Spuren ihrer Schlafscheidung verschwinden lassen müssen: die Couch einfahren, bevor die Putzkraft komme.

«Schlafscheidung»: Das Wort hörte ich zum ersten Mal. Meine Freundin hatte furchtbar viel beruflichen Stress dieses Jahr. In der Folge wurde ihr ohnehin zarter Schlaf noch zarter, und ihr schnarchender Freund schnarchte lauter, beunruhigt von ihrem Gezappel im Bett. Andauernd verunfallte einer der zwei spätnachts auf der Couch – und machte dem anderen am nächsten Tag Vorwürfe. «Wir entschieden, dass wir in getrennten Zimmern schlafen», erzählte meine Freundin, «zumindes, bis bei mir der Stress auf der Arbeit nachlässt.»

Ich erinnerte mich, vor vielen Jahren einmal den Parship-Fragebogen ausgefüllt zu haben. Ich musste angeben, ob ich früh oder spät zu Bett gehe, mit offenem oder geschlossenem Fenster schlafe et cetera. Zuerst fand ich das seltsam. Inwiefern sollte mein Schlafverhalten über eine Seelenverwandtschaft entscheiden? Aber dieses eine Drittel unserer Zeit, das wir im Liegen verbringen, ist natürlich ein Faktor für den Erfolg im Leben. Guter Schlaf steigert kognitive Fähigkeiten, das Wohlfühl und die

Leistungsfähigkeit, während schlechter Schlaf hohen Blutdruck, Depressionen und Diabetes befördert. Und guter Schlaf hilft der Liebe: Paare, die schlecht schlafen, streiten mehr. Paare, die gut schlafen, sind empathischer.

Dass meine Freundin ihre Schlafscheidung vor der Putzkraft versteckt, zeigt aber auch ein Stigma: Schlafen zwei getrennt, ist der Ofen aus – so will es das Klischee. Ich muss aber auch an manche Frau aus der Generation meiner Eltern denken, die ihr Leben lang ermattet in den Morgen ging, nachdem der Gatte mit seinem Schnarchen mal wieder die Nacht und den Schlaf seiner Frau zersägt hat. Trotzdem blieb man im Ehebett – die Nachbarn könnten ja reden. Dabei waren getrennte Betten zumindest bei den Wohlhabenden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts normal. Ärzte empfahlen, dadurch den schwächeren Schläfer zu schützen.

«Tatsächlich hatte das getrennte Schlafen zuerst nur positive Effekte», sagte meine Freundin neulich, als ich mich erkundigte: Sie seien beide wieder ausgeruhter und besser gelaunt gewesen und hätten einige konzentrierte Arbeitswochen gehabt. «Aber dann kippte das Ganze», meinte sie, «wir drifteten ein bisschen auseinander.» Gerade, wenn man viel arbeite, seien das Aufwachen und das Einschlafen die einzige Zeit für Intimität. Ein Problem sei auch der Platzmangel in ihrer Wohnung. «Wenn auf Dauer einer auf die Couch muss, ist das nicht ideal», resümierte sie, «aber sollten wir je ein Haus haben, brauchen wir definitiv ein Ausweich-Schlafzimmer. Für alle Fälle.»



Moderne Architektur

FRAUEN

Zurück zur Schule



Kinderstar:

Greta Thunberg.

Ich bin nie ein Fan der Pädagogin mit den Rattenschwänzchen gewesen, aber in der Pandemie klingt ihre Forderung, wir sollten einfacher leben, ganz besonders falsch. «Verschont von der Krankheit Mensch, heilt die Natur sich gerade selbst», sagten reiche Linke während des Lockdowns gern, schlürften in ihren sonnigen Gärten Fairtrade-Chenin-blanc und sahen sich dazu Bilder an von diesen niedlichen Ziegen, die aus den walisischen Bergen herunterkamen, um die leeren Strassen zu erkunden. Nur ein paar PLZ-Gebiete weiter wurden derweil ärmere Leute mittellos, obdachlos, wahnsinnig oder brachten sich um, weil es ohne Kapitalismus nicht ging.

Wie Ricky Gervais anlässlich der Golden-Globes-Verleihung 2020 zum ach so woken, aus Stars bestehenden Publikum sagte: «Ihr habt kein Recht, die Öffentlichkeit belehren zu wollen. Ihr wisst nichts über die Wirklichkeit. Die meisten von euch sind noch weniger Jahre zur Schule gegangen als Greta Thunberg» (sie hörte mit fünfzehn auf). Eine Kultur, die ein ignorantes Kind über einen lebenslang forschenden Umweltwissenschaftler wie James Lovelock (der heute sagt, er habe in Sachen Klimawandel zu schwarz gesehen) erhebt, ist wahrlich dekadent.

Thunberg kommt mir noch trauriger vor als die Schauspielerin Judy Garland, die vom Studio gezwungen wurde, Rattenschwänzchen zu tragen und ihre Brüste so zu bandagieren, dass man sie möglichst lange als Kinderstar verkaufen konnte, was ihr Leben ruinierte. Wir können nur hoffen, dass Greta Thunberg aufhört, die Welt retten zu wollen, und zurück zur Schule geht, bevor sie ihre Lernfähigkeit verliert.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

WAS MACHT EIGENTLICH?

Barbara E. Ludwig

Sie war die erste Polizeikommandantin der Schweiz. Heute gibt sie ihre grosse Erfahrung an junge Frauen weiter.



«Ich bewarb mich einfach»: Juristin Ludwig.

Spricht man mit Barbara E. Ludwig, verwundert es nicht, dass sie eine fantastische Laufbahn hingelegt hat. Sie wirkt klug und humorvoll – oder anders ausgedrückt: souverän. Zum Beispiel, wenn sie erzählt, dass sie, als sie 2002 im Kanton Schwyz das Kommando der Kantonspolizei übernahm – als landesweit erste Frau auf einem solchen Posten –, in der Offiziersausbildung erst einmal die Formalitäten lernen musste und wie man mit Waffen umging. «Ich hatte keine Ahnung von alldem. Am schwierigsten fand ich das militärische Anmelden. Ich konnte mir einfach nicht merken, was zuerst kommt: mit der Hand grüssen oder sprechen», sagt sie amüsiert.

Stets gefördert

Ludwig, in einem Luxushotel in St. Moritz aufgewachsen, studierte Jura, doktorierte und wurde 1996 Direktorin des Flughafengefängnisses in Zürich. Danach übernahm sie das Schwyzer Polizeikommando für vier Jahre und leitete später am Tribunal für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag ein Jahr lang die Abteilung für Opfer- und Zeugenschutz. Auf diese Aufgabe folgte die Direktion

des Amtes für Militär, Zivilschutz und Justizvollzug in Luzern. Zuletzt arbeitete sie in Zürich als Leiterin «Schutz und Prävention» des Sozialdepartements der grössten Schweizer Stadt.

Ludwig, die zum dritten Mal verheiratet ist, sagt, sie habe sich in Männerdomänen immer wohlfühlt. Ihre Arbeitsmoral sei ausgeprägt gewesen, die Karriere habe sie aber nicht vorausgeplant. «Wenn mich etwas interessierte, bewarb ich mich einfach, und so hat sich das eine aus dem anderen ergeben.» Sie glaubt nicht, dass es für sie als Frau schwieriger gewesen sei, sich im Berufsleben durchzusetzen. Sie wurde stets gefördert und hat das Wohlwollen der Mitarbeiter gespürt. «Klar, der Umgang war vor dreissig Jahren ein anderer, da gab es an den Sitzungen von den Herren schon mal Bemerkungen zu meinem Lippenstift oder zu meiner Kleidung.» Dies habe sie aber nicht wirklich gestört und schon gar nicht von ihrem Berufsweg abgehalten. «Das war einfach eine andere Zeit.»

«Sei mutig!»

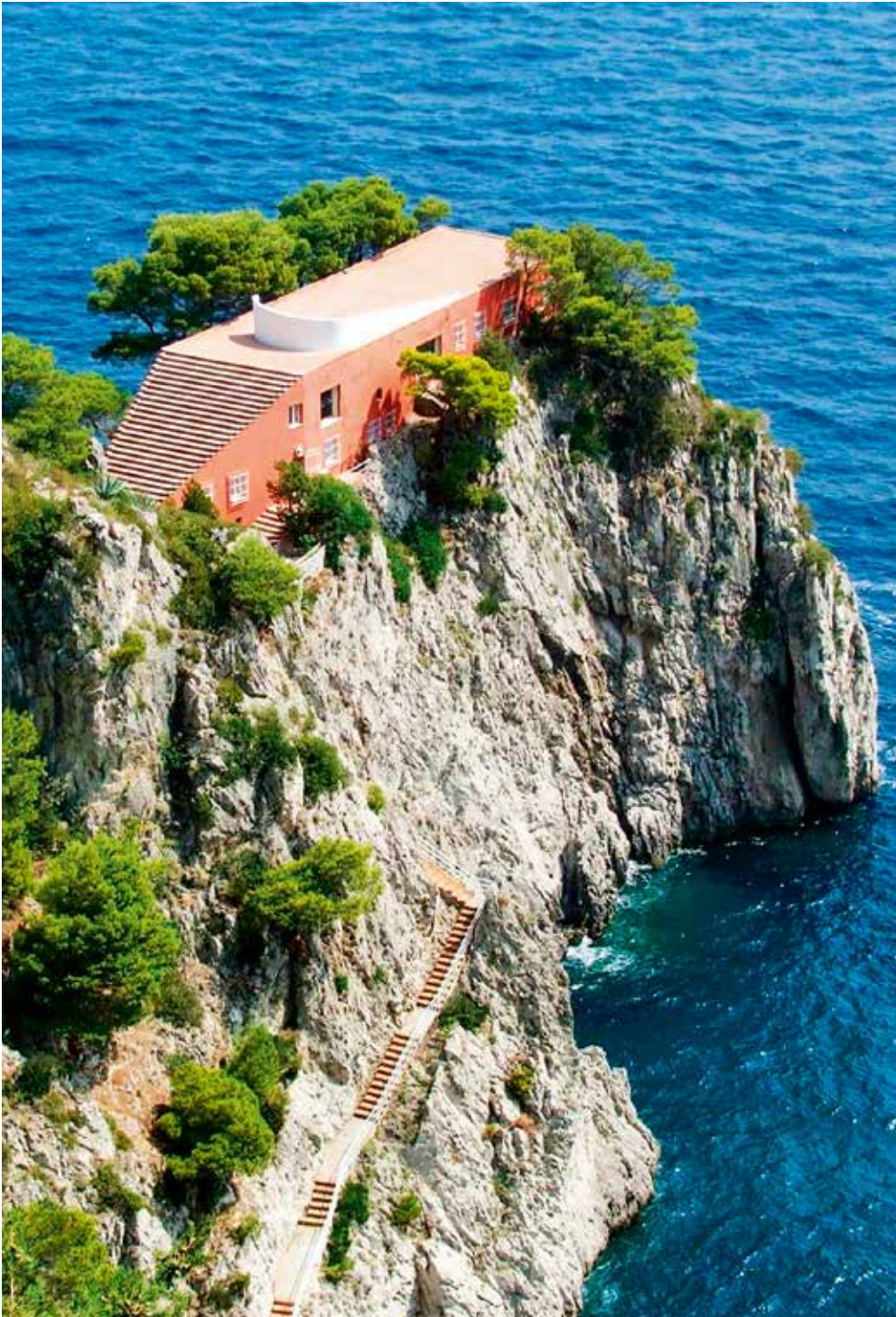
Im Frühjahr hat sie sich «auf dem Höhepunkt sogenannt frühpensionieren lassen», sagt die 63-Jährige. «Das bringt uns zum eigentlichen Thema: was ich heute eigentlich mache.» Zum einen leite sie ein Teilprojekt des wissenschaftlichen Stadtzürcher Projekts zu Cannabis. Neu wird sie sich demnächst als selbständige Beraterin dem Coaching von jungen Frauen widmen. Sie möchte diese ermutigen, ebenfalls und vermehrt in von Männern dominierten Berufen Fuss zu fassen – von naturwissenschaftlichen Jobs bis zur Arbeit auf dem Bau. «Das Wichtigste, was ich ihnen auf den Weg gebe: Sei mutig, trau dir etwas zu!»

Damit knüpft sie an ein Bonmot an, das sie vom damaligen Schwyzer Sicherheitsdirektor Alois Christen (FDP) aufgeschnappt hatte: «Blamiere dich einmal täglich!» Ludwig sagt, mit diesem Satz verbinde sie ein Schlüssel-Erlebnis.

Benjamin Bögli

Sündiger Fels

Auf Capri steht eine der spektakulärsten Villen der Welt. Erdacht hat sie der schillernde Politjongleur Curzio Malaparte.



Gegen alle Vorschriften: Villa Malaparte auf Capri.

Weltberühmt wurde das Haus mit den hundert Treppenstufen, die direkt ins Meer führen, dank Jean-Luc Godard – und Brigitte Bardot. Der Film-Avantgardist drehte 1963 einen Teil von «Le mépris» («Die Verachtung») in und um die Casa Malaparte. An der Ostküste Capris ragt sie weit weg vom Leben und gefährlich weit draussen auf einem Felsvorsprung seit 1942 ins Mittelmeer. Wie gemacht für Godard und sein unheiliges Liebesdrama.

Der Italiener, der die rote Villa mit dem weissen Flachdach erdachte und zusammen mit dem Architekten Adalberto Libera baute, hätte bestimmt keinen Einwand gehabt. Curzio Malaparte (1898–1957) mochte Glamour, die Extravaganz, aber auch die Politik und das raue Leben. Er provozierte schon mit seinem Nom de Guerre: Malaparte, der «schlechte Teil», als Gegenstück zum «guten» Bonaparte.

Malaparte war Schriftsteller (Skandalbuch «Kaputt»), Journalist, Diplomat und Held des Ersten Weltkriegs. Ein Mann, der schon mal die Schwiegertochter des Fiat-Gründers Giovanni Agnelli verführte. Politisch beeinflusst wurde er so, wie der Wind auf dem Fels der Punta del Massullo manchmal weht: von allen Richtungen. Es gab Zeiten, da betrachtete er die Provinz als Kern von Italiens Kultur, ein andermal begeisterten ihn die Futuristen; er war ein glühender Nationalist und Faschist, Verbindungsoffizier der Amerikaner und bekannte sich später zum Kommunismus. Kurz vor dem Tod konvertierte Malaparte zum Katholizismus. Seine einzigartige Villa vermachte der schillernde Politjongleur dann doch noch der kommunistischen Jugend Mao Zedongs. Das zweigeschossige Gebäude, das er zwischen 1938 und 1942 unter Missachtung aller geltenden Vorschriften errichtete, ging nach einem Rechtsstreit wieder an die Familie zurück.

Malaparte sagte, als er seinen berühmten Capri-Bau plante, er wolle «ein Haus wie ich: *trista, dura, severa*» (traurig, hart und streng). Ein Attribut hatte er vergessen: gefährlich. Die Dachterrasse, die sich 32 Meter über dem Meer befindet, hat kein Geländer.

Benjamin Bögli

Eine Bar zum Schlemmen mit viel Italianità

Bar dell'Osteria
Schellingstrasse 60,
80799 München
Tel. +49 89 286 73 670

Die Osteria italiana in der Maxvorstadt in München ist ein prächtiges, traditionsreiches Lokal. Leider war es auch das Lieblingsrestaurant von Adolf Hitler, wofür das Lokal nichts kann, aber doch für lange Zeit nach dem Krieg einen gehörigen Imageschaden davontrug. Inzwischen sind längst andere Zeiten angebrochen. Das Haus hat ein neues, strahlendes Renommee und mit der benachbarten «Bar dell'Osteria» ein urgemütliches, sehr viel Italianità atmendes kleines und feines Restaurant miteinander bezogen.

Die Wände sind getäfert mit den beschrifteten Teilen der Weinkisten, meist den



auserlesensten Tropfen der Produzentenkünder. Und überall stehen auch Flaschen herum: Trouvaillen, die man unbedingt verkosten sollte.

Das Lokal ist klein und eng, aber für Kerzen auf den Tischen und weisse Tischtücher reicht es alleweil. Der Patron, fast schon ein archetypisch herzlicher, eloquenter und ideenreicher italienischer Gastgeber, liess es sich nicht nehmen, uns mit einem nicht enden wollenden Programm zu verwöhnen: Carpaccio

mit Mozzarella und kleinen aromatischen Tomaten, prächtiges Vitello tonnato, gebratene Jakobsmuscheln mit Speck, wunderbar aromatisches Steinpilzrisotto, Steinbutt auf Spinat und mit gelben Tomaten, Oliven und Kartoffeln, Brasato mit Kartoffelstock. Schliesslich ein prächtiger Karamellflan und ein saftiger Schokoladenkuchen.

Alles mit dem Geschmack der *cucina della nonna*, aber mit der Eleganz und Frische der Küche unserer Zeit, und alles so gelungen, dass wir am liebsten gleich nochmals von vorne angefangen hätten. Oder wir kommen in der Trüffelsaison wieder: Auf der Karte stehen Artischockenherzen mit Taleggio und schwarzen Trüffeln oder Tagliolini mit Trüffel und Wachteleiern. Und wie es sich für eine Bar gehört, sind auch Tramezzini, Panini und Toasts im Angebot – als Begleitung für ein schönes Glas Wein.

WEIN/PETER RÜEDI

Zweierlei Mas

Mas de l'Oncle (Fabrice Bonmarchand):
Sélection 2017. Pic Saint Loup AOC, 14%.
Fr. 29.–.

Mas de l'Oncle: Plaisir de Nuit 2019, 13%.
Fr. 13.80.

Domaines Paul Mas (Jean-Claude Mas):
Blanc 1892 Pays d'Oc IGP 2020. 12,5%.
Fr. 11.40.
Alle Weine erhältlich bei: Weinhandlung am Küferweg, Seon. www.kueferweg.ch

In der Regel liefert Markus Schambergers Weinhandlung am Küferweg zu ihren monatlichen Probierpaketen ebenso vorbildlich kurzgefasste wie unmissverständliche Informationen. Für einmal bedarf das Angebot respektive das Bulletin einer Präzisierung. Es enthält drei Flaschen aus dem an dieser Stelle öftermal gepriesenen Languedoc: einen Weissen des Winzers Jean-Claude Mas und zwei Rote des Betriebs Mas de l'Oncle von Fabrice Bonmarchand, eines Weinguts in der jungen, kleinen und feinen Unter-Appellation Pic Saint Loup. Meint Mas im einen Fall einen Familiennamen (Jean-Claude – der im Jahr 2000 seine



Domaines Paul Mas gründete, heute ein Verbund von einem Dutzend Weingütern entlang der okzitanischen Mittelmeerküste – widmet einen Weissen seinem Urgross- und Gründervater Auguste), meint Mas im Fall von Bonmarchand wie überall in Südfrankreich und Katalonien einen Gutsbetrieb, in dem Fall ein Weingut von 15 Hektar in der Gemeinde Lauret. Zweierlei Mas also. Aber nicht zufällig in ein Angebot gepackt. Beide Weinmacher stehen für den Aufstieg der riesigen Appellation Languedoc-Roussillon (mengenmässig die grösste Frankreichs) zu einem im weiterhin Grossen und Ganzen eingebetteten Spezialitätenkabinett. Pic Saint Loup, nördlich von Montpellier gelegen, ist eine solche Besonderheit und der Topwein von Bonmarchand dafür ein sprechendes Beispiel: eine magistrale Cuvée aus überwiegend Syrah und etwas

Grenache und Mourvèdre, eineinhalb Jahre in Barriques gereift, mächtig im Auftritt, aber fein ziseliert in der Aromatik, geradezu barock in der Fruchtaromatik, konterkariert durch witzig-würzige Obertöne, Noten von etwas Lakritz, Schokolade, eine Spur Teer im Bass. Mas de l'Oncle präsentiert auch eine frisch-frech-jugendliche Basisvariante, einen süffigen Merlot-Grenache-Verschnitt. Auch hier zeigt sich schon der Spagat, der der neuen Generation von Languedoc-Winzern abverlangt wird.

Qualität ist zwar auch das eine Ziel von Jean-Claude Mas' grosser Bioproduktion (135 ha zertifiziert!). Das andere klar deklarierte Ziel ist aber, den Ball flach respektive die Preise tiefzuhalten. Der grösstenteils aus Chardonnay (und etwas Grenache blanc) gebaute Paul Mas Blanc 1892 hat gewiss nicht den Ehrgeiz, sich mit Weissweinnobilitäten aus dem Burgund zu messen, auch nicht, was die Lebensdauer angeht. Er ist ein Trinkvergnügen für hier und jetzt und keine Denkaufgabe. Ein blitzsauberer, einfacher, aber nicht banaler Weisser. Also weit entfernt von dem, was wir einmal (anderer Ort, andere Zeit, andere Flasche) als «Château Schüttmann» verspottet haben.

Zimmers Raumschiff-Sound

Es hat etwas gedauert. Aber mit dem iX schliesst BMW wieder zur Spitze des Elektroauto-Wettbewerbs auf.



Nichts weniger als ein fahrendes Symbol für die Transformation von BMW soll der neue iX darstellen. Das Elektro-SUV aus Bayern wird im November in der Schweiz lanciert und ist in seinem ganzen inneren und äusseren Erscheinungsbild tatsächlich so etwas wie eine Vorstellung von der Zukunft.

Bis 2030 will BMW zur Hälfte elektrische Fahrzeuge produzieren, und der letzte Woche den internationalen Medienvertretern vorgestellte iX ist das vorläufige Flaggschiff dieses Konzernumbaus. Äusserlich nimmt das ziemlich mächtige SUV Designideen des i3 wieder auf, zum Beispiel beim Übergang von der C-Säule zum Heck. Das ist nicht ohne Ironie: Mit dem 2013 lancierten, kompakten Leichtbau-Elektroauto leistete BMW Pionierarbeit, die man zwischenzeitlich allerdings einfach vergessen zu haben schien. Denn danach schien den Bayern einige Zeit nichts mehr zu dem Thema einzufallen, während die Konkurrenten laufend neue Modelle mit elektrischen Antrieben auf den Markt brachten.

Mit dem iX kann, will (und muss) BMW wieder zur Spitze aufschliessen. Während Mercedes mit der Limousine EQS ein futuristisches Spektakel präsentiert, wirkt der iX eher wie eine topmoderne elegante Lounge, ausgestattet mit bequemen Sitzen aus pflanzliche gegerbtem Leder, und als zentrales Bedienelement in der Mittelkonsole findet sich eine feinstrukturierte Holzfläche mit Touch-Bedienung sowie ein Dreh-Drück-Regler aus Swarovski-Glas, der je nach Lichteinfall regenbogenfarbene Reflexionen ins Cockpit wirft. Das wirkt alles erfreulich hochwertig und makellos ver-

arbeitet, und auch wenn das Design des Autos manche BMW-Fans etwas erschreckt hat, besitzt der iX einen unverwechselbaren Charakter und hat einen sehr eigenständigen Auftritt. Der erste, brillante Eindruck setzt sich beim Fahren fort, der Abrollkomfort ist hervorragend, das aufwendige Fahrwerk gehört wohl zum Besten, was in diesem Segment derzeit erhältlich ist.

Darüber hinaus ist die Geräuschkämmung exzellent, und während das zweieinhalb Tonnen schwere SUV mühelos auf 200 km/h beschleunigt, ertönt ein eigens komponierter Raumschiff-Sound des grossen Filmkomponisten Hans Zimmer. Auf der Höhe der Zeit – oder ihr sogar etwas voraus – sind auch die anderen elektronischen Bauteile des Autos. Navigation und andere Systeme laufen unter dem neuen BMW Operating System 8, ein elegantes, gebogenes Display zeigt alle Informationen an, und Richtungshinweise beispielsweise werden dank Augmented Reality sehr einfach lesbar.

Weniger offensichtlich beeindruckend, aber höchst effizient ist die adaptive Rekuperation, die mit Navigations- und Sensordaten der Fahrassistenzsysteme gekoppelt ist und so möglichst viel Energie zurückgewinnt. Denn Energie ist schliesslich das Thema, um das es in Zukunft gehen wird.

BMW iX xDrive50

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, elektrischer Allrad-Antrieb; Leistung: 523 PS / 385 kW; max. Drehmoment: 765 Nm; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h (abgeregelt); Li-Ionen-Hochvolt-Speicher: 105,2 kWh (netto); max. Ladeleistung (DC): 200 kW; Verbrauch (WLTP): 19,8–21,6 kWh; Reichweite: 630–591 km; Preis: ab Fr. 115 900.–



OBJEKT DER WOCHE Schwarm in Orange

Kürbis

Ab zirka 3 Franken pro Kilo erhältlich

Der Kürbis-Boom im Herbst hat auch damit zu tun, dass die Pflanze kalorienarm ist. Die Kartoffel hat einen mehr als dreimal so hohen Brennwert. Daneben beinhaltet der Kürbis aber eine grosse Portion Lebensgefühl, mit der unser angestammtes Kultschattengewächs, der *Härdöpfel*, nicht mithalten kann. Die orange Pflanze hat es geschafft, eine heimelige Wohlfühlstimmung zu verbreiten, welche die Sommer- bis zur Weihnachtszeit überbrückt.

Ein paar Informationen: Es gibt rund 800 Sorten; der Kürbis besteht zu 90 Prozent aus Wasser; die Weltermenge betrug letztmals 22 900 788 Tonnen, Spitzenreiter war China. Die USA, wo der «Cucurbita» vor ungefähr 9000 Jahren vor Christus seine Karriere begann, lagen auf Platz sieben. Der Weltrekordkürbis hat ein Gewicht von 1226 Kilogramm und wurde am 27. September in Italien gewogen.

Was aber macht die Faszination wirklich aus? Wir haben beim Kürbiskönig der Schweiz, der Jucker-Farm im zürcherischen Seegraben, nachgefragt. «Man kann mit ihm backen und kochen, ihn schnitzen, als Dekoration verwenden, die Kerne zu Öl pressen. Mal ist er riesig, mal winzig klein, mal farbig, mal voller Warzen, das Fruchtfleisch ist fasrig bis butterzart, mal schmeckt er nussig, mal süsslich – er ist unglaublich vielfältig. Auf unseren Feldern wachsen über 150 verschiedene Kürbissorten, und jede ist für sich einzigartig. Und kaum ein Gemüse läutet eine Jahreszeit so deutlich ein wie der Kürbis den Herbst», schwärmen die Jucker-Brüder Martin und Beat.

Benjamin Bögli

Angreifer zwischen den Pfosten

Für Torhüterlegende Pascal Zuberbühler ist Philipp Köhn der nächste Top-Goalie nach Yann Sommer. Was hat der 23-Jährige, was andere nicht haben?

Thomas Renggli

Philipp Köhn hat die Gardemasse eines Berufsboxers: 190 Zentimeter gross, 85 Kilo schwer. Er hat eine Strafraumpräsenz, die den gegnerischen Stürmern schnell einmal den Mut rauben kann. Und der Modellathlet mit einer Mutter aus Lausanne und einem Vater aus Deutschland weiss auch, wie man Tore schiesst: Als Junior war er ein wuchtiger Stürmer – bis er sich dazu entschied, Tore zu verhindern.

Es war die richtige Entscheidung. Mittlerweile gehört Philipp Köhn zu den talentiertesten Torhütern seiner Altersklasse in Europa. Und er erlebte mit Red Bull Salzburg etwas, wovon die meisten seiner Berufskollegen ein Leben lang vergeblich träumen: Zunächst führte er den Klub mit starken Leistungen in den Play-off-Spielen gegen den dänischen Spitzenklub Brøndby IF in die Champions League, dann hütete er auch in den bisherigen Gruppenspielen das Tor.

Wie sieht Köhn seinen Entwicklungsschub? «Klar ist das ein sehr grosser Sprung. Da hat wohl auch kaum jemand damit gerechnet.» Er habe aber immer gewusst, was er kann: «Ich habe stets an meine Stärken geglaubt und meinen Weg sehr fokussiert verfolgt. Dass es jetzt so gekommen ist, freut mich sehr.»

Familie, Freundin, Hund

Doch wer ist der junge Mann, der im nordrhein-westfälischen Dinslaken aufwuchs, zuerst in den deutschen Nachwuchsauswahlen spielte, aber später zum Schweizer Verband wechselte? Er sagt über sich: «Ich bin ein eher ruhiger Typ, der gern viel Zeit mit Familie, Freundin und Hund verbringt.» Und wo fühlt er sich zu Hause? «Gute Frage», sagt Köhn – und schiebt nach: «Mein Lebensmittelpunkt ist ganz klar Salzburg. Hier bin ich Spieler, hier gehe ich Tag für Tag zum Training und in meine Wohnung und fühle mich sehr wohl.» Geboren und aufgewachsen ist er in Deutschland. Durch seine Familie hatte er aber immer eine enge Bindung zur Schweiz. «Ich kann sagen, dass ich mich in drei Ländern sehr wohlfühle.»

Trotz seiner Jugendlichkeit verströmt Köhn grosses Selbstvertrauen und erstaunliche rhetorische Abgeklärtheit. Seine Sätze kommen



Pascal Zuberbühler, 50, stand 51-mal für die Schweizer Nationalmannschaft im Tor.

Pascal Zuberbühler über Philipp Köhn:

«Der ehemalige Junior des FC Wil flog in der Schweiz bisher unter dem Radar – auch weil er in Deutschland aufgewachsen ist und zunächst für die deutschen Juniorenauswahlen spielte. Philipp Köhn ist ein grossgewachsener und spektakulärer Torwart, der mitspielt und bereit ist, Risiken zu nehmen. Sein Positionsspiel ist fantastisch. Dass er sich bei Red Bull Salzburg durchsetzen konnte, sagt alles über sein Potenzial.»

druckreif über die Lippen – auf dem Youtube-Kanal von Red Bull Salzburg spielt er schon auffällig oft eine Hauptrolle. Vor einigen Wochen verlängerte der Klub seinen Vertrag bis 2025. Ausgehandelt hatte diesen jene Agentur, die auch den deutschen Weltmeistertorhüter Manuel Neuer berät.

Was ebenso zu Köhns Charakter gehört, ist seine soziale Ader. Seit Dezember 2017 unterstützt er die Fussballschule Revelação do Santos im brasilianischen João Pessoa. Regelmässig schickt er Trikots, Torhüterhandschuhe und Fussballschuhe nach Südamerika. Zum Projekt war es spontan gekommen, als er die Schu-

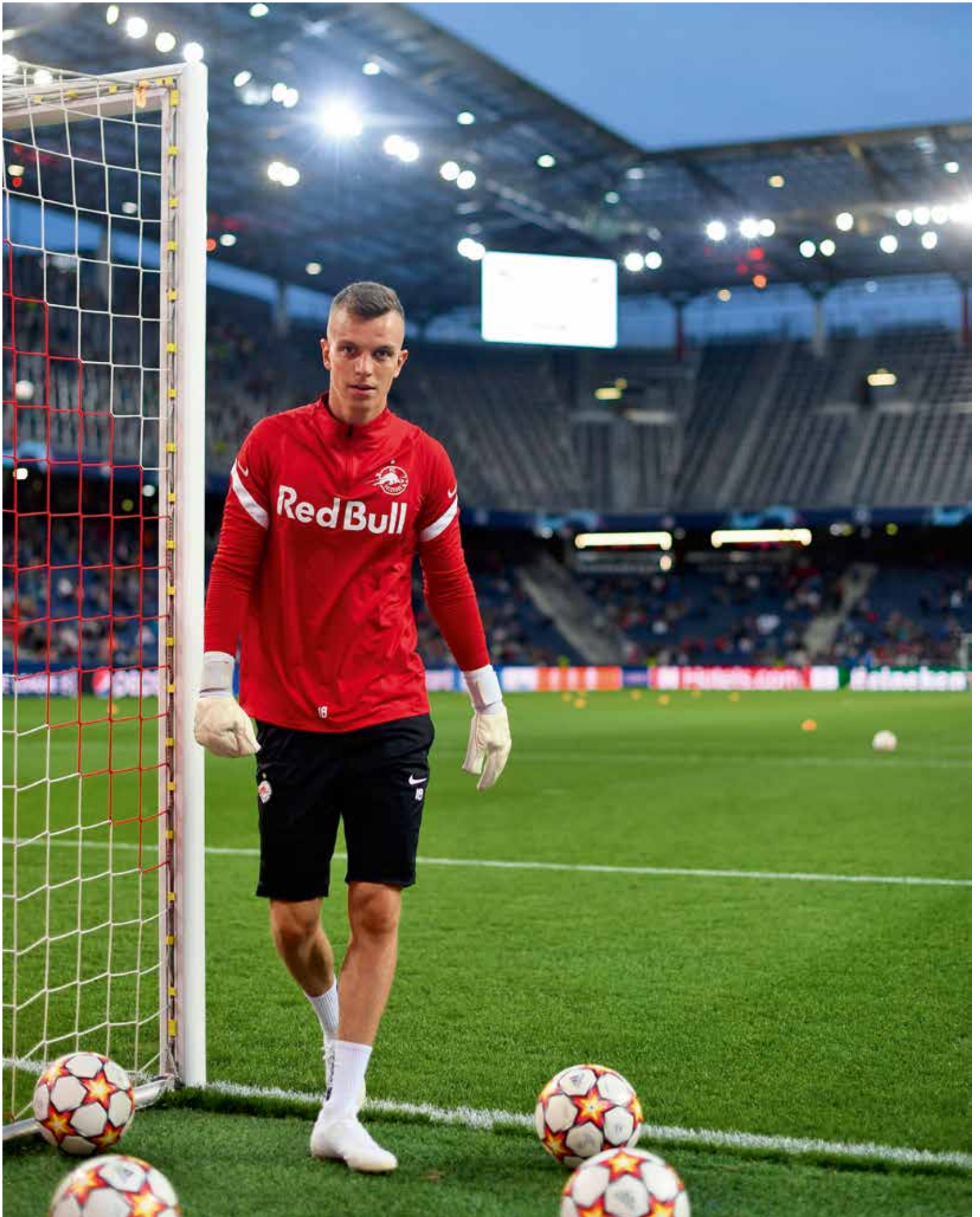
le erstmals besuchte. Er ist tief berührt davon, wie viel den Menschen in Brasilien der Fussball bedeutet. Philipp Köhn sagt: «Fussball zu spielen, ist ihr Leben. Dabei ist ihnen egal, dass sie auf einem Sandplatz spielen oder das Netz Löcher hat.»

Erkundigt man sich beim FC Wil nach Köhn, kriegt man nur gute Rückmeldungen. Der Mann, der dort neben Trainer Alex Frei am intensivsten mit Köhn gearbeitet hat, ist Torhütertrainer Philipp Bowald. Er attestiert dem jungen Goalie eine «bemerkenswerte Persönlichkeitsentwicklung» in seiner Zeit in der Challenge League. Im Gegensatz zur Red-Bull-Organisation, in der den Fussballern vieles abgenommen werde, seien in Wil Selbstständigkeit und Eigenverantwortung gefragt. Dies sei gerade für einen jungen Torhüter sehr wichtig. Und auch die Beispiele der Schweizer Top-Goalies – Yann Sommer, Roman Bürki, Jonas Omlin –, die in ihren jungen Jahren ebenfalls in der zweithöchsten Liga wichtige Erfahrungen gesammelt hatten, müsse Köhn Mut geben: «Spielpraxis ist in dieser Phase der Karriere durch nichts zu ersetzen.»

Man spürt die Schweizer Schule

Bowald erkennt in Köhn die typischen deutschen Tugenden: «Er bringt viel Entschlossenheit und Selbstvertrauen mit.» Von seiner taktischen Spielanlage her spüre man aber die Schweizer Schule: «Er ist flexibel in seinem Positionsspiel und passt sich der Situation gut an. Die Spielintelligenz gehört zu seinen grössten Stärken.» Und wo kann der Weg für Philipp Köhn hinführen? Alex Frei sieht in ihm einen künftigen Nationaltorhüter. Bowald bezeichnet diese Aussage als «mutig», schliesslich sei die Konkurrenz auf der Torhüterposition in der Schweiz sehr gross. Aber mit den Auftritten in der Champions League besitze Köhn die Möglichkeit, sich auf der grössten Bühne zu zeigen: «Schon jetzt gehört er für mich zu den fünf bis sechs stärksten Schweizer Torhütern.»

Und Goalietrainer Bowald weiss genau: Wenn sich Philipp Köhn auf höchster Stufe bewährt, kann es schnell gehen – noch schneller als bisher.



«Ich fühle mich in drei Ländern sehr wohl»: Torhüterhoffnung Köhn.

Gesinnungsethik im Cocktailkleid



«Tax the Rich»: US-Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez an der Met-Gala.

Vor vierzig Jahren begann der Feldzug des Neoliberalismus. Sein Versprechen: Die Wirtschaft prosperiert, wenn man sie von der Steuerlast befreit. Das Versprechen verfiel. In der Schweiz wurden wirtschaftsfreundliche Positionen an der Urne immerfort bestätigt, «Unliberales» wie Mindestlohn oder bedingungsloses Grundeinkommen hatte keine Chance. Auch die 99-Prozent-Initiative wurde fulminant versenkt. Das liberale Heilsversprechen hat dennoch Risse im Lack. Die gesellschaftliche Tiefenströmung zur Gesinnungsethik reicht weit in die politische Mitte. Das Vertrauen in die Wirtschaft sinkt, jenes in die NGO nimmt zu. Handlungen werden nach Werten beurteilt, nicht nach ihren Konsequenzen. Man denke an die Konzernverantwortungsinitiative, die vor einem Jahr nur am Ständemehr scheiterte. Der Trend hat den Öko-Pulli der 68er abgestreift und kommt im schicken Look der Millennials daher. Die reichsten 1 Prozent (die fast einen Viertel der Einkommensteuern bezahlen) werden sich hingegen warm anziehen müssen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Mein Mann – wir sind seit vierzehn Jahren zusammen – sagt immer, Sex sei völlig überbewertet. Hat er recht?
S. T., Wermatswil

Eine irrsinnige Frage. Denn sie impliziert ja, dass Sie das anders empfinden als Ihr Mann; dass Sie offensichtlich mehr profitieren als er. Und das ist schon die Antwort. Ihr Mann scheint nicht so viel vom Sex zu haben, wie er sich das vielleicht wünscht oder in dem Ausmass, wie es in alltäglichen Medienberichten versprochen wird.

Die gute Nachricht ist aber: Sie können enorm viel für die Sexualität tun. So viel,

dass Ihr Mann den Sex auf keinen Fall mehr hergeben möchte. Ein Muss ist dies natürlich nicht.

Ich nenne Ihnen aber gerne weitere positive Faktoren: Je mehr Sie beide ähnlich viel vom Sex profitieren und dadurch mehr Sex haben wollen, desto mehr ist dieser sozusagen auch eine Ressource. Das kann so weit gehen, dass man als Paar, wenn man heftigen Streit hatte, miteinander Sex hat, weil beide wissen, dass sie sich damit wieder näherkommen.

Gerade auch in psychisch belastenden Zeiten wie in der Pandemie kann der Geschlechtsverkehr reinigend wirken. Wenn Sie Sex also als eine leicht zu aktivierende «Ressource des Guten» erleben, können

Sie enorm viel für sich und den anderen tun. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, dass Sie beide das wollen und darin investieren möchten.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch, «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache», erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an:
dania@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

MITTAGESSEN MIT ...

Rolf Studer

Die Zeit des exklusiven Luxus sei vorbei, sagt der Chef der Uhrenmarke Oris. Im Kanton Baselland arbeitet er an kreativen Ideen.



Es gibt auch Konfitüre: Uhrmacher Studer.

Als Standort einer Uhrenmarke mutet Hölstein («Hölschtä») eher exotisch an. Aber sofort wird klar: Hier im Baselland glaubt man an die Zukunft! Die Oris-Fabrik wird derzeit einer umfassenden Renovation unterzogen.

Inmitten von Plastikblachen, Baulärm und Handwerkern treffen wir Rolf Studer, den findigen Chef. Als Aktionär ist er an dem Unternehmen beteiligt, das als eines der letzten seiner Art nicht zu einem grossen Luxuskonglomerat gehört. Studers Mission: Die Firma Oris, bei der es früher regionaltypisch eher hemdsärmelig zu- und herging, in die Moderne führen.

«Das Zeitalter des exklusiven Luxus ist vorbei», erklärt der Chef, während er über die Baustelle führt. Oris stehe für «inklusive Luxus», der nicht ausschliesse, sondern einlade. Deutlich wird das Anliegen im ersten Stock. Bisher beschränkte sich der direkte Kundenkontakt auf einen panzerartigen Schalter, an dem die Eigentümer ihre Stücke zum Service bringen konnten. Jetzt werden die Wände eingerissen. Hier entsteht eine Cafeteria, in der sich künftig Kunden und Uhrmacher begegnen. «Wonderland

Waldenburg» nennt Studer das Konzept. Im neuen Shop sollen neben Uhren auch regionale Spezialitäten wie Konfitüre angeboten werden.

«Citoyen unter den Luxusmarken»

Mit viel Uhrmacherstolz präsentiert Studer die Modellalette seines Hauses. «Oris zeichnet sich durch mechanische Exzellenz aus», erklärt der Unternehmer. Als einer der ersten Uhrenhersteller habe man Anfang der 1980er Jahre entschieden, voll auf die mechanischen Zeitmesser zu setzen. Andere sahen die Zukunft verhängnisvollerweise im Quarz.

Sozusagen die Brot-und-Butter-Linie unter den Oris-Produkten ist die Taucheruhren-Kollektion Aquis. Sie zeichnet sich durch einen mechanischen Tiefenmesser aus, der den Wasserdruck auf einer Meter-Angabe wiedergibt – eine patentierte Erfindung des Hauses.

Viel Wert misst Studer auch Sondermodellen bei, die auf Umweltprobleme aufmerksam machen. So kommt eine Aquis-Variante mit Ziffernblatt aus recyceltem Plastik daher. Beim Mittagessen im nahegelegenen «Bad Eptin-

gen», einem schönen Ausflugsrestaurant mit traditioneller Küche, erklärt Studer seine Philosophie: «Die Uhr ist ein Luxusprodukt par excellence – niemand kauft sie, bloss weil er wissen will, wie spät es ist.» Gerade deshalb eignen sich Uhren hervorragend als Projektionsfläche für wichtige Anliegen. Bereits vor einigen Jahren hat Oris die Produktion auf CO₂-Neutralität getrimmt. Man verstehe sich als engagierter unternehmerischer Mitbürger – «wir sind der Citoyen unter den oft feudalistischen Luxusmarken». Oris-Uhren bewegen sich trotz ihrer hohen Qualität auf einem für den Mittelstand erschwinglichen Preisniveau.

Das Waldenburgertal, erzählt Rolf Studer, sei ursprünglich die Hauptverkehrsachse von Basel nach Bern gewesen. Mit dem Bau der Eisenbahnlinie habe die Region diese Funktion eingebüsst. Vorausschauende Unternehmer sind im Jahr 1904 auf die Idee gekommen, hier mit Uhrmachern aus der Romandie eine neue Marke zu etablieren. Und seither sorgt Oris dafür, dass die Zeit nicht stillsteht.

Florian Schwab



Zweite Gala:
Schweizer Schauspielerin Morgane Ferru.



Genossen ihre Zeit in Zürich:
Jury-Mitglieder Daniel Brühl (l.), Dieter Kosslick im Opernhaus.



Grund zum Feiern: Film-Festival-Duo
Christian Jungen und Elke Mayer.



Vergab den Fokus-Preis: Filmer Sönke
Wortmann (l.), Kollege Oliver Ziegenbalg.

BEI DEN LEUTEN

Funkelnde Nacht des Films

Am schönsten gesellschaftlichen Anlass der letzten Tage geriet auch die Prominenz ins Schwärmen.

Deborah Neufeld

Wie unvergessen der Hit «Africa» ist, spürten Toto-Sänger **Joseph Williams** und die Montreux All Star Band gleich zu Beginn der Award Night des 17. Zurich Film Festival. Die Gäste im Opernhaus tanzten bereits nach zehn Minuten. Mit Charme, smartem Witz und Feingefühl führte anschliessend Moderatorin **Sandra Studer** auf Englisch und Deutsch durch den Abend. Es war der gelungene Abschluss des Festivals, das während zehn Tagen 102 000 Eintritte verbuchte und Stars wie **Sharon Stone** oder **Paolo Sorrentino** anlockte.

Manchmal werden Prominente selber zu Fans: Die Hauptdarstellerin von **Michael Steiners** Auftaktfilm, «Und morgen seid ihr tot», **Morgane Ferru** (in Akris), genoss am Samstagabend ihre zweite Gala – ganz ohne eigene Film Premiere. «Mit **Wes Anderson** würde ich wahnsinnig gerne zusammenarbeiten», erzählte sie. Bei Influencerin **Zoë Pastelle** (in Loewe von Tasoni) wäre es **James Dean**, bei dem sie schwach würde – «wenn er doch noch leben würde!». Und **Luca Hänni**, der Schweizer Sänger, der über die Landesgrenzen hinaus Erfolge

feiert, träumt von **Justin Timberlake**: «Wenn ich mit dem zusammenarbeiten könnte, dann käme ich echt ins Schwitzen.»

Von überall her kamen sie in die grösste Schweizer Stadt und brachten die lange Nacht des Films zum Funkeln – auch die französische Schauspielerin **Alma Jodorowsky** und ihr britischer Berufskollege **Ray Panthaki**. Hollywood-Schauspieler **Daniel Brühl** («Inglourious Bastards»), der zusammen mit Festival-Legende **Dieter Kosslick** (19 Jahre Berlinale) in der Jury sass, war von Zürich begeistert.

Die Mutter *des* Schweizer Superstars schlechthin war ebenfalls anwesend und zeigte sich zugänglich – **Lynette Federer**. Als Mitglied der Roger Federer Foundation vertrat sie das Tennis-Idol bei der *silent auction* von Moët & Chandon – eine Wohltätigkeitsaktion zugunsten der Bildungsprojekte in Afrika und in der Schweiz. Für ihren Sohn seien seine Schweizer Fans etwas Besonderes: «Weil sie so tolerant sind» und ihn immer mit grossem Respekt behandeln, so die elegante Südafrikanerin. «Deshalb lebt er auch so gerne hier.»



Smarter Witz:
Moderatorin Sandra Studer.



Komponierten den Festival-Sound:
Diego und Lionel Baldenweg.



Brachten den Abend zum Glänzen: Influencerin Zoë Pastelle, Bruder Kai Holthuizen.



Idol Justin Timberlake:
Sänger Luca Hänni.



Trug Mourjjan:
Moderatorin Sylwina Spiess.



Aus London an der Award-Nacht:
britischer Schauspieler Ray Panthaki (l.).



In wohltätiger Moët-Mission unterwegs:
Janine Händel (l.), Gregory Carrier, Lynette Federer.



Zwischen L. A. und Zürich:
Moderator Max Loong.



Französischer Charme:
Actrice Alma Jodorowsky.

«Ich lebe bereits meinen grössten Traum»

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten berührt?

Manuela Frey: Am Rücken. Ich liebe Rückenmassagen.

Weltwoche: Was ist Glück für Sie?

Frey: Liebe. Zu lieben und geliebt zu werden.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Frey: Vor unheilbaren Krankheiten.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Frey: Es gibt so viel Leid auf dieser Welt. Für mich sind die Menschen Vorbilder, die sich tagtäglich im sozialen Bereich engagieren und sich für andere einsetzen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Frey: Natürlichkeit, Ehrlichkeit und Ausgeglichenheit.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Frey: Ehrlichkeit, Offenheit, Humor, Intelligenz, Zuverlässigkeit.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Frey: Das würde ich niemals im Leben tun. So etwas ist ein Vertrauensbruch.

Weltwoche: Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Frey: Malen.

Weltwoche: Ihr Spitzname als Kind?

Frey: «Manu».

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Frey: Ich glaube ans Universum.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Frey: Über Geld rede ich nicht ...

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Frey: ... über Sex auch nicht. *(Lacht)*

Weltwoche: Was lesen Sie am liebsten?

Frey: Romane oder Fachbücher über Innenarchitektur.

Weltwoche: Welche Idee, welchen Wunsch haben Sie endgültig begraben?



«Glaube an das Universum»: Strahlefrau Frey.

Frey: Ich lebe bereits meinen grössten Traum und bin wunschlos glücklich.

Weltwoche: Was wollten Sie schon immer gerne wissen?

Frey: Gibt es einen Anfang und ein Ende des Universums? Ist es wirklich so gross, wie ich denke?

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Frey: «You only live once, so live it right.»

Weltwoche: Welches TV-, Radio- oder Online-Format könnte ersatzlos gestrichen werden?

Frey: Irgendwie hat alles seine Daseinsberechtigung. Da möchte ich mich nicht festlegen. Wichtig ist, dass es nicht zu gesetzeswidrigen Handlungen aufruft.

Weltwoche: Was ist Ihr Lieblingsessen?

Frey: Als ausgebildete Ernährungsberaterin versuche ich, mich täglich gesund zu ernähren. Selbstverständlich gönne auch ich mir ab und zu eine Pizza, Fastfood, mal eine Schokolade oder ein Eis.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Frey: Es kommt auf die Situation an.

Weltwoche: Was würden Sie auf die berühmte einsame Insel mitnehmen?

Frey: Meine Liebsten.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Frey: Ich würde ab sofort ein Gesetz für Littering in Kraft setzen. Ich habe kein Verständnis für Leute, die ihren Müll nicht ordnungsgemäss entsorgen. Wir haben in der Schweiz wirklich genug Möglichkeiten.

Weltwoche: Haben Sie schon mal einen Porno geschaut?

Frey: Wer nicht? *(Lacht)*

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Frey: Meine damalige Managerin in New York. Als ich mit sechzehn nach New York gezogen bin. Ich musste sehr schnell erwachsen werden.

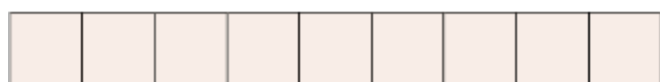
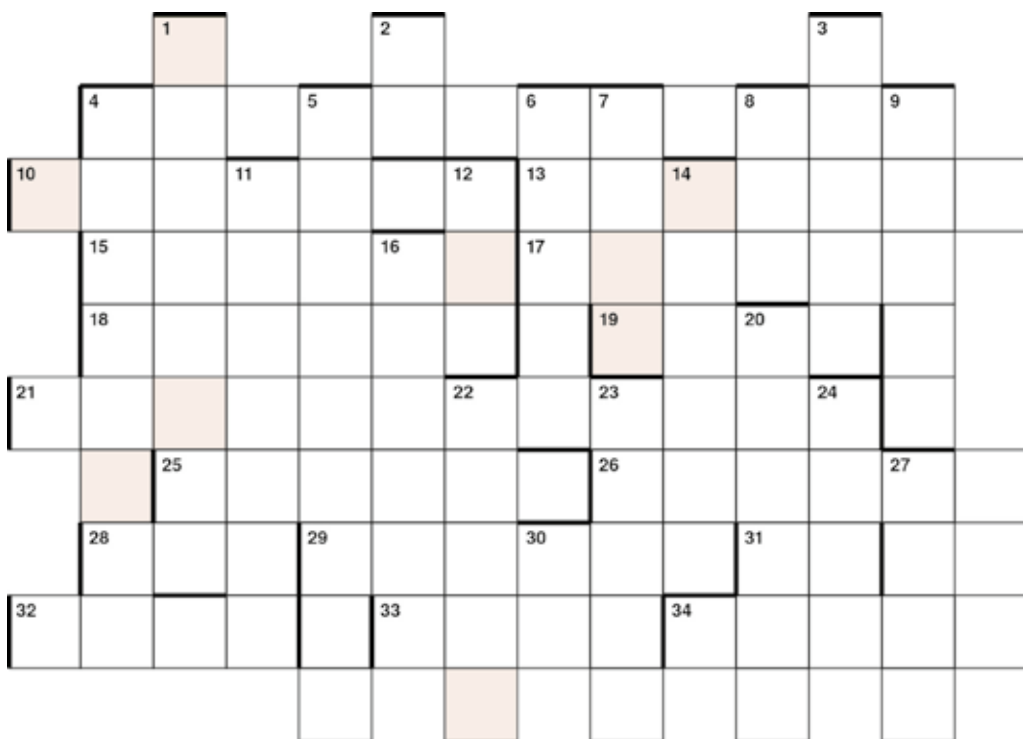
Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Frey: Nein, ich bin stolze Schweizerin.

Weltwoche: Wen würden Sie sofort adoptieren wollen?

Frey: Notleidende Kinder. Leider sind es viel zu viele.

Manuela Frey, 26, Gewinnerin des Elite Model Look Switzerland (2012), ist ein international erfolgreiches Model. Derzeit moderiert sie auf dem Sender Pro Sieben Schweiz die Castingshow «Switzerland's next Topmodel». Die Sendung wird jeweils am Mittwoch um 20.15 Uhr ausgestrahlt. Die Staffel endet am 3. November.



Lösungswort — Der hat eine weiche Landung.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Viele Zähne, jedoch keinen Mund hat eine Art so einer Art von Standarte. **10** Ein Adverb, das, zuletzt mit bis jetzt, bis zuletzt allem trotz. **13** Aus einem jour qui précède aujourd'hui und ausserdem aus ebendem besteht dieses Aus-Ebendem. **15** «Post-almuerzales Descansärchen», optional mit Schläfchen. **17** Muss jeder und endet für alle in jedem Falle tödlich. **18** Was, einmal entfacht, eine Ein- zur Zwie- tracht macht. **19** Schnell? Almost? Correct und korrekt! **21** Das Jemanden-sich-in-Hemdchen-oder-Hose-machen-Lassen aus dem Sangengebiet (situativ). **25** Tauber oder Turtler Sprechen oder Lachen. **26** Verstandesmässig pathologisch-übermässig nachlässig und an gegen dagegen. **28** Ho-doodily-mie-diddily-doo's okally-dokally-neighbourino. **29** Mais oigoui! Das ist auch ein Lauch. **31** Verdoppelt – circa 6.283 – einer der kindlichen Begriffe für Schiffe. **32** Ein Hauch (von Inspiration). **33** Vermehrt hängen darin alle, die alle sind. **34** Ist man's Manns, steht man seinen Mann / ihre Frau.

Senkrecht — **1** Die werden, während sie im Süden kürzer, dann länger, im Norden erst länger, dann kürzer. **2** Ein alter, ja geradezu antiker Knochen. **3** Von anderen als Ungezogenheit empfundene Gepflogenheit. **4** Einschlingend gewinnend, einschlagend aufregend, einwickelnd prickelnd. **5** Den, ein kleidlicher «Visch» oder «Fogel» oder so, machen Campino und Co. **6** Sein Motto: Ondrung sit sad helba Lebne. **7** Steh zur Seite, geh zur Hand, es ist pressant! **8** Was bist ist, ist ist is. **9** Die schmeckt bekanntlich besser als sie riecht. **11** Für eine Tochter der Doris mythologisch kategorisch. **12** Trägt ein Hacker zum Hacken am Crack in grey bis black. **14** Die mit Teppich sind klassisch-hierarchisch managerialen Gestalten vorbehalten. **16** Einer der Potamoi, wozwischen sich das Land zwischen Potamoi befand. **20** Von alters von jeher und beständig, wie das Dresdner Opernhaus. **22** Werden die gestrichen, wird das Handtuch geschmissen. **23** «Abgötisch» verehrte Kreaturen oder Figuren. **24** Eine aus- oder abschlagende, unter- oder absagende Suppeneinlage-Einlage. **27** Exponentiell besser als aller guten Dinge. **30** Der Zwanzigsteldollar, elementar.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 736



Waagrecht — **6** KATA[STROPHE] **10** EVENTKALENDER **14** ZIEGE **15** Dr. Banner verwandelt sich in RAGE in Hulk. **16** Das Wasser steht einem bis Oberkante Unterlippe= Man steht kurz vor dem RUIN. **17** «MARMOR, Stein und Eisen bricht» von Drafi Deutscher **19**I(-)PUNKT **20**ZWEIFEL **22** EGEUL: rückwärts Lüge **23** AI: Appenzell Innerrhoden (Gätter-Quelle) **24** EINSICHT: Anagramm von «Schiiten» **28** WIRF(!) **29** ALIEN: der Film **31** KAMEL **32** TEILZEITERIN

Senkrecht — **1** (Aus dem) STEGREIF: Steigbügel **2** ASTRO **3** FR[AGIL] **4** AHNUNG **5** AGENTUREN: Anagramm von «ungeraten» **6** KEIMZEIT **7** AVE MARIA **8** ANEMIE: franz. Blutarmut **9** PERUECKE **11** KAREN **12** LEPTIN: das Hormon **13** DIKE: engl. Damm, eindämmen, Lesbe **18** A[WAREN] **21** FILZ **25** SEIT **26** HART **27** TMI: Steht im Netzjargon für Too Much Information. **29** ALB **30** IE (je)

Lösungswort — **VERACHTEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



CELLINI MOONPHASE

Die Cellini Moonphase besitzt mit ihrem patentierten Mondphasenmodul eine der prestigeträchtigsten Komplikationen in der Uhrmacherkunst und wird ihre astronomische Genauigkeit für die nächsten 122 Jahre beibehalten.

#Perpetual



CELLINI MOONPHASE

BUCHERER

1888

bucherer.com